

Philippsen, Christine

Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung

Opladen, Berlin, Toronto : Budrich UniPress Ltd. 2014, 313 S. - (Zgl. Dissertation an der Universität zu Köln, 2013)



Quellenangabe/ Reference:

Philippsen, Christine: Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung. Opladen, Berlin, Toronto : Budrich UniPress Ltd. 2014, 313 S. - (Zgl. Dissertation an der Universität zu Köln, 2013) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-160508 - DOI: 10.25656/01:16050

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-160508>

<https://doi.org/10.25656/01:16050>

in Kooperation mit / in cooperation with:



Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft



Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten

Eine empirische Analyse von
Freundschaften und sozialer Unterstützung

Christine Philippsen
Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen
Wohnprojekten

Christine Philippsen

Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten

Eine empirische Analyse von
Freundschaften und sozialer Unterstützung

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2014

Zgl. Dissertation an der Universität zu Köln, 2013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-086-6

eISBN 978-3-86388-251-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat und technisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau

Danksagung

Diese Arbeit ist als Dissertation am Forschungsinstitut für Soziologie an der Universität zu Köln entstanden. An dieser Stelle möchte ich die Gelegenheit nutzen, Danke zu sagen:

Zuallererst gilt mein besonderer Dank meinem Doktorvater Prof. Dr. Michael Wagner für den großen Freiraum, den er mir bei Themenwahl und Ausgestaltung der Arbeit gewährt hat, sowie für seine beständige Gesprächsbereitschaft und seine konstruktiven Anregungen. Prof. Dr. Jürgen Friedrichs danke ich für die Übernahme des Zweitgutachtens.

Zudem danke ich meinen ehemaligen Kolleginnen und Kollegen am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln, die mich in der Zeit meiner Beschäftigung am Institut unterstützt haben; genannt seien hier vor allem Barbara Harms, Joël Binckli, Martina Peters und Petra Altendorf. Mein Dank richtet sich auch an Magda Ohly für ihre Unterstützung als studentische Hilfskraft. Der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung danke ich für die Finanzierung des Forschungsprojekts. Für konstruktive Gespräche, kluge Anregungen und Korrekturlesen danke ich Dr. Sabine Diabaté, Dr. Imke Dunkake, Jennifer Klöckner M.A. und vor allem Dr. Ina Berninger. Dr. Bernd Weiß danke ich für die Durchführung von Meta-Analysen für den Ergebnisteil und Friederike Brand für ihr überaus wertvolles Lektorat.

Ein ganz besonderer Dank gebührt den Bewohnern der Wohnprojekte, die sich die Zeit genommen haben, den Fragebogen auszufüllen. Begeistert hat mich, mit welcher großer Einsatzfreude viele Bewohner an der Befragung teilgenommen haben und mit welcher Offenheit und Selbstverständlichkeit wir an den Befragungstagen empfangen und versorgt wurden. Insbesondere den Ansprechpartnern und sonstigen engagierten Bewohnern in den einzelnen Wohnprojekten danke ich u.a. für die organisatorische Unterstützung vor und an den Befragungstagen, ausführliche interessante Gespräche, die nette Bewirtung und Führungen über das Projektgelände. Darüber hinaus gilt mein Dank den Teilnehmern des Pretests für ihre konstruktiven Anregungen zur Optimierung des Fragebogens. Auch Luise Willen vom koelnInstitut iPEK gab gute Tipps zur Verbesserung des Fragebogens.

Für ihr Verständnis und ihren Zuspruch danke ich Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews und meinen Kolleginnen des Instituts für Soziologie und Genderforschung an der Deutschen Sporthochschule Köln, besonders Theresa Hoppe und Uli Tischer.

Von ganzem Herzen danke ich meinen Eltern für ihre Liebe, ihre Unterstützung und vor allem für ihren Glauben an mich. Ein ganz besonderer und großer Dank geht an meinen Mann, der mich über den gesamten Promotionsprozess bestärkt und unterstützt hat. Meinem Bruder und meinen Freunden danke ich für ihren beständigen Zuspruch und ihre Geduld.

Christine Philippsen

Für Jan, Leona und meine Eltern

INHALTSVERZEICHNIS

Abbildungsverzeichnis.....	10
Tabellenverzeichnis.....	11
1 Einführung.....	15
1.1 Gesellschaftliche Relevanz der Arbeit	15
1.2 Zielsetzung der Arbeit.....	19
I. THEORETISCHER TEIL	25
2 Gemeinschaftliches Wohnen	25
2.1 Wohnen im Wandel der Zeit	25
2.2 Gemeinschaftliches Wohnen vor 1960	27
2.3 Gemeinschaftliches Wohnen seit 1960	30
2.3.1 Kommunen, Wohngemeinschaften, geplante Nachbarschaft ...	30
2.3.2 Wohngruppenprojekte seit 1970.....	34
2.3.3 Gemeinschaftliches Wohnen im gesellschaftlichen Wandel	37
2.3.3.1 Demografischer Wandel und Wohnen im Alter	38
2.3.3.2 Wandel und Gestaltung sozialer Beziehungen	42
3 Gemeinschaftliche Wohnprojekte	49
3.1 Der Forschungsgegenstand Wohnprojekt	49
3.1.1 Begriffsbestimmung und Vielfalt der Projekttypen	49
3.1.2 Motive für gemeinschaftliches Wohnen	57
3.1.3 Die Planungs- und Realisierungsphase	59
3.2 Stand der Forschung.....	63
3.2.1 Gemeinschaftsleben und Enge der Beziehungen	64
3.2.2 Soziale Unterstützung	70
3.3 Das Wohnprojekt als soziales System.....	72
4 Soziale Integration und soziales Netzwerk.....	79
4.1 Dimensionen sozialer Integration.....	80
4.1.1 Soziale Integration über soziale Einstellungen	82
4.1.2 Soziale Integration über soziale Handlungen.....	83
4.2 Soziales Netzwerk.....	86

5	Freundschaft als Dimension sozialer Integration.....	89
5.1	Freundschaft – eine Begriffsbestimmung.....	89
5.2	Die Erklärung der Entstehung von Freundschaften.....	93
5.2.1	Sozialstrukturelle Theorien.....	93
5.2.2	Sozialpsychologische Theorien	96
5.2.3	Zweistufige Theorien.....	98
5.3	Forschungsfragen und Hypothesen	100
6	Soziale Unterstützung als Dimension sozialer Integration	105
6.1	Beteiligte Akteure und auszutauschende Ressourcen	105
6.2	Die Erklärung sozialer Unterstützungshandlungen	107
6.2.1	Kooperation als rational motivierte Handlung.....	107
	Exkurs zum Prinzip der Reziprozität.....	109
6.2.2	Sozialstrukturelle Einflussfaktoren	114
6.2.3	Solidarität als normative Komponente.....	117
6.3	Forschungsfragen und Hypothesen	120
II.	EMPIRISCHER TEIL.....	125
7	Methodisches Vorgehen der Erhebung	125
7.1	Das Erhebungsinstrument	125
7.1.1	Erhebung der sozialen Netzwerke	126
7.1.2	Pretest	130
7.2	Stichprobenziehung.....	130
7.3	Vorbereitung und Durchführung der Befragung	135
7.3.1	Rekrutierung der Wohnprojekte	135
7.3.2	Durchführung der Befragung.....	136
8	Daten und Methode.....	139
8.1	Bestimmung der Netzwerkgrenze und fehlende Werte.....	140
8.1.1	Ausfälle auf Gruppenebene	141
8.1.2	Ausfälle auf Individualebene (Unit-Nonresponse)	142
8.1.3	Fehlende Werte bei der Analyse sozialer Netzwerke	143
8.2	Beschreibung der Stichprobe	146
8.2.1	Basisinformationen zu den Wohnprojekten.....	146
8.2.2	Die Sozialstruktur der Wohnprojekte	148
8.3	Auswertung und statistische Verfahren.....	152

9	Freundschaften in Wohnprojekten.....	157
9.1	Differenzen im Integrationsgrad	162
9.1.1	Operationalisierung der abhängigen Variable.....	162
9.1.2	Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	166
9.1.3	Ergebnisse.....	168
9.2	Bedingungen der Freundschaftswahl	172
9.2.1	Operationalisierung der abhängigen Variable.....	173
9.2.2	Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	174
9.2.3	Ergebnisse.....	176
10	Soziale Unterstützung in Wohnprojekten.....	187
10.1	Unterstützungsdimensionen und -beziehungen.....	188
10.2	Differenzen im Integrationsgrad	199
10.2.1	Operationalisierung der abhängigen Variablen.....	199
10.2.2	Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	204
10.2.3	Ergebnisse.....	206
10.3	Bedingungen sozialer Unterstützung	216
10.3.1	Operationalisierung der abhängigen Variable.....	216
10.3.2	Operationalisierung der unabhängigen Variablen.....	217
10.3.3	Ergebnisse.....	223
10.4	Exkurs: Identifikation als dritte Integrationsdimension	228
11	Fazit.....	233
11.1	Zusammenfassung und Diskussion	234
11.1.1	Freundschaften.....	234
11.1.2	Soziale Unterstützung.....	240
11.1.3	Soziale Integration	254
11.1.4	Gesellschaftliche und sozialpolitische Implikationen.....	256
11.2	Grenzen der Arbeit und Forschungsausblick	265
	Anhang: Tabellen und Abbildungen	269
	Literaturverzeichnis	283

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Erklärungsfaktoren für Kooperationshandlungen.....	113
Abb. 2: Wohnprojekte in Nordrhein-Westfalen nach Wohneinheiten	133
Abb. 3: Überblick über Grundgesamtheit und Stichprobenziehung.....	134
Abb. 4: Stärke der sozialen Beziehungen in den Wohnprojekten	159
Abb. 5: Freundschafts-Netzwerk von Wohnprojekt 4.....	164
Abb. 6: Erhaltene Hilfeleistungen aus dem persönlichen Netzwerk	188
Abb. 7: Einstellungen zu unterstützendem Handeln und emotionale Bindung an die Wohngruppe.....	220
Abb. 8: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 1	274
Abb. 9: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 2.....	274
Abb. 10: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 3.....	275
Abb. 11: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 4.....	275
Abb. 12: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 5.....	276

Tabellenverzeichnis

Tab. 1: Überblick zu Forschungsstudien über gemeinschaftliche Wohnprojekte	65
Tab. 2: Dimensionen sozialer Integration.....	81
Tab. 3: Realisierte Stichprobe.....	139
Tab. 4: Verteilung der Stichprobe nach sozio-demografischen Merkmalen	150
Tab. 5: Signifikanzniveaus	156
Tab. 6: Fehlende Werte: Beziehungsmatrix ‚emotionale Nähe‘	161
Tab. 7: Maßzahlen für abhängige Variable ‚Starke Beziehungen‘	163
Tab. 8: Unabhängige Variablen – Integration über Freundschaften	167
Tab. 9: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der Anzahl von Freundschaften: Rang-Korrelationen und lineare Regression	169
Tab. 10: Realisierte Beziehungen der Matrix ‚emotionale Nähe‘	173
Tab. 11: Bivariate QAP-Korrelationen – Bedingungen der Freundschaftswahl.....	178
Tab. 12: External-Internal-Indizes zum Test von Homophilie	181
Tab. 13: Binär logistische QAP-Regression – Bedingungen der Freundschaftswahl.....	184
Tab. 14: Meta-Analyse der binär logistischen QAP-Regression zur Erklärung der Bedingungen der Freundschaftswahl (random-effects-model).....	185
Tab. 15: Vollständige, unvollständige und unsichtbare Dyaden bei den Unterstützungs-Netzwerken	190
Tab. 16: Geleistete und erhaltene soziale Unterstützung.....	194
Tab. 17: Bivariate QAP-Korrelationen zu Charakteristika von Unterstützungsbeziehungen.....	198
Tab. 18: Bivariate Rang-Korrelationen der erhaltenen und geleisteten emotionalen und instrumentellen Unterstützung	200
Tab. 19: Deskriptive Statistik der Typologien sozialer Unterstützung	202

Tab. 20: Abhängige Variablen ‚Erhaltene und geleistete emotionale und instrumentelle Unterstützung‘	203
Tab. 21: Unabhängige Variablen – Integration über soziale Unterstützung	205
Tab. 22: Bivariate Zusammenhänge für die Typologie emotionale Unterstützung	207
Tab. 23: Bivariate Zusammenhänge für die Typologie instrumentelle Unterstützung	209
Tab. 24: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der erhaltenen sozialen Unterstützung: Rang-Korrelationen und binär logistische Regressionen	211
Tab. 25: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der geleisteten sozialen Unterstützung: Rang-Korrelationen und binär logistische Regressionen	214
Tab. 26: Abhängige Variable ‚Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung‘ nach Wohnprojekten.....	216
Tab. 27: Unabhängige Variablen – Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung	217
Tab. 28: Bivariate und multivariate Zusammenhänge – Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung: Rang-Korrelationen und lineare Regressionsmodelle	224
Tab. 29: Bivariate Rang-Korrelationen und partielle Korrelationen der Identifikation mit sozio-demografischen Merkmalen	229
Tab. 30: Bivariate Rang-Korrelationen und partielle Korrelationen der Identifikation mit Aktivitäten und sozialen Beziehungen im Wohnprojekt.....	230
Tab. 31: Soziale Integration über Freundschaften – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten	235
Tab. 32: Bedingungen der Freundschaftswahl – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten.....	238
Tab. 33: Soziale Integration über soziale Unterstützung – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten	246
Tab. 34: Bedingungen sozialer Unterstützung – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten.....	250

Tab. 35: Soziale Integration über Freundschaften und soziale Unterstützung – Vergleich der fünf Integrationsmaße	254
Tab. 36: Verteilung der Stichprobe beim Merkmal ‚Eintritt in die Gruppe‘	269
Tab. 37: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Integration über Freundschaften	270
Tab. 38: Unabhängige Variablen – Bedingungen der Freundschaftswahl..	271
Tab. 39: Bivariate QAP-Korrelationen der unabhängigen Variablen – Bedingungen der Freundschaftswahl.....	272
Tab. 40: Meta-Analysen der bivariaten QAP-Korrelationen zur Erklärung der Bedingungen der Freundschaftswahl (random-effects-models)	273
Tab. 41: Geleistete und erhaltene emotionale und instrumentelle Unterstützung nach Hilfedimensionen (1).....	277
Tab. 42: Geleistete und erhaltene emotionale und instrumentelle Unterstützung nach Hilfedimensionen (2).....	278
Tab. 43: Multiplexität der Unterstützungsbeziehungen.....	279
Tab. 44: Güte der Typologie emotionale Unterstützung (Diskriminanzanalyse).....	280
Tab. 45: Güte der Typologie instrumentelle Unterstützung (Diskriminanzanalyse).....	280
Tab. 46: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Integration über soziale Unterstützung.....	281
Tab. 47: Explorative Faktorenanalyse zu den Konstrukten ‚Solidarität‘ (F 1) und ‚Persönlicher Nutzen‘ (F 2)	281
Tab. 48: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Bedingungen sozialer Unterstützung.....	282
Tab. 49: Bivariate Rang-Korrelationen – Bedingungen sozialer Unterstützung	282

1 Einführung

1.1 Gesellschaftliche Relevanz der Arbeit

In einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt schließen sich mehrere Haushalte zu einer Gemeinschaft zusammen. Gewohnt wird in einem oder mehreren Häusern. Fester Bestandteil eines Projekts ist ein Gemeinschaftsraum oder -haus für gemeinsame Aktivitäten oder Treffen. Wohnprojekte unterscheiden sich in vielen Kriterien wie etwa Größe, soziale Zusammensetzung, Rechtsform oder architektonische Gestaltung.

Diese zwischen Gemeinschaft und Individualität angesiedelte Wohn- und Lebensform entsteht in Deutschland verstärkt seit den 1970er Jahren. Ihre Vorläufer reichen jedoch viel weiter zurück, zu den Beginnen ins Mittelalter oder der Genossenschaftsbewegung ins ausgehende 19. Jahrhundert. Auch die Kommunebewegung der 1960er Jahre gab wichtige Impulse. Insbesondere in den letzten zehn Jahren hat sich die Realisierung von Wohnprojekten erheblich beschleunigt: „Die Anzahl der kurz vor Vollendung stehenden Wohnprojekte sprengt jede Erwartung [...] Gemeinschaftlich Wohnen ist nicht nur im Aufwind, Wohnprojekte boomen geradezu“ (MBV 2008: 71; s. auch BBSR 2012a; Becker 2009: 42). Einen Bedeutungszuwachs haben dabei vor allem die Mehrgenerationenprojekte¹ erfahren, bei denen die Autoren² einer Forschungsstudie des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung für die Zukunft das größte Entwicklungspotential sehen (BBSR 2012b). Auch die Deutsche Welle titelte im Juli 2013 in einem Online-Artikel: „Mehrgenerationen-Wohnen immer beliebter“ (Peters 2013). Und hinsichtlich internationaler Entwicklungen konstatiert Fromm (2012: 391): „collaborative living is an important and growing housing alternative“.

Für Deutschland zeigt sich folgende Entwicklung der Zahlen realisierter Projekte: Während es in einer 1990 vom Bundesbauministerium durchgeführten Studie noch 220 Wohnprojekte gewesen waren (Brech 1999: 148), ermittelte Brech 1999 bundesweit knapp 340 Projekte. Aktuelle Recherchen von Fedrowitz (2013) ergeben deutschlandweit knapp 540 Wohnprojekte. Mit Blick auf den gesamten Wohnungsmarkt erscheint die Zahl von Gemeinschaftswohnprojekten zwar immer noch relativ gering: Während 93 Prozent

1 In dieser Arbeit werden die Begriffe Mehrgenerationenprojekt und Jung-Alt-Projekt synonym verwendet.

2 Der besseren Lesbarkeit zuliebe wird in dieser Arbeit auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet und nur die männliche Form verwendet. Wenn nicht ausdrücklich ein Geschlechterunterschied formuliert wird, bezieht sich die männliche Form daher auf beide Geschlechter.

der über 65-Jährigen in ihrer normalen Wohnung leben (BMFSFJ 1998: 94), liegt der Anteil derjenigen in gemeinschaftlichen Wohnformen bei unter einem Prozent (Schader-Stiftung 2006). Die Zahlen spiegeln aber nicht in angemessener Weise die gesellschaftliche Relevanz dieser neuen Wohnform wider, sondern sind maßgeblich dem langen, komplizierten Umsetzungsprozess der Projekte geschuldet (BMFSFJ 1998: 122). Darauf deutet auch die stärkere Nachfrage nach Wohnprojekten im Ausland hin, wie den Niederlanden oder Dänemark, in denen umfassendere, stärker institutionalisierte Fördermaßnahmen existieren³ (u.a. Brech 1999: 124ff.; Fromm 1991; McCamant/Durrett 2011; s. Kap. 2.3.2). Verschiedene Quellen belegen, dass Nachfrage nach und Interesse an gemeinschaftlichem Wohnen höher sind, als die Zahl der realisierten Projekte vermuten lässt (Fedrowitz/Gailing 2003: 65; Gephart 2013: 38; Helbig 2007: 2). Die Akzeptanzsteigerung gemeinschaftlicher Wohnformen wird möglichenfalls dadurch befördert, dass der gegenwärtigen älteren Generation Autonomie und aktives Altern wichtiger ist als früheren Kohorten (Kehl/Then 2013: 42f.; Thieme 2008: 163f.). So wird vermutet, dass die ‚Babyboomer‘-Generation der Nachkriegsjahre – auch durch eigene Erfahrungen mit gemeinschaftlichem Wohnen als junge Erwachsene – unkonventionelleren Formen des Lebens und Wohnens im Alter offener gegenübersteht (Henckmann 1999: 18ff.; Höpflinger 2009: 30ff.). Demgegenüber werden konventionelle Alten- und Pflegeheime unbeliebter (Krämer 2008; Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 8; Mester 2007: 109ff.). Gemeinschaftliche Wohnprojekte heute streben nicht wie die ideologisch geprägten Wohnexperimente der Kommunebewegung eine Umwälzung gesellschaftlicher Strukturen an. Vielmehr richtet sich der Großteil der derzeit existenten Wohnprojekte in Aktivitäten und Zielen hauptsächlich nach innen auf die eigene Gruppe (Brech 1999: 87). Sie können als „Strategie zur Bewältigung der mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel verbundenen Probleme“ verstanden werden (Fedrowitz/Gailing 2003: 32).

Älteren Menschen im Zuge der demografischen Entwicklungen eine adäquate Wohnalternative zu bieten, ist der wichtigste gesellschaftspolitische Motor der derzeitigen Realisierung von Wohnprojekten. Ältere Menschen, vor allem die Gruppe der 60- bis 80-Jährigen, machen in vielen Projekten einen Großteil der Bewohner aus (Choi 2004: 1196; Tyvimaa 2011: 202). Dabei sind Frauen deutlich überrepräsentiert (u.a. Binner et al. 2011: 178; Glass 2012: 351).⁴ Sie sind es auch, die von den Auswirkungen des demografischen Wandels stärker betroffen sind als Männer und im Alter häufiger allein leben (u.a. Backes/Clemens 2013: 91ff.; Blitzko-Hoener/Weiser 2012).

³ In Deutschland dauert der aufwendige Planungsprozess eines Wohnprojekts mehrere Jahre und erfordert ein hohes Engagement der zukünftigen Bewohner (Kap. 3.1.3).

⁴ S. Daten aus der eigenen Erhebung zum Alter und Geschlecht der Bewohner in Kap. 8.2.2.

Prozesse des demografischen und gesellschaftlichen Wandels haben einen erhöhten Unterstützungsbedarf der Älteren bei gleichzeitig geringeren Unterstützungsstrukturen zur Folge (Göschel 2010a: 248). Die Einnahmen des Sozialstaates verringern sich aufgrund der sinkenden Zahl erwerbsfähiger Menschen (Schulte 2009: 17). Zudem werden Familienangehörige als bislang wichtigste Hilfeinstanz in Zukunft nicht mehr in dem Maße Unterstützung leisten können wie bisher (WBfF 2012: 38f.; Weltzien 2004: 14). Hauptursachen sind sinkende Fertilitätsraten und eine damit verknüpfte wachsende Zahl Kinderloser sowie eine höhere Erwerbsbeteiligung von Frauen (Kehl/Then 2013: 43; Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 7; Menning/Hoffmann 2009: 24f.; Naegele 2011: 91f.; Voges 2008: 17).

Der gesellschaftliche Wandel betrifft auch die zweite große Zielgruppe von Wohnprojekten: Haushalte mit minderjährigen Kindern. Für sie ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch eine höhere Erwerbsbeteiligung der Frauen dringender geworden (MBV 2008: 6), was sich vor allem in einer hohen Zeitknappheit niederschlägt (BMFSFJ 2012).

Eine zu pessimistische Sicht auf die Leistungskapazität der Familie lässt sich nicht belegen: So sind familiäre Generationenbeziehungen heute geprägt durch längere gemeinsame Lebenszeit, vielfältigen Austausch sozialer Unterstützung und hohe emotionale Bindungen (BMFSFJ 2012: 27f.; Künemund/Hollstein 2000: 235ff.). Die Gestaltung familialer Beziehungen wird aber auch stark von Restriktionen bestimmt, wie der Wohnentfernung: Je weiter Eltern und ihre erwachsenen Kinder voneinander entfernt wohnen, desto geringer ist das Ausmaß gegenseitiger sozialer Unterstützung und auch die Enge ihrer Beziehung (Lauterbach 1998: 114). Eltern und ihre erwachsenen Kinder wohnen heute selten in einem gemeinsamen Haushalt, aber oft nah beieinander („multilokale Mehrgenerationenfamilie“) (u.a. Engstler/Menning 2003: 145; Lauterbach 1998), wobei die Wohndistanz mit zunehmendem Bildungsniveau von Eltern und ihren Kindern zunimmt (BMFSFJ 2006a: 138; Lauterbach 1998: 128f.). Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte zählen mehrheitlich zu den Hochgebildeten (u.a. Glass 2012: 351; Korpela 2012: 343; s. auch Kap. 8.2.2), weshalb für sie eine überdurchschnittlich hohe Wohndistanz zwischen den Generationen unterstellt wird.

Eine Möglichkeit, den zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen, stellen informelle, nichtfamiliäre Unterstützungsstrukturen im direkten Wohnumfeld dar, die auf gegenseitiger Hilfe basieren (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 7). So könnten gemeinschaftliche Wohnformen als Äquivalent für sich teils ausdünnende Familienstrukturen und überforderte Sozialsysteme fungieren (Becker 2009: 42f.; Göschel 2010a: 248; WBfF 2012: 148). Diese Vorstellung verfolgt auch die Politik, die das gemeinschaftliche Wohnen besonders zwischen den Generationen mit verschiedenen Program-

men auf Kommunal-, Länder- und Bundesebene fördert. Dabei wird dem Aspekt gegenseitiger Unterstützung große Bedeutung beigemessen⁵, sicherlich auch verbunden mit dem Wunsch einer Entlastung der sozialen Sicherungssysteme. Diese Hoffnung scheint nicht unbegründet, wie eine Studie in vier Wohnprojekten zeigt: So konnten durch die von den Bewohnern gegenseitig geleistete soziale Unterstützung Pflegekosten eingespart werden im Vergleich zu einer Kontrollgruppe älterer Menschen in konventionellen Wohnformen (Borgloh/Westerheide 2012).

Hieraus lässt sich schließen, dass die Wohnform des gemeinschaftlichen Wohnprojekts einem wachsenden Bedürfnis der Menschen nach selbstbestimmtem Wohnen und gleichzeitigem Bedarf an sozialer Unterstützung im Wohnumfeld nachzukommen scheint, welches zugleich von der Politik fokussiert wird, die mehr Eigenverantwortung und Engagement der Bürger in ihrem direkten Lebensumfeld erstrebt und fördert (Kehl/Then 2013: 43).

Auf einen ebenfalls wichtigen Aspekt weist der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen (WBfF 2012: 155) hin:

Generationenbeziehungen außerhalb der Familie verdienen nicht nur deswegen Beachtung, weil sie möglicherweise schwache und fehlende innerfamiliäre Generationenbeziehungen stärken oder kompensieren [...] Sie können auch dann bemerkenswerte Alternativen [...] darstellen, wenn die innerfamiliären Generationenbeziehungen intakt sind. Zum Teil tragen sie sicherlich durch ihre Entlastungsfunktion gerade dazu bei, dass innerfamiliäre Generationenbeziehungen gut funktionieren können.

Demnach kann außerfamiliären Beziehungen, besonders zwischen den Generationen, ein eigener Wert zugeschrieben werden, d.h. sie sind auch für Personen bedeutsam, die über intakte Familienstrukturen verfügen. So präferiert die ältere Generation heute eine „Nähe auf Distanz“ (Henckmann 1999: 20) zu ihren Kindern und möchte nur ungern von ihnen versorgt und gepflegt werden. Zugleich bestimmt – wie zuvor gezeigt – die Wohnentfernung zwischen den Generationen das Ausmaß sozialen Austauschs.

Außerfamiliäre Generationenbeziehungen können zudem den intergenerativen Austausch fördern. Junge und alte Menschen kommen heutzutage nur noch wenig miteinander in Kontakt, vor allem außerhalb von Familie und Beruf (Suck/Tinzmann 2005: 27ff.; Ueltzhöffer 1999: 13ff.; WBfF 2012: 104, 155). Zugleich bewerten Jugendliche das allgemeine Verhältnis zur älteren Generation schlechter als persönliche Kontakte zu älteren Menschen. Weniger negativ ist das Urteil der älteren Menschen zum Verhältnis der Ge-

5 So schreibt die ehemalige Bundesfamilienministerin Dr. Kristina Schröder zum Modellprogramm ‚Wohnen für (Mehr)Generationen – Gemeinschaft stärken, Quartier beleben‘: „Wir nutzen die Potenziale und die Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, etwas für sich und für andere zu tun“ (BMFSFJ 2011: 3). Und der ehemalige Bundesbauminister Dr. Peter Ramsauer betont die Bedeutung von Wohnungsgenossenschaften: Diese „pflegen das Wohnumfeld, die Gemeinschaft und sorgen für Unterstützung auch im Alter“ (Ramsauer 2012).

nerationen (Ueltzhöffer 1999: 26ff.). Es wird vermutet, dass die geringen Kontakte zwischen Jung und Alt zumindest bei den Jüngeren zu einer negativ verzerrten Wahrnehmung der Älteren führen, d.h. zu negativen Altersbildern.⁶ In diesem Kontext könnte den Mehrgenerationenwohnprojekten eine besondere Funktion zukommen, die intergenerativen Kontakte zu stärken.

Neben sozialen Aspekten werden gemeinschaftliche Wohnprojekte häufig im Kontext ökologisch nachhaltigen Wohnens diskutiert (Korpela 2012: 344; McCamant/Durrett 2011: 273ff.; Meltzer 2005; Roseland 2012; Rui/Yanhang 2011; Stuessi 2013: 36; Wang et al. 2012). Ökologische Nachhaltigkeit können die Projekte durch gemeinsame Raum- und Ressourcennutzung und eine ökologische Bauweise gewährleisten. Marckmann et al. (2012) relativieren jedoch die vielfach postulierte Annahme einer hohen ökologischen Nachhaltigkeit von Wohnprojekten etwas und sehen eine höhere Bedeutung in ihrer sozialen Nachhaltigkeit.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte in den letzten Jahren sowohl an quantitativer wie an gesellschaftlicher Bedeutung gewonnen haben. Entsprechend lohnenswert erscheint eine bessere Erforschung dieser Lebens- und Wohnform.

1.2 Zielsetzung der Arbeit

Sozialer Austausch erfolgt in gemeinschaftlichen Wohnprojekten auf vielen Ebenen: Während in der Planungsphase formelle Treffen und Aktivitäten Vorrang haben, verlagert sich der Schwerpunkt nach dem Einzug deutlich auf die informelle Ebene. Neben Aktivitäten für die ganze Gruppe handelt es sich dabei oft um persönliche Kontakte einzelner Bewohner. Auf dieser Ebene ist der Austausch sozialer Unterstützung besonders wichtig: Sich gegenseitig im Alltag zu helfen, nennen Bewohner als eines der zentralsten Motive für den Einzug in ihr Projekt (u.a. Garciano 2011; Glass 2009: 297; Paul 2012: 188). Weitere wichtige Motive sind die Verhinderung von Einsamkeit, das Erleben von Gemeinschaft, Verbundenheit und Geborgenheit sowie gemeinsame Freizeitgestaltung (u.a. Brenton 2001; Margolis/Entin 2011; Woodward 1987; Kap. 3.1.2). Bei diesen Motivlagen stehen zum einen zwanglose, gesellige Interaktionen und zum anderen emotional engere, freundschaftliche Beziehungen im Mittelpunkt. Als noch relativ gut erforscht gelten kann der gesellige Austausch, der häufig auf Ebene der gesamten Gruppe oder kleinerer Untergruppen erfolgt (Kap. 3.2.1). Demgegenüber ist die Forschungslage

⁶ Das breite Forschungsfeld der Altersbilder kann hier nur kurz angesprochen werden. Exemplarisch sei auf einige Quellen verwiesen: Berner et al. 2012a, 2012b; BMFSFJ 2010a.

zu Freundschaften oberflächlich und widersprüchlich. In der einen Studie wird von teils engeren Bindungen berichtet (KDA 2000: 101), in der anderen Studie betonen Befragte, dass die Beziehungen eher unverbindlich sind und nicht den Ansprüchen an Freundschaften genügen (Voesgen 1989b: 286). Der Austausch sozialer Unterstützung ist etwas besser erforscht, zum Beispiel die vorrangig ausgetauschten Unterstützungsarten (Kap. 3.2.2), aber auch hier fehlen tiefergehende Erkenntnisse, besonders zu den Unterstützungsbeziehungen zwischen verschiedenen Bewohnergruppen.

Ambivalent sind Formulierungen, mit denen Bewohner die Beziehungen in ihrer Wohngruppe umschreiben: Es finden sich Projektamen wie ‚Wahlverwandtschaft‘ oder ‚Wohnen mit Freunden‘, Projektziele wie ‚verlässliche‘ und ‚verbindliche‘ Nachbarschaft oder Umschreibungen von Befragten, die von „Großfamilie ohne Verwandtschaft“ sprechen (Voesgen 1989a: 105). Sozialkontakte im Wohnprojekt werden somit verglichen mit den klassischen Beziehungsformen Familie, Freundschaft und Nachbarschaft, die jeweils ganz unterschiedliche Spezifika und Funktionen aufweisen (Kap. 2.3.3.2).

Wie die Ausführungen zeigen, steht eine genauere Untersuchung der sozialen Beziehungen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten noch aus. Für eine systematische Analyse der sozialen Beziehungen wird auf ein klassisches soziologisches Konzept zurückgegriffen: das der *sozialen Integration*. Die Dimensionen, über die Individuen in ein Sozialsystem integriert sein können, sind vielfältig. Die Einbindung in soziale Kommunikationszusammenhänge und soziale Netzwerke wird dabei als zentrales Element sozialer Integration gesehen (Kap. 4.1.2). Aus den in der Literatur vorliegenden Typologien werden zwei auf der Handlungsebene angesiedelte Integrationsdimensionen herausgearbeitet, die besonders wichtig für die Einbindung eines Individuums in sein Sozialsystem sind: Der eine Typ ist affektiv geprägt durch Gefühle wie Sympathie, Vertrauen und persönliche Wertschätzung und wird in dieser Arbeit über die Dimension Freundschaft abgebildet. Beim anderen Typ steht der reziproke Austausch von Ressourcen im Vordergrund, wobei in der Literatur keine Einigkeit herrscht, ob dieser Austausch durch Eigennutz motiviert wird oder durch solidarisches Handeln. Diese Dimension umfasst somit soziale Unterstützungshandlungen. Zentrale Fragestellungen dieser Arbeit sind die nach dem *Grad der sozialen Integration der Bewohner in ihre Wohngruppe* und nach den *Mechanismen*, über die die Einbindung erfolgt. Die zwei Dimensionen Freundschaft und soziale Unterstützung werden sowohl aus der Perspektive des Konzepts sozialer Integration als auch auf Grundlage des gerade kurz angerissenen Forschungsstandes als besonders relevante Sozialbeziehungen in einem Sozialsystem wie dem gemeinschaftlichen Wohnprojekt betrachtet. Eine zu untersuchende Frage ist in diesem Kontext auch, inwieweit die zwei Dimensionen in einem Zusammenhang

stehen, d.h. ob soziale Unterstützung eher zwischen befreundeten Bewohnern ausgetauscht wird. Konzeptionell trennen lassen sich die zwei Relationen dergestalt, dass bei sozialen Unterstützungshandlungen stets bestimmt werden kann, wer Hilfennehmer und wer Hilfegeber ist, und die interessante Ressource außerhalb der sozialen Beziehung der Interagierenden liegt. Bei freundschaftlichen Beziehungen besteht die auszutauschende Ressource dagegen in der sozialen Beziehung der Interaktionspartner selbst (Kommunalgüter bei Esser 2000b: 170ff.).

Um das theoretisch komplexe Konzept sozialer Integration für eine empirische Untersuchung nutzbar zu machen, wird auf das *Konzept des sozialen Netzwerks* zurückgegriffen. Die theoretische Fundierung der sozialen Netzwerkanalyse gilt als wenig elaboriert, wobei diese Offenheit des Ansatzes auch als Stärke interpretiert werden kann, um spezifischere Theorien anzuknüpfen (Holzer 2006: 73). Dies geschieht auch in dieser Arbeit: Zu den zwei Dimensionen Freundschaft und soziale Unterstützung werden jeweils aus der einschlägigen Theorie Forschungsfragen und Hypothesen entwickelt:

Zur Analyse der *Freundschafts-Netzwerke* werden aus Theorien, die der sozialstrukturellen oder der sozialpsychologischen Tradition angehören, zwei grundlegende Mechanismen für die Freundschaftsformation herausgearbeitet: Gelegenheitsstruktur auf der einen Seite und Attraktivität bzw. Sympathie aufgrund von wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen den Akteuren auf der anderen Seite (Kap. 5). Auf dieser Grundlage werden zwei Forschungsfragen formuliert: Die erste ist die Frage nach dem *Integrationsgrad unterschiedlicher Personengruppen in ihre Wohngruppe* (Kap. 9.1). Als Zweites wird die Frage verfolgt, *mit wem die Bewohner befreundet sind* (Kap. 9.2), d.h.: Entwickeln sich Freundschaften zu ähnlichen Bewohnern oder zu Bewohnern, mit denen sie aufgrund der Gelegenheiten häufig interagieren, oder trifft keines oder beides zu? Mittels dieser Fragen wird untersucht, über welche Mechanismen Bewohner in ihre Wohngruppe integriert sind.

Die Analyse der *Unterstützungs-Netzwerke* erfolgt aufgesplittet nach instrumenteller und emotionaler Unterstützung. Als erster Komplex von Forschungsfragen wird hier geprüft, *welche Unterstützungsarten ausgetauscht werden, wie reziprok und multiplex die Beziehungen sind und welche Akteure sich gegenseitig unterstützen* (Kap. 10.1). Die Unterstützungsbeziehungen werden umfassend mittels mehrerer Generatoren erhoben. Daher bietet dieser Abschnitt einen guten Überblick über den Austausch bei verschiedenen Unterstützungsarten. Danach wird die Frage nach dem *Integrationsgrad unterschiedlicher Personengruppen in ihre Wohngruppe* untersucht (Kap. 10.2). In diesem Kontext wird der Bewohner als Hilfegeber und -nehmer betrachtet. Die Hypothesen werden aus der einschlägigen Literatur und dem Forschungsstand zu Wohnprojekten generiert. Zuletzt wird der Frage nach

den *Bedingungen, unter denen Bewohner Hilfe leisten*, nachgegangen (Kap. 10.3). Hierzu werden Hypothesen entwickelt, die zwei gegensätzlichen Theorietraditionen entstammen: Im Sinne des Rational-Choice-Ansatzes wird Kooperation primär rational motiviert oder durch sozialstrukturelle Gegebenheiten bewirkt. Unter Annahme des Solidaritätsmodells spielen hingegen moralische Aspekte wie Verantwortungs- und Verpflichtungsgefühle füreinander sowie eine affektive Verbundenheit mit dem Kollektiv die entscheidende Rolle. Über diese Forschungsfrage sollen die Mechanismen und Faktoren aufgedeckt werden, über die die soziale Integration des Einzelnen durch die Erbringung von Unterstützungsleistungen abgesichert wird.

Indikator für den Grad der Integration des Bewohners in seine Gruppe ist die Größe seines Netzwerks, d.h. die Anzahl an Freunden und Interaktionspartnern, denen der Bewohner hilft und von denen ihm geholfen wird. Die Anzahl von Freunden und Unterstützungsgebern kann Auskunft geben über die Leistungen, die der Bewohner aus der Beziehung mobilisieren kann, d.h. über sein *soziales Kapital* (Kap. 4.2). Umgekehrt geben die Anzahl der Freunde und vom Bewohner unterstützten Personen an, welche Funktionen er für die anderen Gruppenmitglieder innehat und erbringt. Um vom Umfang eines Netzwerks auf die daraus mobilisierbaren Ressourcen schließen zu können, müssen die Arten der ausgetauschten Ressourcen bekannt sein (Franzen/Pointner 2007: 69). Bei sozialer Unterstützung erfolgt dies sehr umfassend über zehn verschiedene Unterstützungsarten. Freundschaften können viele Funktionen für Individuen haben, etwa Verständnis und Wertschätzung zu erfahren, gemeinsame Freizeit zu verbringen oder Erfahrungen auszutauschen (Kap. 5.1). Diese Aspekte verweisen auf die für Freundschaften bedeutsamen Konzepte der Stärke und Reziprozität, die für eine genauere Definition einer Freundschaft herangezogen werden (Kap. 9.1.1).

Die Frage nach der Einbindung der Bewohner über die vorgestellten Dimensionen wird als sehr bedeutsam und gewinnbringend erachtet. So ist das Hauptmotiv der Bewohner für den Einzug in ein Wohnprojekt das Zusammenleben in der Gemeinschaft, mit seinen verschiedenen teils schon angesprochenen Facetten. Alle Bewohner entscheiden sich bewusst für diese Wohnform, realisieren ihr Projekt oft unter erheblicher Anstrengung und verbinden mit dem Einzug konkrete Erwartungen. Während alleinlebende Personen in den sozialen Beziehungen zu anderen Bewohnern eventuell Ersatz bzw. Kompensation für fehlende nah stehende Personen ihres persönlichen Netzwerks suchen, benötigen Eltern minderjähriger Kinder möglichenfalls eher praktische Entlastung im Alltag. Diesbezüglich soll die Arbeit einen Beitrag leisten, um den (Mehr)Wert der sozialen Beziehungen in Wohnprojekten für unterschiedliche Bewohnergruppen vor dem Hintergrund der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen herauszuarbeiten.

In erster Linie verfolgt die Arbeit das Ziel, empirische Befunde zu liefern, um die unzureichend erforschten Sozialbeziehungen in Wohnprojekten genauer zu beleuchten. Dies geschieht zugleich mittels einer dezidiert soziologischen und theoretisch fundierten Herangehensweise. Hierzu werden soziologische Konzepte und Theorien herangezogen, wie zum Beispiel soziale Integration (Kap. 4.1), soziales Netzwerk und soziales Kapital (Kap. 4.2) sowie Theorien zur Entstehung von Freundschaften (Kap. 5.2) und zu Bedingungen von unterstützendem Handeln (Kap. 6.2). Des Weiteren werden aus einer systemtheoretischen Perspektive das Sozialsystem Wohnprojekt und Spezifika der Sozialbeziehungen seiner Bewohner erarbeitet (Kap. 3.3). Eine solch theoretisch abgesicherte Bearbeitung des Forschungsgegenstandes Gemeinschaftswohnprojekt fehlt in den bisherigen empirischen Studien zum Thema (Kap. 3.2). Dies wird aber als unerlässlich angesehen, um die Besonderheit des Sozialsystems und seiner internen Strukturen in einem breiteren Kontext beurteilen und einordnen zu können.

Die zu den zwei Integrationsdimensionen entwickelten Fragestellungen und Hypothesen sind darauf ausgerichtet, *Differenzen zwischen Bewohnern aufgrund individueller Merkmale* zu identifizieren, wie etwa Alter, Geschlecht, Bildung oder Zusammenleben mit Kind(ern). Die Konzentration auf die Individualebene bedeutet zugleich, dass Merkmale auf Gruppenebene außen vor bleiben. Im Umfang dieser Arbeit ist es nicht möglich, auf beiden Ebenen eine zufriedenstellende Datengrundlage zu schaffen, um Individual- und Gruppeneffekte zugleich zu untersuchen. Diese Arbeit wird sich auf die Mikroebene fokussieren, um hier zufriedenstellende und belastbare Ergebnisse präsentieren zu können. Es ist aber durchaus denkbar, dass Merkmale auf Gruppenebene die soziale Integration der Bewohner beeinflussen, wie zum Beispiel die Gruppengröße, der Zeitpunkt der Projektrealisierung oder die soziale Zusammensetzung. Dennoch werden an den Stellen, an denen sich Hinweise für einen möglichen Einfluss von Gruppenmerkmalen ergeben, diese Punkte ausgeführt und diskutiert.

Zusätzlich zu den zwei zentralen Integrationsdimensionen wird im Rahmen eines Exkurses eine dritte Integrationsdimension betrachtet: die *Identifikation*. Diese Arbeit untersucht die Einbindung der Bewohner in ihre Wohngruppe über soziale Beziehungen. Der Integration über soziale Einstellungen zum System wird in der Theorie jedoch auch eine wichtige Rolle zugeschrieben (Kap. 4.1.1). Diesem Umstand wird mittels dieses Exkurses Rechnung getragen, wobei hier der emotionale Aspekt der Dimension im Mittelpunkt steht und nicht der moralisch-normative Aspekt im Sinne einer Zustimmung zu den Werten des Kollektivs. In den bisherigen Studien zu Wohnprojekten wurde ein solcher Aspekt gar nicht untersucht.

Grundlage der Analysen sind empirische Daten, die in sieben gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen erhoben wurden. Mittels einer schriftlichen Befragung wurde ein Stichprobenumfang von insgesamt 220 Bewohnern realisiert. Schwerpunktmäßig wurden Mehrgenerationenprojekte befragt, denen aktuell das größte Zukunftspotential zugeschrieben wird. Um ein möglichst umfassendes Bild der sozialen Beziehungsstrukturen in den Wohnprojekten zu erhalten, wurden Gesamtnetzwerke erhoben, d.h. es wurden möglichst alle Bewohner der Wohnprojekte befragt. Auf diese Weise werden nicht wie in anderen Studien nur einzelne, eventuell besonders engagierte Bewohner befragt (u.a. Hieber et al. 2005; KDA 2000; Schneider et al. 1989), sondern auch weniger involvierte Bewohner. Die Netzwerkanalysen erfolgen teils auf Individual- und teils auf Dyadenebene, d.h. Analyseeinheit ist der Bewohner und seine Beziehungen zu den anderen Bewohnern.

I. THEORETISCHER TEIL

2 Gemeinschaftliches Wohnen

2.1 Wohnen im Wandel der Zeit

„Jede gesellschaftliche Epoche schafft sich ihre besondere Wohnweise als wechselseitigen Zusammenhang von Lebensweise und Gehäuse“, konstatieren Häußermann und Siebel (1996: 13). Wohnen war stets eng verbunden mit und beeinflusst von gesellschaftlichen Prozessen und unterlag somit einem permanenten Wandel. Seit mehr als 30 Jahren ist der Einpersonenhaushalt die häufigste Haushaltsform mit 40 Prozent im Jahr 2009, Tendenz steigend. Zuwächse gibt es auch bei den Zweipersonenhaushalten, während der Anteil der Haushalte mit drei und mehr Personen stetig sinkt (Stat. BA 2011: 28). Die Kleinfamilie mit einem verheirateten Paar und Kindern, die dominante Lebensform im Deutschland der 1950er und 1960er Jahre, ist heute nur einer von vielen Haushaltstypen, wenn auch weiterhin einer der wichtigsten. Die letzten Jahrzehnte sind geprägt durch eine tendenzielle Pluralisierung der Haushalts- und Lebensformen (Huinink/Wagner 1998; Peuckert 2004: 29ff.; Wagner 2008). Noch in den 1980er Jahren wurden Singles, Alleinerziehende, unverheiratet zusammenlebende Paare (NEL) und Wohngemeinschaften unter dem Begriff der ‚Neuen Haushaltstypen‘ subsumiert (Häußermann 1999; Spiegel 1986). Sie galten als „unvollständige Familien“ und waren „weit öfter Ergebnis versagter Möglichkeiten und gescheiterter Hoffnungen als gewünschte Lebensformen“ (Siebel 1989: 34). Heute sind sie selbstverständlicher und gesellschaftlich akzeptierter Bestandteil der Vielfalt möglicher Haushaltsformen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte stellen in der Typologie keinen eigenen, neuen Haushaltstyp dar, da die vorhandenen Typen hier lediglich zu einer großen Gruppe zusammengefügt werden, und die einzelnen Haushalte weiterhin existieren. Die Haushaltstypen in Wohnprojekten bestehen vor allem aus Alleinlebenden, Alleinerziehenden sowie Paaren mit und ohne Kinder, kaum vertreten sind Wohngemeinschaften (Kap. 3.1.1).

Idealtypus des ‚modernen Wohnens‘ war die Zwei-Generationen-Kleinfamilie bzw. „privatisierte Kernfamilie“ (Peuckert 2004: 20) als Resultat der massiven Veränderungen im Zuge der Industriellen Revolution und besonders der damit verbundenen Trennung von Wohnen und Arbeiten (Harth/Scheller 2012: 75; Schüle 1990: 28; Siebel 1989: 18). Durch die Entwicklung der außerhäuslichen Lohnarbeit, die teils im Mittelalter begann und sich im 19. Jahrhundert beschleunigte, wurde der Wohnort zum „Ort der

„Nichtarbeit““ (Häußermann/Siebel 1996: 24). Dies löst sich derzeit teils wieder auf, etwa durch Möglichkeiten von Heimarbeitsplätzen durch digitale Vernetzung (Hasse 2012: 484f.). Die Ausgliederung des Produktionsprozesses aus dem Wohnhaus hatte zugleich zur Folge, dass Personen, die nicht zur Familie gehörten, sondern lediglich für die Lohnarbeit notwendig waren, nicht mehr gemeinsam mit der Familie unter einem Dach lebten, wie Knechte oder Mägde (Harth/Scheller 2012: 75f.). Die Reduzierung der Haushaltsgröße und die Konzentration auf die Kernfamilie sorgten dafür, dass soziale Beziehungen innerhalb der Familie stärker emotionalisiert und Öffentlichkeit und Privatheit stärker polarisiert wurden (Häußermann/Siebel 1996: 32). Diese Verkleinerung der Haushalte rechnete Häußermann (2009: 12) dem Prozess der Individualisierung von Gesellschaften zu.

Kontrapunkt der modernen, nachindustriellen Form des Wohnens in Privathaushalten ist eine im Mittelalter im Agrarsektor vorherrschende Wohnform, die Brunner (1968) als ‚Ganzes Haus‘ bezeichnet: „Wer in einem Museumsdorf ein Bauernhaus betritt, findet oft nur einen einzigen Raum, das Flett, in dem um den zentralen Herd Essen, Arbeiten und Schlafen, Kinder, Gesinde, Bauer und Bäuerin versammelt sind“ (Häußermann/Siebel 1996: 22). Im ‚Ganzes Haus‘ wohnten teils bis zu 50 Personen, deren Zusammenleben unmittelbar an den bäuerlichen Produktionsprozess gekoppelt war. Folglich waren sie „Überlebens-Kollektive“ (Schülein 1990: 27) und keine über emotionale Verbundenheit oder Familienzugehörigkeit begründete Lebens- und Wohngemeinschaften. Dagegen existierte eine „auf Verwandtschafts- oder Sippschaftsbindungen gegründete ‚Großfamilie‘“ entgegen weit verbreiteter Ansichten eher selten⁷ (Mühlich et al. 1978: 95).

Die skizzierten Ansätze des modernen Wohnens kristallisierten sich zunächst im 16. Jahrhundert bei bürgerlichen Städtern heraus, während das ‚Ganze Haus‘ in bäuerlichen Haushalten noch lange Zeit maßgebliche Wohnform war (Häußermann/Siebel 1996: 23). Da sie sich nicht aus freiwilliger Wahl bilden, sondern aus gesellschaftlichen und ökonomischen Zwängen aneinander gebunden sind, können die Gemeinschaften des ‚Ganzes Hauses‘ nicht als Vorläufer der neuen, gemeinschaftlichen Wohnprojekte gelten. Auch wenn gemeinschaftliche Wohnprojekte als Reaktion auf den gesellschaftlichen Wandel realisiert werden, sind sie von derartigen Zwangs-Gemeinschaften weit entfernt.

7 Nicht nur das Bild der vorindustriellen Drei-Generationen-Großfamilie unter einem Dach greift zu kurz und gilt eher als „Mythos“ (Mitterauer/Sieder 1980: 38ff.), sondern auch das der sozial isolierten, städtischen Kleinfamilie, die vielmehr durch ein soziales Netzwerk mit weiteren Verwandten und Nicht-Verwandten verbunden ist (Siebel 1989: 20). Gleiches wird für alleinlebende Personen konstatiert, d.h. alleine wohnen geht nicht notwendigerweise mit sozialer Isolation einher (Häußermann 1999: 17; Krämer 2005: 52f.).

2.2 Gemeinschaftliches Wohnen vor 1960

Nachfolgend werden die wichtigsten Vorläufer heutiger Gemeinschaftswohnprojekte schlaglichtartig beleuchtet.

Beginen im Mittelalter

Seit etwa 25 Jahren findet eine Wohnform für Frauen wieder Zuspruch, die ihren Ursprung im 12. und 13. Jahrhundert hat: die Beginen. In Beginenhöfen oder -konventen lebten damals Frauen in einer Gemeinschaft, die zwar fromm, aber nicht in einem Kloster leben wollten. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie aus dem eigenen Vermögen, Spenden von Gönnern oder über eigene Arbeit, häufig soziale Tätigkeiten wie Krankenpflege oder Sterbebegleitung und im handwerklichen Bereich (Unger 2005: 73ff.). Bis heute sind viele Faktoren über das Auftreten der Beginen im Mittelalter in der Forschung noch ungeklärt bzw. werden ambivalent diskutiert, wie die genauen Ursachen für ihre Verbreitung in Europa. Beginen gab es vor allem in Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Im deutschen Sprachraum sind etwa 1000 Gemeinschaften nachgewiesen (Unger 2005: 35ff.). In der feministischen Forschung werden diese Gemeinschaften, in denen die Frauen unabhängig von Ehemann und Kirche ein selbstbestimmtes Leben führten, teilweise als erste ‚Frauenbewegung‘ gefeiert. Diese gewagte Interpretation lässt sich durch die Quellen allerdings nicht belegen (Wehrli-Johns/Opitz 1998: 7). Einer der Hauptauslöser für das Aufkommen der Gemeinschaften liegt eher in der Frömmigkeitsbewegung des 12. Jahrhunderts, neben weiteren sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Faktoren, wie etwa dem Aufstieg der Städte (Unger 2005: 28f.).

Die Idee der Beginengemeinschaft in Deutschland und anderen europäischen Ländern wird derzeit im Kontext gemeinschaftlicher Wohnprojekte wiederbelebt. Mit einem Schwerpunkt in Nordrhein-Westfalen entstanden in den letzten Jahren mehrere Beginenhöfe als Wohnprojekte für alleinstehende und alleinerziehende Frauen. Gebündelt werden diese Entwicklungen im 2004 gegründeten Dachverband der Beginen. Die religiös-spirituelle Motivation der damaligen Beginen ist auch einer der Beweggründe für Beginengemeinschaften heute, wenn auch nicht als alleiniges und für alle Beginenprojekte durchgängiges Motiv (Becker 2009: 25ff.; Gerth 2004: 29). Vielmehr sind diese Frauengemeinschaften ein Projekttyp gemeinschaftlicher Wohnprojekte neben anderen (Kap. 3.1.1).

Gartenstadt-, Lebensreform-, Siedler- und Genossenschaftsbewegung im ausgehenden 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts

Im 19. Jahrhundert traten in Europa und speziell in Deutschland eine Reihe von Bewegungen auf, die eine Antwort auf soziale Missstände im Woh-

nungsbau suchten, Ideen des gemeinschaftlichen Wohnens entwickelten und teils auch in der Praxis erprobten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert war die Wohnungsfrage aufgrund des rapiden Wachstums der Städte im Zuge der Industrialisierung und der damit verknüpften großen Wohnungsnot und -dichte eine der drängendsten sozialen Fragen. So zog eine stetig wachsende Zahl von Menschen vom Land in die Städte, und die Versorgung mit akzeptablem und gleichzeitig finanzierbarem Wohnraum stellte die zahlreichen Arbeiterhaushalte vor teils unüberwindliche Probleme. Folge waren Phänomene wie das Schlafgängerwesen, d.h. die stundenweise Anmietung eines Bettes in fremden Haushalten, sowie eine generelle Überbelegung der Wohnungen. Gleichzeitig lösten sich die traditionellen Gemeinschaften auf dem Land auf, und die Wohnform des ‚Ganzen Hauses‘ verlor an Bedeutung (Faust 1977: 504ff.; Häußermann/Siebel 1996: 81ff.).

Zur Lösung der Wohnungsfrage standen sich zwei Positionen gegenüber: einerseits die bürgerlichen Wohnungsreformer, die die Schaffung von Wohnraum für die Kleinfamilie präferierten, andererseits die sozialistischen Reformer, die eine Auflösung des kleinfamilialen Haushalts anstrebten, vor allem zur Befreiung der Frau von der Hausarbeit und zu ihrer Gleichberechtigung im Erwerbssektor. Vordenker der Sozialreformer waren Frühsozialisten um 1800 wie Charles Fourier und Robert Owen (Häußermann/Siebel 1996: 95ff.; Vestbro/Horelli 2012: 318ff.), bei denen „Vorstellungen vom anderen Wohnen integraler Bestandteil von Entwürfen einer anderen Gesellschaftsform“ waren (Fedrowitz/Gailing 2003: 21).⁸ In Frankreich scheiterten alle Siedlungsprojekte, lediglich in Amerika wurden einzelne Siedlungen realisiert. Zu überhöht und utopistisch war ihr Anspruch, dem Kollektiv Vorrang vor dem Individuum zu geben und den familialen Privathaushalt aufzulösen (Häußermann/Siebel 1996: 97). Von den beiden Grundpositionen konnte sich daher langfristig die der bürgerlichen Vertreter stärker durchsetzen.

Die verschiedenen Bewegungen im 19. Jahrhundert, wie die Gartenstadt-, die Siedler- oder die Genossenschaftsbewegung, die im Folgenden erläutert werden, gehen teilweise auf die Ideen der Frühsozialisten zurück und entstanden vor allem im Kontext der Umwälzungen des Wohnungssektors. Neben diesen zumeist selbstinitiierten Wohnbauexperimenten schufen konservative Unternehmer über den Werkwohnungsbaufür ihre Arbeiter Siedlungen nahe den Fabriken, die nicht nur preisgünstigen Wohnraum boten, sondern oft mit Gemeinschaftseinrichtungen ausgestattet waren, um die Arbeiter über nachbarschaftliche Beziehungen langfristig an ihren Arbeitgeber zu binden (Fedrowitz/Gailing 2003: 23).

Die *Gartenstadtbewegung* um 1900 basiert auf dem Konzept der Garden City, das der Brite Ebenezer Howard in seinem Buch ‚Garden Cities of To-

8 Zu den Konzepten der Frühsozialisten: vgl. Beecher 1986; Behrens 1977; Kool/Krause 1967.

morrow‘ von 1902 entwarf. Grundsätze seines Konzeptes waren der „Verzicht auf individuelles Grundeigentum, die genossenschaftliche Organisation der sich selbst verwaltenden Bewohner und die Selbstversorgung der Siedlungen“ (Fedrowitz/Gailing 2003: 22). Hauptgewicht der konkret realisierten Siedlungskonzepte lag jedoch nicht auf dem Gemeinschaftsaspekt des Wohnens, sondern in deren Siedlungs- und Gartengestaltung.⁹

Die *Siedlerbewegung* verfolgte weniger die Ideen der Frühsozialisten, sondern war an der Schaffung von Eigentum für Erwerbslose durch Selbsthilfe beim Bau interessiert, d.h. durch „Muskelhypothek“ (Häußermann/Siebel 1996: 123). Die geleistete Selbsthilfe im Bauprozess in organisierten Baugemeinschaften sowie die Errichtung von Gemeinschaftseinrichtungen für die häufig kinderreichen Siedlerfamilien wirkten dabei gemeinschaftsfördernd (Fedrowitz/ Gailing 2003: 23; Szypulski 2008: 115). Massenhafte Arbeitslosigkeit und zunehmende Wohnungsnot waren in der Weimarer Republik die zentralen Auslöser der Siedlerbewegung (Häußermann/Siebel 1996: 123).

Die *Genossenschaftsbewegung* kann als die für das heutige gemeinschaftliche Wohnen wichtigste Entwicklung im ausgehenden 19. Jahrhundert gesehen werden. Ebenso wie die Siedler- war auch die Genossenschaftsbewegung primär eine Reaktion auf die „Diskontinuität des Arbeitsmarktes mit der Folge sozialer Not für die Arbeiterschaft“ (Brecht 1989: 71f.). Befördert durch Änderungen der staatlichen Sozialgesetze und das neue Genossenschaftsgesetz von 1889 setzte um die Jahrhundertwende eine Gründungswelle von Genossenschaften ein. So stieg ihre Zahl von 38 im Jahr 1889 auf 1.346 im Jahr 1914 und fast 4.000 bis Mitte der 1920er Jahre (Häußermann/Siebel 1996: 108). Es kann jedoch nicht von einer homogenen Bewegung ausgegangen werden. Mittelständisch-besitzindividualistische, beamtenbezogene Genossenschaften standen sozialreformerisch ambitionierten und denen aus der Arbeiterschaft gegenüber (Novy 1983: 154). Besonders bei letzteren „entstanden zahlreiche modellhafte Siedlungen mit Gemeinschaftseigentum, genossenschaftlicher Selbstverwaltung und Gemeinschaftseinrichtungen“ (Fedrowitz/Gailing 2003: 22f.). So entwickelten sich die Genossenschaften zu einem dritten Sektor neben privatwirtschaftlicher und staatlicher Wohnungswirtschaft und waren „Ort des Experimentierens mit alternativen Wohnweisen“ (Häußermann/Siebel 1996: 123).¹⁰

Aufgrund der Prinzipien der Selbsthilfe, -verwaltung und -verantwortung, die der allgemeinen Rechtsform der Genossenschaft immanent ist (Zerche et al. 1998), gelten Genossenschaften im Wohnungssektor bis heute als wichtige „dritte Säule“ zwischen Eigentum und Miete (Karhoff/Kiehle 2005). Lebenslanges Dauernutzungsrecht, recht geringe Eigenkapitaleinlagen

9 Zur Gartenstadtbewegung: vgl. Hartmann 1976; Krückemeyer 1997; Schollmeier 1990.

10 Mehr Informationen zur Genossenschaftsbewegung: vgl. Faust 1977; Novy et al. 1985.

sowie direkte Refinanzierungen von Gewinnen ohne Abflüsse an Dritte ermöglichen es auch einkommensschwachen Haushalten, sich so mit kostengünstigem, langfristig gesichertem Wohnraum zu versorgen. Diese konventionellen Genossenschaften, die in Deutschland etwa einen Anteil von zehn Prozent des Mietwohnungsbestandes ausmachen, stehen den ‚neuen‘, meist deutlich kleineren Genossenschaften gegenüber, die zusätzlich die Bildung einer festen Gemeinschaft beabsichtigen und damit im Kontext heutiger gemeinschaftlicher Wohnprojekte entstehen (Mieterverein München 2003).

Aus der Sicht von Fedrowitz und Gailing (2003: 20) kann erst seit dem Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess von einer „Ideengeschichte gemeinschaftlichen Wohnens“ gesprochen werden, denn gemeinschaftliches Wohnen war zuvor eine den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Sicherung des wirtschaftlichen Überlebens geschuldete Selbstverständlichkeit“. Jenes „goldene Zeitalter“ der Wohnungspolitik“ endet Anfang der 1930er Jahre mit der Weltwirtschaftskrise (Häußermann/Siebel 1996: 129). In den nachfolgenden Jahrzehnten sind keine weiteren wohnungspolitischen Bestrebungen bekannt, das gemeinschaftliche Wohnen zu befördern. Vielmehr stand der einzelne Familienhaushalt „sowohl im sozialen Wohnungsbau, als auch im Bereich der Eigenheimförderung im Mittelpunkt, ohne dass konsequente Überlegungen zu haushaltsübergreifenden Konzepten oder der Errichtung gemeinschaftlich genutzter Einrichtungen angestellt wurden“ (Fedrowitz/Gailing 2003: 23). Erst mit den Wohnexperimenten der Kommune- und Studentenbewegung der späten 1960er und 1970er Jahre wurden wieder neue Formen gemeinschaftlichen Wohnens realisiert.

2.3 Gemeinschaftliches Wohnen seit 1960

2.3.1 Kommunen, Wohngemeinschaften, geplante Nachbarschaft

Intentionale Gemeinschaften

Unter Konzepten wie ‚cooperative community‘, ‚communal experiment‘ oder ‚practical utopia‘ werden unter dem Oberbegriff ‚intentional community‘ Gruppen von fünf oder mehr Erwachsenen und gegebenenfalls ihren Kindern verstanden, „who come from more than one nuclear family and who have chosen to live together to enhance their shared values or for some other mutually agreed upon purpose“ (Sargent 1994: 15). Intentionale Gemeinschaften sind Kommunen, Ökodörfer, Cohousing-Projekte oder die israelischen Kibbutzim (Andreas/Wagner 2012; Dierschke et al. 2006; Donath/Fortmann

1999; Hones 2013; Jarvis 2011: 564f.; Korpela 2012: 337; Kunze 2009).¹¹ Je nach Größe leben die Mitglieder in einem gemeinsamen oder in getrennten Haushalten, meistens eher in der letzteren Variante. Die wichtigste Phase derartiger Lebensformen war das Jahrzehnt 1965 bis 1975, aber es gibt bis heute weltweit kommunale Gemeinschaften. In den USA haben solche Gemeinschaften häufig einen religiösen, teils sektenähnlichen Kontext, wie bei den Hutteriten oder Shakers (Smith 1999; Willke 1983: 158). Die Kibbutzim bestehen seit ihrer Gründung im Jahr 1910 in Israel weiterhin fort und gelten als „das bis heute umfangreichste und lebensfähigste Experiment einer alternativen Lebens- und Wohnform“ (Häußermann/Siebel 1996: 98; s. auch (Krausz 1983; Melzer/Neubauer 1988).

Kommunebewegung

Hochphase Intentionaler Gemeinschaften in Deutschland war die Kommunebewegung, die sich aus dem Kontext der 68er-Studentenbewegung und des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) entwickelte (Dann/Heydolph 1979: 14). Besondere mediale Aufmerksamkeit erhielten die zwei Berliner Kommunen K1 und K2, die zwischen 1967 und 1969 das Bild der Kommunen in der öffentlichen Vorstellung dominierten. Mit prominenten Köpfen wie Rainer Langhans, Fritz Teufel und Dieter Kunzelmann machte die Kommune 1 weniger Schlagzeilen mit politischen Aktivitäten oder Manifesten, sondern vielmehr mit provokanten, skandalträchtigen Aktionen. Stärker politisch motiviert war die Kommune 2. Sie bildete einen Gegenentwurf zur Kleinfamilie, die als kleinbürgerliche, repressive „Keimzelle des autoritären Charakters“ (Peuckert 2004: 105) wahrgenommen wurde, in der die Frau der Herrschaft des Mannes unterliegt (Willke 1983: 158). An die Stelle „autoritärer und zwanghafter Beziehungen, in denen spontane Bedürfnisse unterdrückt werden (so die Kritik an Familie) [sollten] herrschaftsfreie und befriedigende Beziehungen“ treten (Schüle 1978: 21f.). Weitere Ziele waren die Selbstbefreiung des Einzelnen durch gemeinsame Gruppentherapie-sitzungen sowie die allgemeine politische Arbeit (Dann/Heydolph 1979; Kraushaar 2001). Letztlich scheiterten viele Kommunen an ihren utopischen, überhöhten Ansprüchen an die eigene Person, das Kollektiv und den gesellschaftlichen Gestaltungsspielraum (Schüle 1978: 23).

Auch heutzutage versuchen in Deutschland einzelne Kommunen eine alternative Lebensweise zu praktizieren. Die größte und bekannteste ist die Kommune Niederkaufungen bei Kassel, die seit 1986 existiert und derzeit rund 80 Personen umfasst. Diese Gemeinschaft lebt nach sechs selbst entwickelten Grundsätzen, die ähnlich auf andere Kommunen übertragbar sind

11 Internationale Kommunikationsplattform ist das ‚Fellowship for Intentional Community‘ (<http://www.ic.org>), die deutschen Gemeinschaften sind in der Vereinigung ‚Eurotopia – Leben in Gemeinschaft‘ (<http://www.eurotopia.de>).

(Notz 2006: 124ff.): 1. gemeinsam leben und kollektiv selbstbestimmt arbeiten, 2. gemeinsame Ökonomie, 3. Entscheidungsfindung im Konsens, 4. linkes Politikverständnis, 5. Abbau von Hierarchien, geschlechtsspezifischen Machtstrukturen und kleinfamilialen Strukturen sowie gemeinsame Kindererziehung und 6. nachhaltige, ressourcen- und energieschonende Wirtschaftsweise. Die meisten dieser Prinzipien gelten nicht für die stärker pragmatisch ausgerichteten gemeinschaftlichen Wohnprojekte (McCamant/Durrett 2011: 9; Williams 2005a: 202). Lediglich der dritte Punkt, basisdemokratische Entscheidungsstrukturen im Konsens, findet sich durchgängig ebenfalls in Wohnprojekten (Garciano 2011; Korpela 2012: 342). Zudem werden in einigen Wohnprojekten ökologisch-nachhaltige Aspekte verwirklicht, wie Regenwasseraufbereitung, Sonnenkollektoren oder Carsharing. Die übrigen Grundsätze von Kommunen, insbesondere jene, die der Führung eines eigenständigen Haushalts entgegenstehen – wie gemeinsames Wirtschaften oder Auflösung familialer Strukturen – finden sich nicht in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Hier hat die Privatsphäre des Einzelnen mehr Gewicht gegenüber dem Kollektiv und die Vorstellung von Gemeinschaft ist alltagstauglicher und weniger überfordernd (Brech 1999: 123; Häußermann/Siebel 1996: 321; Jansen et al. 2008: 57). Damit stehen Wohnprojekte „nicht in der Kontinuität der Kommune- oder WG-Projekte der 68-Zeit, sie sind eher produktive Reaktionen auf diese“ (Novy 1989: 60). „Die Ziele sind pragmatischer, man erwartet nicht mehr so viel vom neuen Wohnen, überfordert sich nicht“ (Andritzky 1999: 671).

Wohngemeinschaften

Ein ähnlicher Pragmatismus im Hinblick auf die Bedeutung des Gemeinschaftslebens findet sich in den Wohngemeinschaften, die ab den 1970er Jahren aus der Kommunebewegung hervorgingen und sich vor allem in den Großstädten schnell ausbreiteten. Firmierten sie zunächst unter dem Etikett der ‚neuen Haushaltstypen‘ (Spiegel 1986), sind sie mittlerweile etabliert als zumeist kurz- bis mittelfristige Wohnform für Studenten oder sonstige in der Ausbildungsphase befindliche Personen. Wohngemeinschaften bieten eine kostengünstigere Alternative zum Alleinwohnen und zugleich mehr Unabhängigkeit und Freiheit als das Wohnen mit einem Partner oder in der Herkunftsfamilie (Bertels 1990: 85ff.; Cyprian 1978; Peuckert 2004: 105ff.; Schüle 1978).

Zentrales Differenzierungskriterium zu Wohnprojekten ist die gemeinsame Haushaltsführung von zwei oder mehr Personen, d.h. eine höhere räumliche Nähe der Gruppenmitglieder, die sowohl zu höherer Interaktionsdichte als auch zu mehr Konflikten führen kann. Wohnprojekte umfassen fast durchgängig mehr Gruppenmitglieder als Wohngemeinschaften. Diese haben ihrerseits eine höhere Mitgliederfluktuation und somit eine geringere Ver-

bindlichkeit. Dies resultiert aus den unterschiedlichen Lebensphasen der typischen Mitglieder beider Wohnformen – Studenten auf der einen Seite und Haushalte mit Kindern sowie ältere Menschen auf der anderen. Im Vergleich zur Kernfamilie gibt es aber auch Gemeinsamkeiten beider Wohnformen, wie nicht hierarchische Beziehungspositionen, gleichberechtigte Verteilung von Aufgaben und Kosten, geringer Institutionalisierungsgrad und kaum normative Rahmung sowie (relativ) freie Beziehungswahl.

Das Alltagsleben und den typischen Verlauf der ‚offenen Primärgruppe‘ Wohngemeinschaft hat Schüle (1983) im Detail analysiert. So ist die Anfangsphase einer Wohngemeinschaft gekennzeichnet durch ein vorsichtiges Kennenlernen und Austesten sowie ein Überbetonen von Gemeinschaft und gemeinsamen Aktivitäten, auch titulierte als „Flitterwochen“ (ebd.: 402). In der Normalisierungsphase festigt sich die Gruppenstruktur, Routinen spielen sich ein und werden verbindlicher, etwa zum angemessenen Verhältnis von Distanz und Nähe. Aufgrund der „Offenheit der Sozialstruktur“ kann dieser Prozess auch krisenhaft verlaufen und zu Konflikten führen, die unter „dem Vorzeichen von Gleichberechtigung (und dem Verzicht auf formelle Hierarchien) sowie dem Fehlen kultureller Problemlösungsmuster“ (ebd.: 403) eventuell schwerer lösbar sind als vergleichbare Konflikte in der Familie. So bedarf die Gruppe eines Normalkonsenses, der sich bewegt „zwischen Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit, zwischen Gemeinsamkeit und Individualität“ (ebd.: 405). Dieser Entwicklungsverlauf von Wohngemeinschaften lässt sich wahrscheinlich in Teilen auf das Gemeinschaftsleben in Wohnprojekten übertragen. Die Ausführungen von Schüle ähneln den von Tuckman (1965: 396) formulierten vier Entwicklungsphasen einer Gruppe: Forming, Storming, Norming und Performing. Diese hat Jarvis (2011: 570ff.) auf Wohnprojekte übertragen.

Geplante Nachbarschaft

Neben den aus eigener Initiative der Bewohner entstandenen Lebensformen Kommune und Wohngemeinschaft wurde in den 1960er und 1970er Jahren in der Stadterweiterungsplanung die Idee verfolgt, Gemeinschaft ‚top-down‘ über die räumliche Struktur zu konstruieren, d.h. über die „Dichte der Wohnquartiere oder die räumliche Anordnung von Baukörpern“ (Fedrowitz/Gailing 2003: 24). Mithilfe inszenierter Nachbarschaften¹² sollte der Anonymität und Isolation der Großstadt und der Auflösung traditioneller dörflicher Strukturen entgegengewirkt werden, wie in der Großstadtkritik und der ‚Community-Question‘ thematisiert (Wellman 1979). Somit wurde Nachbarschaft als „planerisch herstellbares soziales Konstrukt“ behandelt (Häußermann/Siebel 1994: 379). Das Planungsziel der ‚neighborhood units‘ war eine soziale

12 Auf Nachbarschaft als soziale Beziehung wird in Abschnitt 2.3.3.2 näher eingegangen.

Durchmischung der Stadtquartiere, d.h. ein Entgegenwirken sozialräumlicher Segregation (Klages 1968: 11ff.). Obwohl kein Zweifel daran besteht, dass räumliche Strukturen soziales Handeln beeinflussen (Hamm 1973: 118), gelten diese stadtplanerischen Konzepte als gescheitert. „In den meisten Fällen, in denen man versuchen wollte, durch bauliche Gestaltung zwischenmenschliche Kontakte zu erzwingen, wären die absehbaren Folgen eher Konflikt oder Isolierung als intime Mitmenschlichkeit“ (Hamm 1973: 118). So kann gebaute Umwelt den Aufbau sozialer Beziehungen zwar erleichtern oder erschweren, dies ist jedoch durch externe Akteure erzwungen (Häußermann/Siebel 1994: 377).

2.3.2 Wohngruppenprojekte seit 1970

Parallel zur öffentlichkeitswirksameren Kommunebewegung und der Entstehung von Studenten-Wohngemeinschaften gab es in den späten 1970er Jahren erste Initiativen für neue Wohnformen für ältere Menschen. Aus einer kritischen Haltung gegenüber dem konventionellen Wohnangebot in Pflege- und Alteinrichtungen einerseits und der Angst vor Isolation in der eigenen Wohnung andererseits suchten diese unter dem Motto ‚Nicht allein und nicht ins Heim‘ nach selbstbestimmten, gemeinschaftsorientierten Wohnalternativen für das Alter (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Zu den ersten und wichtigsten Pionieren auf diesem Gebiet zählte der Hamburger Senioren-Schutz-Bund ‚Graue Panther‘ (Narten 2005: 80; Schader Stiftung 2006). Aus diesen Initiativen heraus entstanden vornehmlich altershomogene, eher kleinere Wohngruppen. Die ersten Altenwohnprojekte wurden in der Öffentlichkeit noch als Exoten wahrgenommen und hatten erhebliche Schwierigkeiten bei der Planung und Umsetzung: Erfahrungen für den Realisierungsprozess fehlten, die Projektinitiativen waren nicht untereinander vernetzt und wurden von Kommunen und Wohnungswirtschaft kaum akzeptiert. So war die Ausbreitung derartiger Projekte in Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch sehr punktuell und schritt nur zögerlich voran (MAGS 2006: 8f.).

Im Verlauf der 1980er Jahre wurde der Umsetzungsprozess von Wohnprojekten für verschiedene Zielgruppen durch die Gründung von Vereinen und überregionalen Organisationen stärker institutionalisiert und professionalisiert (Becker 2009: 41; Tjaden-Jöhren 2004: 8), insbesondere durch den ‚Wohnbund e.V.‘ und das ‚Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter e.V.‘. Beide Verbände sind bis heute in ihren Tätigkeitsfeldern aktiv, wobei sich das Forum mittlerweile unter dem Namen ‚Forum Gemeinschaftliches Wohnen‘ trotz eines Schwerpunkts auf ‚Wohnen im Alter‘ einer breiteren Zielgruppe zuwendet (Helbig 2007). So wurde in den späten 1980er Jahren das gemeinschaftliche Wohnen nicht nur als Wohnform für das Alter, son-

dern auch für junge Familien mit Kindern interessant (Becker 2009: 41). „Die gemeinschaftliche Organisation von Haushaltsfunktionen (Einkaufen, Kochen, Gartenpflege usw.) sollte – das war zumindest der Anspruch – Arbeitsentlastung einerseits, soziale Beziehungen andererseits bieten, die dem familialen Zusammenleben größere Flexibilität und Stabilität zugleich ermöglichen“ (Brech 1999: 87). Weiterer Schwerpunkt der Wohnprojekte Ende der 1980er Jahre war das ökologische Bauen (MBV 2008: 56). Projekte mit ökologischer Ausrichtung sind teils den Intentionalen Gemeinschaften zuzurechnen und finden sich etwa in Verzeichnissen wie Eurotopia, Ecovillage oder Ökosiedlungen.

Unter dem Motto ‚Mit Freu(n)den alt werden‘ hat sich die Wohnprojektelandschaft in Deutschland in den 1990er Jahren bezüglich ihrer Zielgruppe differenziert und etablierte sich in der Öffentlichkeit stärker als in den Jahren zuvor (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Die professionellen Rahmenbedingungen ihrer Realisierung verbesserten sich, da es mehr Möglichkeiten zum Erfahrungsaustausch zwischen den Projekten gab (MAGS 2006: 10), insbesondere auch durch die Verbreitung des Internets. Das bevorzugte Wohnmodell der 1990er Jahre waren „selbstverwaltete Haus- bzw. Häusergemeinschaften mit jeweils abgeschlossenen und barrierefrei erschlossenen Wohneinheiten“ (MAGS 2006: 10), während Wohngemeinschaften eher im ‚Betreuten Wohnen‘ realisiert wurden.

Diese Tendenz setzt sich bei den derzeitigen Wohnprojekten fort, wobei momentan ein Trend zu generationenübergreifenden Projekten erkennbar ist (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Teilweise resultiert diese Schwerpunktsetzung aus politischen Fördermaßen von Ländern und Kommunen. Damit verknüpft ist die Hoffnung der Politik, mit dieser Form des Wohnens einer Isolation im Alter entgegenzuwirken und Alternativen für gesunkene Unterstützungsoptionen innerhalb der Familie zu schaffen (BMFSFJ 2011; MAGS 2006; MBV 2008). Zugleich tragen die Wohnprojekte für Jung und Alt den Wünschen vieler älterer Menschen Rechnung, nicht altershomogen, sondern im Dialog mit der jüngeren Generation zu leben (Hieber et al. 2005: 12).

Die Unterstützungsstrukturen für die Realisierung haben sich weiter professionalisiert (Kap. 3.1.3), obwohl auch hier sicherlich noch Verbesserungspotential besteht (Becker 2009: 47), wie der Blick in die Wohnprojektelandschaft anderer Länder zeigt. Auch innerhalb von Deutschland zeigen sich Differenzen in der Förderstruktur, die die Zahl vorhandener Wohnprojekte beeinflussen. Als deutscher „Vorreiter bei der Förderung von Wohnprojekten“ gilt Hamburg (MBV 2008: 80; s. auch Fedrowitz 2012), wo vor allem genossenschaftliche Projekte realisiert werden. 21 Prozent der bundesweit von Fedrowitz (2012) ermittelten Projekte finden sich in Hamburg. In Tübingen und Freiburg werden bei der Neubebauung von Stadtteilen von kommu-

naler Seite direkt Flächen für Baugruppen eingeplant. Des Weiteren treffen Wohnprojektinteressierte in München auf günstige Förderstrukturen, da dort Wohngruppen bei der Vergabe von Grundstücken bevorzugt behandelt werden (MBV 2008: 77). Als Flächenbundesland hat sich Nordrhein-Westfalen als eine der Hochburgen für Wohnprojekte etabliert (MAGS 2006: 88; MBV 2008). Hier befanden sich 1999 nach einer bundesweiten Studie 32 Prozent der ermittelten Wohnprojekte (Brech 1999: 104). In der aktuellen Erhebung von Fedrowitz (2012) sind 16 Prozent der Projekte in Nordrhein-Westfalen zu finden. Die Zahlen von Fedrowitz (2012) deuten darauf hin, dass sich die Spitzenstellung von Nordrhein-Westfalen derzeit etwas abschwächt zugunsten einer größeren Verbreitung in nahezu allen Bundesländern.

Auch wenn Konzepte für gemeinschaftliches Wohnen in Deutschland generell auf Zuspruch treffen, sind sie in einigen *anderen Ländern* gesellschaftlich besser etabliert, gelten als weniger exotisch und erhalten eine stärkere politische Förderung, was sich positiv auf ihren Verbreitungsgrad auswirkt. Als Vorreiter und Vorbilder für das gemeinschaftliche Wohnen gelten insbesondere Dänemark und die Niederlande. Darüber hinaus gibt es Cohousing¹³-Projekte u.a. in Schweden, Finnland, Großbritannien und den USA (Bamford 2005; Brech 1999: 124ff.; Brenton 2001, 2008, 2013; Choi 2004; Fromm 1991; Fromm 2012; Hasell/Scanzoni 1997; Jansen et al. 2008: 64; McCamant/Durrett 2011; Tyvimaa 2011; Vestbro 2000: 166ff.; Vestbro/Horelli 2012: 327; Williams 2005a: 201f.).

In Dänemark verbreiteten sich die so genannten ‚bofællesskaber‘ seit den 1970er Jahren (Brenton 2001: 171). Das erste Projekt wurde 1972 fertig gestellt (McCamant/Durrett 2011: 5, 39f.). Hier überwogen zunächst Eigentumsprojekte, während etwa in den Niederlanden über 90 Prozent der Projekte im Mietwohnungsbau realisiert wurden (Fromm 1991: 49). Mittlerweile liegt der Schwerpunkt auch beim dänischen Cohousing bei den Mietprojekten sowie den Genossenschaften. Seit etwa 20 Jahren entstehen Wohngruppen hier verstärkt auch für Senioren (Jansen et al. 2008: 50, 64; McCamant/Durrett 2011: 45). Im Jahr 2010 gab es in Dänemark über 700 Wohnprojekte, eine überaus hohe Zahl in Anbetracht dessen, dass Dänemark gerade einmal fünf Millionen Einwohner zählt (McCamant/Durrett 2011: 5). Ebenso wie in den Niederlanden steht Projektinteressierten in Dänemark eine breite Förderstruktur von Seiten der Kommunen und der privaten Bauträger zur Verfügung (Brenton 2013: 5f.; Jansen et al. 2008: 64). Die Bofællesskaber gelten als ‚ganz normale‘ und bezüglich der entstandenen sozialen Netzwerke erfolgreiche Wohnform (Brech 1999: 129ff.). Für McCamant und Durrett

13 Cohousing bzw. Co-Housing ist der internationale Begriff für derartige Wohnformen, die in den verschiedenen Ländern jeweils spezifische Formen annehmen können.

(2011: 37) ist Cohousing in Dänemark bis heute weltweites Vorbild, „the gold standard for cohousing worldwide“.

In den Niederlanden wurde das erste Wohnprojekt 1977 fertig gestellt (McCamant/Durrett 2011: 49). Derzeit lassen sich zwei Typen unterscheiden: altersheterogene und altershomogene Projekte, erstere in der Landesvereinigung ‚Centraal Wonen (LVCW)‘ organisiert, letztere in der ‚Landelijke Vereniging Gemeenschappelijk Wonen van Ouderen (LVGO)‘, der Vereinigung für gemeinschaftliches Wohnen für Ältere (Bamford 2005; KDA 2000: 14ff.; Narten 2005: 81). Während des gesamten Prozesses der Projektrealisation werden Wohngruppen in den Niederlanden besser unterstützt als in Deutschland bzw. sind die Maßnahmen stärker als Regelförderung implementiert, von Seiten der Wohnungsunternehmen wie der Politik (Brenton 2001: 172ff.). Zudem werden Projekte sehr oft ‚top-down‘ von sozialen Organisationen oder Kommunen initiiert (Jansen et al. 2008: 64; Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 123; Narten 2005: 83ff.). Nach Schätzungen gibt es bezogen auf die Gesamtbevölkerung in den Niederlanden fünf Mal mehr Wohngruppenprojekte als in Deutschland (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 123): Während die Bevölkerungszahl nur ein Fünftel derjenigen Deutschlands beträgt, können die Niederlande „mehr als 300 vergleichbare Wohnprojekte mit mehr als 5000 älteren Menschen vorweisen“ (Schader Stiftung 2006).

Im Vergleich zu Nordeuropa steckt die Wohnprojektebewegung in den USA noch in ihren Anfängen. Erste Initiativen gab es seit Anfang der 1990er Jahre, vor allem in Kalifornien (Fromm 2000; Williams 2008: 274f.). Maßgeblich haben die zwei Architekten und Projektentwickler Kathryn McCamant und Charles Durrett die Entwicklung von Wohnprojekten in den Vereinigten Staaten befördert (Brenton 1999: 8; McCamant/Durrett 2011). Im Jahr 2011 gab es in den USA 118 fertig gestellte und etwa gleich viele in Planung befindliche Cohousing-Projekte (Margolis/Entin 2011: 3). Fast 90 Prozent der derzeit realisierten Projekte sind Eigentumsprojekte (Margolis/Entin 2011: 4). Mittlerweile organisieren sich Initiativen im ‚CoHousing-Network‘ mit eigener vierteljährlich erscheinender Zeitschrift. Im Gegensatz zur Situation in Nordeuropa, wo ausgeprägte Förderstrukturen bestehen, ist die Realisierung von Wohnprojekten in den USA nur auf den privaten Sektor beschränkt (Williams 2008: 268f.), was ihre stärkere Verbreitung erschwert.

2.3.3 Gemeinschaftliches Wohnen im gesellschaftlichen Wandel

Gesellschaftliche Prozesse, die das Interesse nach gemeinschaftlichem Wohnen befördern, sind Wandlungen im Lebensalltag von Haushalten mit Kindern und zuvorderst die Auswirkungen des demografischen Wandels. Das Zusammenwirken diverser gesellschaftlicher Veränderungen in den letzten

Jahren hat die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu einer größeren Herausforderung gemacht. Die aufgrund der Bildungsexpansion gestiegene Frauenerwerbsquote erfordert einen Wandel hin zu moderner geschlechtlicher Arbeitsteilung (Engstler/Menning 2003: 105ff.; Häußermann 2009: 16). Zudem fallen Familiengründung und Berufseinstieg durch verlängerte Ausbildungszeiten und spätere Geburten mittlerweile häufig zusammen bzw. in eine kürzere Zeitspanne (BMFSFJ 2009: 14f.; Gille/Marbach 2004). Diese ‚Rush Hour des Lebens‘ betrifft die Jahrgänge zwischen Mitte 20 und Ende 30 und scheint in Deutschland stärker ausgeprägt zu sein als in anderen europäischen Staaten. Sie führt in Deutschland im Ländervergleich eher zu Kinderlosigkeit und einem Verzicht auf mehr als ein oder zwei Kinder. Als verantwortlich dafür werden vor allem Eigenschaften des deutschen Ausbildungssystems und Arbeitsmarktes angesehen, die eine flexible Gestaltung von Ausbildungs-, Berufs- und Familienphasen behindern (BMFSFJ 2006a: 33ff.). Allein diese Entwicklungen lassen einen erhöhten Unterstützungsbedarf junger Eltern bei der Bewältigung ihres Lebensalltags vermuten. Sie treffen überdies auf noch nicht ausreichend verfügbare Kinderbetreuungsangebote, insbesondere für Kinder unter drei Jahren (BMFSFJ 2012: 26f.; BMFSFJ 2006b; Lange et al. 2008). Dabei sind Alleinerziehende in noch stärkerem Maße von diesen Problemen betroffen als Elternpaare (Kahle 2004; Schneider et al. 2001). Dem erhöhten Unterstützungsbedarf stehen gleichzeitig weniger familiäre Unterstützungsstrukturen gegenüber, da sich durch die geringere Anzahl geborener Kinder pro Familie das Verwandtschaftsnetz in den letzten Jahrzehnten deutlich ausgedünnt hat: „Wenn Einzelkinder selber Kinder von Einzelkindern sind, dann ist das verwandtschaftliche Gefüge von Tanten, Onkeln, Nichten und Neffen schlicht nicht mehr vorhanden [...] Menschen, die nicht in ein Verwandtschaftssystem eingebettet sind, gibt es in unserer Gesellschaft daher immer häufiger“ (Häußermann 2009: 15). Gemeinschaftliche Wohnprojekte könnten in diesem Kontext eine Strategie darstellen, durch die Familien unter gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen den Alltag bewältigen und soziale Unterstützung im direkten Wohnumfeld erhalten können.

2.3.3.1 Demografischer Wandel und Wohnen im Alter

Die maßgeblichen Faktoren der Bevölkerungsentwicklung, die zum demografischen Wandel beitragen, sind Fertilität, Mortalität und Wanderungen. Im Zentrum stehen dabei vor allem die beiden ersten Prozesse, während Migrationsbewegungen deren Trend noch abschwächen könnten. Die Enquête-Kommission ‚Demografischer Wandel‘ des Deutschen Bundestages kam 2002 zu folgendem abschließenden Urteil (Deutscher Bundestag 2002: 33):

Die Fertilität wird auf einem niedrigen Niveau verharren, die Lebenserwartung zunehmen (...). Selbst bei weiterhin kontinuierlich erfolgenden Zuwanderungen sind der Bevölkerungsrückgang und die Verschiebung der Altersstruktur nicht aufzuhalten, sondern allenfalls abzumildern. Immer weniger junge Menschen stehen immer mehr älteren Menschen gegenüber, und das Durchschnittsalter der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter sowie das der Bevölkerung insgesamt werden deutlich zunehmen.

Es gibt folglich zwei grundlegende Veränderungen der Bevölkerungsstruktur: eine durch sinkende Fertilitätsraten bedingte absolute Abnahme der Bevölkerungszahl sowie ein aus erhöhter Lebenserwartung resultierender Zuwachs der älteren Bevölkerung (Stat. BA 2011). Demnach wird in den nächsten Jahrzehnten den Prognosen zufolge die Zahl älterer Menschen prozentual wie auch absolut ansteigen. In Deutschland wird es insgesamt einen Rückgang der Bevölkerung von derzeit 82 Millionen auf etwa 77 Millionen Menschen im Jahr 2030 geben (Stat. BA 2011: 21). Insbesondere die Zahl der Hochaltrigen (über 80 Jahre) wird zukünftig deutlich steigen (Cicholas/Ströker 2009: 10; Lehr 2013: 146). Auch wenn die Zahl der ‚jungen Alten‘ zwischen 60 und 80 Jahren laut der Prognosen nicht in diesem Maße ansteigen soll, werden sie mit etwa einem Viertel der Gesamtbevölkerung den Hauptanteil an der älteren Bevölkerungsgruppe ausmachen (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 5). Demgegenüber sind in den jüngeren Altersgruppen unter 60 Jahre ausschließlich Rückgänge zu verzeichnen, am stärksten bei der erwerbsfähigen Altersgruppe der 40- bis 60-Jährigen (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 199ff.; Stat. BA 2011: 23f.).

Die bevorstehenden prognostizierten Entwicklungen werden gravierende Auswirkungen auf die sozialen Sicherungssysteme, die Leistungskapazitäten informeller sozialer Netzwerke sowie die Versorgung älterer Menschen haben. Das Risiko der Pflegebedürftigkeit steigt erheblich mit zunehmendem Alter, von knapp vier Prozent bei den 60- bis 80-Jährigen auf 20 Prozent bei den 80- bis 85-Jährigen, 36 Prozent bei den 85- bis 90-Jährigen und fast 60 Prozent bei den über 90-Jährigen (Eichener 2004: 6). Frauen sind dabei stärker hilfe- und pflegebedürftig als Männer (Menning 2006: 4; Thieme 2008: 203). Dem zukünftig steigenden Bedarf an Betreuungs- und Pflegeleistungen stehen gleichzeitig sinkende Unterstützungspotentiale im familialen Bereich gegenüber (WBfF 2012: 38f.; Weltzien 2004: 14). Derzeit werden 60 bis 70 Prozent der Pflegebedürftigen in der Familie gepflegt (Lehr 2013: 146), dabei vornehmlich durch weibliche Familienangehörige. Dieses familiäre Hilfenetz wird aufgrund sinkender Fertilitätsraten, einer damit verknüpften wachsenden Zahl kinderloser älterer Menschen und einer zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen in Zukunft nicht mehr in dem Ausmaß wie bislang verfügbar sein (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 7; Voges 2008: 17; WBfF 2012: 36). Um die Versorgungslücke zu schließen, müsste die professionelle Pflege in einem für das soziale Wohlfahrtssystem nicht bewältigbaren Maß ausgeweitet werden.

So müsste das Angebot an Pflegeplätzen bis 2050 mehr als verdoppelt werden (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 6). Gleichzeitig verringern sich die staatlichen Einnahmen aufgrund der sinkenden Zahl erwerbsfähiger Personen (Schulte 2009: 17).

Von den Prozessen des demografischen Wandels sind Frauen in höherem Maße betroffen als Männer (Backes/Clemens 2013: 91ff.; Bamler 2009: 530f.; Blitzko-Hoener/Weiser 2012; Voges 2008: 20f.). So erreicht die Alleinlebendenquote von Frauen ab 75 Jahre „mit 63 Prozent das 2,6-fache Niveau des entsprechenden Vergleichswertes für Männer dieses Alters“ (MBV 2008: 7; s. auch Häußermann 2009: 14; Lehr 2013: 153; Thomas 2012: 215). Die Gründe sind biologischer und sozialer Art: Sie liegen in der höheren Lebenserwartung von Frauen sowie darin, dass Frauen bislang eher ältere Männer geheiratet haben und seltener als Männer im Alter nochmals heiraten (Blitzko-Hoener/Weiser 2012: 121f.; Henckmann 1999: 21f.). Die Lebenserwartung von Männern wird Prognosen zufolge in den nächsten Jahren steigen, aber nicht das Niveau der Frauen erreichen (Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 202). So zeigen sich Differenzen im Alterungsprozess zwischen den Geschlechtern. Frauen leiden „eher an degenerativen Krankheiten. Diese führen zwar nicht zum Tod, aber schränken sie in ihrer Lebensführung ein. Männer dagegen sind oder fühlen sich länger gesund und sterben dann eher an plötzlichen Krankheiten, wie z.B. Hirnschlag oder Herzinfarkt“ (Henckmann 1999: 22). Den Frauen scheint bewusst zu sein, dass sie im Alter eher allein leben werden. So engagieren sie sich erheblich mehr als Männer in der Planung gemeinschaftlicher Wohnkonzepte.

Bei den älteren Menschen vollzieht sich derzeit ein Generationenwandel (BMVBS 2011: 54f.; Höpflinger 2009: 30f.). So tritt in den nächsten Jahren mit den Babyboomern¹⁴ eine Generation in die Altersphase, die durch andere gesellschaftliche Prozesse geprägt wurde als ihre Eltern. Bildungsexpansion, Wertepluralisierung, Emanzipation von Frauen und Erfahrungen mit gemeinschaftlichem Wohnen aus der eigenen Studentenzzeit sind nur einige Wandlungsprozesse bzw. Erfahrungen, die einen Effekt auf die Einstellung zum eigenen Altern und zum Wohnen im Alter haben können. So kann von einer aktiveren, mobileren Rentnergeneration ausgegangen werden, die auch gemeinschaftlichen Wohnformen offener gegenübersteht (Höpflinger 2009: 31ff.). „Studien quantifizieren diesen Typus der ‚neuen Alten‘ zurzeit auf einen Anteil von 25 % der Altersgruppe der 55- bis 70-Jährigen“ (BMVBS 2011: 55). Zudem sind ältere Menschen heute im Gegensatz zu früheren Kohorten vielfach gesünder und werden erst jenseits der 80 Jahre pflegebedürftig (Thomas 2012: 214; WBF 2012: 36).

14 Für Deutschland zählen die Geburtsjahrgänge von Mitte der 1950er bis Mitte der 1960er Jahre zu den geburtenstarken Jahrgängen (Menning/Hoffmann 2009: 10).

Mester (2007: 112) stellt in diesem Kontext eine leichte Akzeptanzsteigerung von Haus- und Wohngemeinschaften bei älteren Menschen fest. Krämer (2008: 343f.) unterstützt diese Einschätzung zwar tendenziell; er sieht nichtsdestotrotz gegenwärtig keinen Trend zu einer starken Pluralisierung altersgerechter Wohnformen, sondern prognostiziert, dass das Wohnen in der eigenen bisherigen Wohnung weiterhin sehr dominant bleiben wird, resultierend aus emotionalen Faktoren, der Bindung an das vertraute Quartier, wie auch rationalen Beweggründen (s. auch BMVBS 2011: 54; Krämer 2005: 51; Voges 2008: 210). „So bieten langjährig bestehende Mietverträge beispielsweise in der Regel eine Gewähr für günstige Mieten und für einen besonders ausgeprägten Kündigungsschutz; und bei älteren Wohnungseigentümern ist normalerweise die Finanzierungsphase bereits abgeschlossen, weshalb sie das Wohnen im Eigentum nun als Baustein der eigenen Altersvorsorge in die Tat umsetzen können“ (Krämer 2005: 48).

Gemeinschaftswohnprojekte lassen sich in einem breiten Spektrum von teils neuen, teils herkömmlichen Wohnkonzepten für das Alter verorten (Krämer et al. 2005; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 16). Einen guten Überblick über die in den letzten Jahren enorm gewachsene Zahl unterschiedlichster Formen des Wohnens im Alter bieten Kremer-Preiß und Stolarz (2003), die drei grundsätzliche Typen unterscheiden. Der erste Typ umfasst Möglichkeiten, bei denen der Wunsch, *„so lange wie möglich zu Hause zu bleiben“*, im Vordergrund steht, wie barrierefreie Wohnungen, Betreutes Wohnen zu Hause oder quartiersbezogene Wohn- und Betreuungskonzepte. Unter den zweiten Typ *„Wohnsituation selbst verändern“* fallen unter anderem selbstorganisierte, gemeinschaftliche Wohn- oder Hausgemeinschaften sowie Konzepte wie Betreutes Wohnen bzw. Servicewohnen, Wohnstifte und Seniorenresidenzen. Folglich ist bei diesen Wohnformen nicht immer der Gemeinschaftsaspekt das Hauptmotiv, sondern der Wunsch, jedwede Mängel der bisherigen Wohnsituation durch einen Umzug zu beheben. In Wohnprojekten können ältere Menschen ihren eigenständigen Haushalt weiterführen und sind zugleich in eine verlässliche Gemeinschaft eingebunden, die im Bedarfsfall Hilfe leisten kann (KDA 2006: 26ff.; MBV 2006). Über die Kapazität der Gemeinschaft hinausgehende aufwendige Pflegeleistungen können durch Bündelung für mehrere Bewohner oder Integration von Pflege-WGs in das Wohnprojekt kostengünstiger realisiert werden als im konventionellen Wohnungsbau. Die ersten beiden Wohntypen mit zumeist weniger umfassender externer Hilfe sind vor allem für die Altersgruppe zwischen 60 und 80 Jahren geeignet, folglich für die inzwischen verlängerte Phase zwischen ‚sozialer Alterung‘, dem Renteneintritt, und ‚biologischer Alterung‘ (Henckmann 1999: 19). Wohnprojekte sprechen dabei vor allem ältere Menschen an, die nach Gemeinschaft und zugleich Autonomie beim Wohnen, aber weniger

nach Versorgungssicherheit und Komfort suchen (Weltzien 2004: 115ff.). Zum dritten Typ ‚*Wohnsituation verändern, weil es nicht mehr anders geht*‘ zählen konventionelle Alten- oder Pflegeheime und neuere betreute Wohngemeinschaften, beispielsweise für Demenzerkrankte. Der Bedarf an diesen Wohnformen mit umfassenden Betreuungs- und Pflegeleistungen wird primär für die wachsende Zahl Hochaltriger in den nächsten Jahren kontinuierlich ansteigen (BMVBS 2011: 53; Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 211).

Am weitesten verbreitet ist das Verbleiben in der eigenen Wohnung, unter Umständen ermöglicht durch Maßnahmen der Wohnraumanpassung (BMFSFJ 1998: 94; BMVBS 2011: 27; Hildebrandt 2012: 195). So möchte ein Großteil der Menschen bis zum Lebensende in ihrer Wohnung bleiben (Çetinkaya et al. 2008: 10; Krämer et al. 2005: 152f.; Krämer 2008: 342; Voges 2008: 210ff.). Daneben sind aber mehrere ältere Menschen umzugsbereit und suchen nach Wohnalternativen (BMFSFJ 1998: 201; BMVBS 2011: 54; Kremer-Preiß/Stolarz 2003: 8). Ihr Anteil liegt bei 31 Prozent der Mieterhaushalte und 22 Prozent der Eigentümerhaushalte, wobei die Bereitschaft zum Umzug mit steigendem Alter deutlich sinkt (BMVBS 2011: 55f.). Nur knapp die Hälfte der älteren Menschen zieht freiwillig um (BMFSFJ 1998: 199; Mester 2007: 114). In Deutschland sind ältere Menschen tendenziell recht stark in ihrem Quartier verwurzelt und stehen Umzügen oder sogar Fernwanderungen weniger offen gegenüber, verglichen mit einer stärker ausgeprägten Altersmigration in den USA (Mester 2007: 116).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass neue außerfamiliäre Netzwerke und informelle Unterstützungsstrukturen und damit auch gemeinschaftliche Wohnformen durch die prognostizierten gesellschaftlichen Entwicklungen wichtiger werden könnten. Zugleich stehen nachfolgende Rentergenerationen aufgrund eines Generationenwandels möglicherweise neuen Wohnkonzepten sowie einem Umzug im Alter offener gegenüber als vorherige Generationen. Offen bleibt die Frage, inwieweit gemeinschaftliche Wohnprojekte auch als Wohnalternative für die stark steigende Zahl hochaltriger Menschen fungieren können, oder ob sie eher nur für die mittlere Altersgruppe zwischen 60 und 80 Jahren eine adäquate Option darstellt. Diese Frage wird in der Diskussion nochmals aufgegriffen (Kap. 11.1.4).

2.3.3.2 Wandel und Gestaltung sozialer Beziehungen

Die gesellschaftliche Modernisierung seit den 1960er Jahren wurde durch verschiedenste Prozesse wie den enorm gestiegenen Lebensstandard, vor allem durch Verbesserungen der gesundheitlichen und ökonomischen Lebenssituation, die Bildungsexpansion sowie Wertedebatten im Zuge der Studenten- und Frauenbewegung befördert. Sie hat zu einer Relativierung tradi-

tioneller Wertesysteme und einer Herauslösung des Individuums aus den Verbindlichkeiten traditionaler Gemeinschaften geführt (Neckel 1993). Im Zentrum dieses Diskurses steht das in diesem Kontext vielfach rezipierte und auch kritisch diskutierte Konzept der Individualisierung.¹⁵ Schroer (2001) macht unter den einschlägigen Autoren drei grundlegende Sichtweisen aus: Individualisierung als rein negatives, als rein positives sowie als ambivalentes Phänomen. Während die ersten beiden Positionen einseitig auf die Gefährdung der Individuen sowie den Verlust von Gemeinschaft (Weber, Horkheimer, Adorno, Foucault) bzw. die Chancen der Freisetzung der Individuen aus traditionellen Zwängen (Durkheim, Parsons, Luhmann) hinweisen, verbinden die Autoren der ambivalenten Sichtweise (Simmel, Elias, Beck) das „Gegensatzpaar von Autonomie oder Anomie“ (Schroer 2001: 408) zu einer umfassenderen Bestandsanalyse moderner Gesellschaften. Besonders Ulrich Beck avancierte mit seiner Analyse der ‚Risikogesellschaft‘ 1986 zu einem der wichtigsten, aber auch heftig kritisierten Akteure des Individualisierungsdiskurses der letzten Jahrzehnte (Beck 2004 [1994]).

Es wird angenommen, dass das Individuum durch den Individualisierungsprozess „mehr Freiheitlichkeit, verstanden als Autonomie bei Handlungsentscheidungen, die aber zugleich auch ein höheres Maß an Selbstkontrolle, Selbstverantwortung [...] verlangt“, erhält (Kron/Horacek 2009: 9). Nach Beck (1986: 138) kann diese Handlungsautonomie des Einzelnen bezüglich der Gestaltung sozialer Beziehungen bedeuten:

‚Nicht-Beziehungen‘, soziale Isolation; aber auch: selbstgewählte und selbstgebaute Netzwerke von Bekanntschafts-, Nachbarschafts- und Freundschaftsbeziehungen. Im Übergang von einer Generation zur anderen können so auch neue Wohnformen, eine neue Hinwendung zu dem Kommunal-Nachbarschaftlichen, zu Wohngemeinschaften usw. mit den sich hier eröffnenden Erprobungsmöglichkeiten sozialen Zusammenlebens entstehen.

Beck zieht folglich eine direkte Verbindungslinie zwischen den Individualisierungsprozessen und dem Wunsch nach neuen Gemeinschaften im Wohnumfeld. Auch Andritzky (1999: 670) versteht gemeinschaftliche Wohnformen als „Antithese zur weiter fortschreitenden Individualisierung“. Zur Reduzierung von Unsicherheiten im persönlichen Umfeld findet demnach entweder ein Rückzug auf traditionale Gemeinschaften statt, vor allem aus dem Familien- und Verwandtschaftsnetzwerk, oder eine Neuorientierung in Richtung nichtfamiliale Wahlverwandtschaften oder „posttraditionale Gemeinschaften“ (Hitzler et al. 2008; Neckel 1993: 79). Mehrere Autoren unterstützen eindeutig die letztere Perspektive, wonach eine Abnahme der Selbstverständlichkeit familialer Solidarität einen Bedeutungszuwachs von Freundschaften und Wahlverwandtschaften zur Folge hat (Diewald 1991: 249;

15 Die Kritik zur Individualisierungsthese kann hier nicht weiter ausgeführt werden (u.a. Friedrichs 1998; Jagodzinski/Klein 1998).

Maier 2008: 228; Sieder 1987: 279; Strohmeier/Schultz 2005: 149ff.). Familienbeziehungen haben auf emotionaler Ebene nicht an Qualität eingebüßt, verlieren jedoch ihre exklusive Stellung, da sich konkrete alltägliche Unterstützung zwischen den Generationen durch gesellschaftliche Wandlungsprozesse schwieriger gestaltet (Bertram 2000: 46ff.; WBfF 2012: 42f.).

Zur Frage nach dem Gestaltungsspielraum sozialer Beziehungen und der Möglichkeit der Substitution oder Kompensation sozialer Kontakte wird im Anschluss an die These der funktionalen Spezifität von Litwak und Szelenyi (1969) unterstellt, dass die sozialen Beziehungstypen aufgrund ihrer spezifischen Strukturmerkmale nicht beliebig gegeneinander austauschbar sind (s. auch Diewald 2004; zitiert nach Strohmeier/Schultz 2005: 57). Als zentrales strukturelles Kriterium gelten bei der Familie lebenslange, zugeschriebene Bindungen, bei Freunden Freiwilligkeit in Wahl und Gestaltung der Beziehung sowie bei Nachbarn die räumliche Nähe. Bei Ausfall einer Netzwerkpersion werden deren Funktionen auf die Beziehungstypen verteilt, welche strukturell den benötigten Ressourcen am ehesten entsprechen. Die These der funktionalen Spezifität gilt als empirisch gut bestätigt (Messeri et al. 1993). Hollstein (2001: 202) wies in ihrer Studie über Veränderungen des persönlichen Netzwerks bei Verwitwung nach, dass „die Leistungsspielräume einzelner Beziehungen erheblich größer sind als es von Autoren der Netzwerkforschung vermutet wird“ (s. auch Hollstein 2002).

Familie und Verwandtschaft fungiert als wichtigste, konstanteste Hilfeinstanz im persönlichen Netzwerk. An erster Stelle stehen dabei der (Ehe)Partner und die eigenen Kinder (Tesch-Römer 2010: 194). Der Partner vermittelt in exklusiver Weise emotionale Geborgenheit und Liebe und stellt die primäre Hilfsquelle bei vielen Unterstützungsformen dar (Diewald 1991: 106f.). Die Beziehung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern ist durch eine hohe emotionale Nähe gekennzeichnet (BMFSFJ 2006a: 139). Unterstützung erfolgt auf vielfältige Weise, wie Hilfe im Haushalt, Kinderbetreuung, Gartenarbeit und Einkaufen. Auch längerfristige Leistungen, die eine vertrauensvolle, intime Basis erfordern, werden vornehmlich im Familienkreis erbracht (BMFSFJ 2006a: 141; Petermann 2002: 100; Voges 2008: 260ff.). Dagegen sind Kontakte zur weiteren Verwandtschaft weniger verbindlich (Diewald 1991: 108).

Freunde sind besonders wichtig für Freizeitaktivitäten, Geselligkeit, die Vermittlung von Anerkennung, Rückhalt und Wertschätzung sowie die Vermittlung von Informationen und Einstellungen. Instrumentelle Hilfe wird eher bei nicht kontinuierlich anfallenden Aufgaben geleistet, weniger bei ernststen Krisen, die eine längerfristig einseitige Unterstützung erfordern (Petermann 2002: 100; Tesch-Römer 2010: 195f.; Kap. 5).

Bei der *Nachbarschaft* hat sich ein Bedeutungswandel von der vorindustriellen zur modernen Gesellschaft vollzogen. Vor dem Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess im 19. Jahrhundert waren die Menschen meist in enge dörfliche Gemeinschaften eingebunden, die sich mit den genannten Prozessen auflösten. Zudem wurde die Raumgebundenheit sozialer Beziehungen durch den Ausbau öffentlicher und privater Verkehrsmittel sowie Kommunikationsmedien zunehmend aufgelöst (Schnur 2012: 449; Szypulski 2008: 44). Dieser Wandel wurde unterschiedlich interpretiert: pessimistisch als Verlust von Gemeinschaft („community lost“) in der Tradition von Tönnies (1969 [1887]) oder als Befreiung aus zu engen, traditionellen Strukturen („community liberated“) (Petermann 2002: 21ff.; Schnur 2012; Wellman 1979). Derart idealisierende Vorstellungen von Nachbarschaft wie bei Tönnies und Kritik an der Großstadt und der ihr unterstellten Anonymität und Isolation waren weit verbreitet (Hamm 2001: 249). Dennoch zeigen sich heute keine Differenzen zwischen nachbarschaftlichen Beziehungen auf dem Land und in der Großstadt, besonders da sich Menschen in der Stadt in der Gestaltung ihres Alltags auf ihr lokal umgrenztes Wohnquartier fokussieren (Hamm 1998: 175). Bestätigt ist, dass die Gestalt gebauter Umwelt das Sozialverhalten beeinflusst (Hamm 1973: 118), vor allem indirekt durch den Handlungsspielraum der Individuen (Mühlich et al. 1978: 11; s. Kap. 5.2.1).

Nachbarschaft konstituiert sich über eine „Bindung an den Ort der Wohnung“ (Hamm 1998: 173). Nachbarschaftsbeziehungen verlaufen über ein Minimum an räumlicher Distanz, was positive wie negative Effekte haben kann. Die hohe räumliche Nähe befördert spontane face-to-face-Interaktionen sowie schnelle, unkomplizierte Unterstützungsleistungen, aber auch Gefühle sozialer Kontrolle und Konfliktpotential (Günther 2009: 456ff.). Bei Hilfe durch die Nachbarschaft heutzutage handelt es sich eher um kleinere Aushilfen in speziellen Notsituationen sowie um den Austausch von Informationen über lokale Ereignisse, und weniger um dauerhafte, zeitintensive Hilfe (Diebold 1991: 111f.; Günther 2009: 454f.; Petermann 2002: 121). Beziehungen zu Nachbarn sind meist weniger eng als Beziehungen zu Verwandten und Freunden und bewegen sich auf einem Spektrum von lockeren Grüßkontakten bis zu engen Freundschaften (Bertels 1990: 59ff.; Knaier 2005: 16). Gegenseitige Besuche in den Wohnungen sind selten (Hamm 1998: 175). Nachbarn können nicht wie Freunde frei gewählt werden. „Nachbarn hat man, und man muß sich zu ihnen verhalten, und sei es abgrenzend“ (Voegsen 1989a: 105). Die normative Erwartungshaltung an Nachbarn hat Oswald (1966: 143) treffend formuliert: „Der gute Nachbar hält vor allem Distanz [...] Wen er grüßt, mit wem er sich unterhält, wem er hilft, ist seine eigene Sache, er muß auch nichts von alledem tun. Es gibt außer dem Distanzhalten keine allgemein akzeptierte Norm nachbarschaftlichen Verhaltens“.

Im Gegensatz zur herkömmlichen Nachbarschaft geben Bewohner von Wohnprojekten diese Norm zum Distanzhalten auf. Die wichtigste Differenz liegt darin, dass die Bewohner Einfluss auf die Auswahl ihrer Mitbewohner haben. „Nur so kann Nachbarschaft als Kommunikations- und Entlastungseinheit funktionieren“ (Voegen 1989b: 243f.). Demgegenüber gilt das um die 1950er Jahre von Stadtplanern verfolgte Ziel, Gemeinschaft in Nachbarschaften von außen zu erzeugen, als gescheitert (Jensen 1976: 1). Neben dem Kriterium der räumlichen Nähe, welches Nachbarschaft kennzeichnet, kommt bei Wohnprojekten die Freiwilligkeit der Beziehung hinzu.

Die Hauptzielgruppen gemeinschaftlicher Wohnprojekte – ältere Menschen und Haushalte mit Kindern – sind Personengruppen, die sich aufgrund ihrer Lebenssituation in der Pflege ihrer sozialen Beziehungen besonders im direkten Wohnumfeld orientieren (BMFSFJ 2005: 311f.; Kaufmann et al. 1989: 32; Tesch-Römer 2010: 193f.; Wagner 2002: 235ff.).

Ältere Menschen pflegen mehr nachbarschaftliche Beziehungen als andere Personengruppen (Günther 2009: 452; Hamm 1998: 174; Wagner 2002: 235; Walter 1993). Im Alter gewinnen die Wohnung und das Wohnumfeld zunehmend an Bedeutung, da andere Kontexte für Sozialkontakte wegfallen (insbesondere der Arbeitsplatz) und die Mobilität aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen sinkt (BMFSFJ 1998: 28; Höpflinger 2009: 27; Kricheldorf 2008: 239; Küster 1998: 51f.; Voges 2008: 209). So verbringen ältere Menschen „von 24 Stunden durchschnittlich 21,4 Stunden“ zu Hause (Andritzky 1999: 623). Zudem wohnen ältere Menschen oft lange in ihrer Wohnung, womit eine höhere Bindung an das Quartier und mehr nachbarschaftliche Kontakte verbunden sind (Tesch-Römer 2010: 194).

Sofern vorhanden, stellen Partner und Kinder für ältere Menschen die wichtigsten Bezugspersonen dar und sind mit Abstand die bedeutsamsten Erbringer sozialer Unterstützung (Bamler 2009: 531f.; BMFSFJ 1998: 80; Künemund/Hollstein 2000: 235ff.; Schulte 2009: 57; Tesch-Römer 2010: 194). Der Unterstützungsbedarf älterer Menschen ist vielfältig und besteht etwa in der Hilfe beim Einkauf, Erledigung von Haus- oder Gartenarbeit, Hilfe beim Lesen, Postverkehr oder Gehen, Erledigung von Amtswegen sowie in aufwendigeren Pflegeleistungen (Diaz-Bone 1997: 205). Insgesamt werden die sozialen Netzwerke im Alter kleiner (Wagner et al. 1996: 310; Wagner/Wolf 2001), was vor allem auf den Wegfall peripherer, schwacher Kontakte zurückzuführen ist (Lang 2005: 44). Dies unterstellt auch die sozioemotionale Selektionstheorie (Dittmann-Kohli et al. 2001: 562). Frauen verfügen im Alter über ein größeres soziales Netzwerk als Männer (Bamler 2009: 532ff.). Mit zunehmendem Alter sinkt die Wahrscheinlichkeit, Freunde zu haben (Künemund/Hollstein 2000: 234; Wagner/Wolf 2001: 546). Nicht eindeutig ist, ob die Altersdifferenzen auf Alters- oder Kohorteneffekte zurückführbar

sind. „Es muß somit offen bleiben, ob die Älteren schon immer weniger Freunde hatten, ob sie einfach eine engere Definition von Freundschaft verwenden, ob sich bei den Älteren Effekte der Mortalität derart zeigen, daß die Freunde häufiger schon verstorben sind, oder ob Freundschaften im Alter häufiger gelöst werden“ (Künemund/Hollstein 2000: 234). Dennoch ist auch im hohen Alter die Bildung neuer Freundschaften möglich (Wenger/Jerrone 1999: 282ff.). Ältere Personen ohne Partner und Kinder nennen häufiger als andere mindestens einen Freund (Künemund/Hollstein 2000: 239f.). Dieser Befund könnte darauf hindeuten, dass Freundschaften im Alter fehlende elementare Beziehungen tendenziell substituieren.

Auch *Haushalte mit minderjährigen Kindern* präferieren Beziehungen in ihrem direkten Wohnumfeld, besonders wenn die Kinder klein sind (Günther 2009: 452). Dagegen verlieren mit der Geburt von Kindern manche bisherigen Interaktionspartner an Bedeutung, wie zum Beispiel die Arbeitskollegen (Diewald 1991: 116; Fthenakis et al. 2002: 64). Als wichtigste Quelle sozialer Unterstützung gilt der Partner, gefolgt von Freunden und den eigenen Eltern. Entferntere Verwandte sind weniger bedeutsam (Ettrich/Ettrich 1995: 35; Gräbe/Lüscher 1984: 105; Wagner 2002: 234). Freunde und Bekannte mit eigenen Kindern werden nach der Geburt des ersten Kindes wichtiger (Fthenakis et al. 2002: 64). Nachbarn erbringen nach der Geburt von Kindern häufiger Hilfeleistungen, aber eher in spontanen Notsituationen (Kaufmann et al. 1989: 32; Perleth 1988). Haushalte mit Kindern benötigen zum einen praktische Hilfe etwa bei der Kinderbetreuung und dem Ausleihen von Ausstattung. Zum anderen wünschen sich Eltern auf emotionaler Ebene, Informationen und Erfahrungen mit anderen Eltern austauschen zu können und in psychisch belastenden Situationen Bestätigung zu erfahren (Fthenakis et al. 2002: 64ff.; Gräbe/Lüscher 1984: 106ff.; Perleth 1988).

Dieser Überblick über die Spezifika und Leistungskapazitäten der klassischen Beziehungsformen Familie, Freundschaft und Nachbarschaft – besonders für die Hauptzielgruppen gemeinschaftlicher Wohnprojekte – soll zu einer ersten Einordnung der sozialen Beziehungen im Wohnprojekt dienen.

3 Gemeinschaftliche Wohnprojekte

3.1 Der Forschungsgegenstand Wohnprojekt

3.1.1 Begriffsbestimmung und Vielfalt der Projekttypen

In diesem Abschnitt werden erst die Kriterien dargelegt, über die sich ein gemeinschaftliches Wohnprojekt definieren und von anderen Wohnformen abgrenzen lässt¹⁶ (Fromm 1991: 7ff.; Hieber et al. 2005: 6; MBV 2008; McCamant/Durrett 2011: 25ff.; Rettenbach 2008; Tjaden-Jöhren 2004: 8):

- *eindeutig abgegrenzte Gruppe*
In den überwiegenden Fällen gehören alle Personen, die im um- oder neu gebauten Haus bzw. Häuserkomplex wohnen, zur Gemeinschaft des Wohnprojekts. Nur vereinzelt leben im Komplex der Projekte Personen, die nicht zur Wohngruppe gehören und nicht an deren Gemeinschaft teilhaben, beispielsweise bei der Vermietung einzelner Wohneinheiten durch den Investor. Dieses Merkmal grenzt Wohnprojekte von konventioneller Nachbarschaft ab, deren Grenzen meist nicht eindeutig bestimmbar sind.
- *getrennte Haushalte in einem oder mehreren Häusern*
Wohnprojekte sind keine Wohngemeinschaften, die gemeinsam in einer Wohnung leben, oder Kommunen, die gemeinschaftlich wirtschaften. Wohngemeinschaften können prinzipiell Bestandteil von Wohnprojekten sein, sind in der Realität aber nur selten anzutreffen.
- *selbstverwaltetes Wohnen*
Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind keine Form Betreuten Wohnens, in denen professionelle Akteure involviert sind, die pflegende sowie den Gruppenprozess aktivierende Aufgaben erbringen. Nicht ausgeschlossen wird damit, dass einzelne Bewohner Pflegedienste beauftragen oder mit mehreren Bewohnern gebündelt auf einen Pflegedienst zurückgreifen. Selbstverwaltung bedeutet überdies, dass nach der Fertigstellung des Projekts Aufgaben von einzelnen Bewohnern oder Arbeitsgruppen für die Wohngruppe übernommen werden, wie beispielsweise Hausmeistertätigkeiten, Öffentlichkeitsarbeit oder Vorstandsarbeit (Choi 2004: 1201).

16 Dies bedeutet aber nicht, dass die hier getroffenen Kriterien die einzig gültige Definition sind. So verstehen etwa die Partner des Netzwerks ‚SONG – Soziales neu gestalten‘ gemeinschaftliche Wohnformen mit stundenweise anwesenden professionellen Ansprechpartnern als gemeinschaftliche Wohnprojekte (SONG 2008, 2009a, 2009b). Während es für diese Arbeit nicht sinnvoll ist, solche Wohnformen mit professioneller Hilfe zu berücksichtigen, kann es bei andersgelagerten Forschungsinteressen durchaus der Fall sein.

- *nicht-hierarchische Struktur der Gruppe*
Häufig benennen die Wohngruppen einen Vorstand, der jedoch lediglich als Ansprechpartner für externe Belange der Gruppe fungiert, wohingegen innerhalb der Gruppe (im Idealfall) keine Hierarchie besteht.
- *planmäßige Entscheidung der Bewohner für diese Art des Wohnens*
Dieses Kriterium einer „bewußte[n] Organisation sozialer Netze“ (Siebel 1989: 36) grenzt Wohnprojekte von zufällig entstandenen, gut funktionierenden Nachbarschaften ab, die sich möglicherweise auch als Gemeinschaft und geschlossene Gruppe verstehen.
- *Gruppenbildung vor Fertigstellung, Planungsbeteiligung der Bewohner*
Dies bedeutet nicht, dass sich ausnahmslos alle Bewohner vor dem Einzug kennen. So ist die Planungsphase oft durch permanente Fluktuation gekennzeichnet. Einige Bewohner kommen sogar erst bei der Fertigstellung des Gebäudes oder zu einem noch späteren Zeitpunkt hinzu. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass ein nicht unerheblicher Anteil der zukünftigen Bewohner die mehrjährige Phase der Planung und Realisierung aktiv begleitet hat, und sich so im Prozess die Gruppe bilden und festigen konnte.
- *Realisierung Gemeinschaft fördernder Architektur*
Fester Bestandteil aller Wohnprojekte ist ein Gemeinschaftshaus oder -raum, teilweise erweitert etwa um ein Büro oder Gästezimmer. Darüber hinaus existieren weitere gemeinschaftliche Flächen zur Begegnung, wie Garten, Terrasse, Innenhof, Café oder Laubengänge, sowie andere gemeinsam nutzbare Räume, wie zum Beispiel Waschküche, Fahrradkeller, Werk- oder Gymnastikraum. Diesbezüglich sind die Wünsche und Ideen der zukünftigen, planenden Bewohner maßgeblich. Solche Orte zur Interaktion fehlen zumeist in konventionellen Nachbarschaften.

In Gemeinschaftswohnprojekten verbinden sich demnach Gemeinschafts- und Privatleben, wobei sie trotzdem räumlich klar abgegrenzt sind (Göschel 2010a: 247; KDA 2000: 9): „The overall goal is to achieve a physical design that encourages social interaction among residents without sacrificing private individual space“ (Garciano 2011). Für die Projektentwickler McCamant und Durrett (2011: 26) ist das gemeinsam erreichte Ziel der Realisierung des Projekts überaus bedeutsam für den späteren Zusammenhalt der Wohngruppe, der daher nicht von externen Planern erzeugt werden kann. Auch für Choi (2004: 1194) sollte die Initiative im Idealfall von den zukünftigen Bewohnern ausgehen. Während der Partizipationsprozess in der Planungszeit für die Bildung einer Gemeinschaft wichtig ist, stellt die räumliche Gestaltung des Projekts sicher, inwieweit die Gemeinschaft auf Dauer funktioniert (McCamant/Durrett 2011: 27). Wichtig für die Ausgestaltung des Gemeinschaftsle-

bens ist die konkrete Umsetzung der gemeinschaftlichen Räume und Flächen, etwa eine „zentrale, gut einsehbare Lage [des Gemeinschaftsraumes], um Hemmschwellen hinsichtlich der gemeinsamen Nutzung zu vermeiden“ (MAGS 2006: 14) sowie eine dichte Bauweise (Williams 2008: 272).

Wie in Abschnitt 2.3.2 ausgeführt, entstand in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine zunehmende Vielfalt gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Die in dieser Arbeit berücksichtigten Wohnprojekte haben zwar die festgelegten Kriterien gemeinsam, unterscheiden sich aber auch in vielerlei Hinsicht, wobei nachfolgend auf die Aspekte Größe der Projekte, soziale Struktur und Ziele, Art der Initiierung, Art der Finanzierung und Rechtsform und bauliche Realisierung eingegangen wird. Eine wichtige Quelle für die folgenden Ausführungen ist Joachim Brechs Bestandsaufnahme von Wohnprojekten aus dem Jahre 1999. Vereinzelt werden weitere aktuellere Quellen ergänzt. Des Weiteren werden bei einigen Aspekten – vor allem der Größe der Projekte und ihrer sozialen Struktur – zumindest für Nordrhein-Westfalen eigene, für diese Arbeit ermittelte Daten herangezogen. So wurde für die Erhebung eine Datenbank geplanter und realisierter Wohnprojekte angelegt, die ebenfalls auf einer Vielzahl verschiedenster Quellen basiert (Kap. 7.2). Identifiziert wurden 188 gemeinschaftliche Wohnprojekte in Nordrhein-Westfalen, von denen sich 98 in Planung befinden und 90 fertig gestellt sind (Stand 31.1.2010). Letztere wurden zwischen 1989 und 2009 fertig gestellt, ein Großteil davon in den letzten Jahren.

Die Verteilung der *Gruppengröße* wird über die Anzahl der Wohneinheiten bzw. Haushalte abgebildet, da keine Zahlen zur Anzahl der Bewohner vorliegen und diese Angaben zudem permanenten Veränderungen ausgesetzt sind. Nach Brech (1999) sind kleine und mittelgroße Projekte mit bis zu 30 Wohneinheiten in der Mehrzahl. Die größte Gruppe in der Studie des BBSR (2012b) machen die mittelgroßen Projekte mit 21 bis 50 Wohneinheiten aus. Noch relativ häufig gibt es kleinere Projekte zwischen 11 und 20 Wohneinheiten (BBSR 2012b). Ähnlich sieht die Verteilung der eigenen Erhebung für Nordrhein-Westfalen aus: Mit über 40 Prozent stellen die Projekte zwischen 20 und 59 Wohneinheiten die größte Gruppe dar. Etwas mehr als ein Drittel umfassen bis zu 19 Haushalte. Unter zehn Prozent zählen mehr als 60 Wohneinheiten. Mehrgenerationenprojekte, auf die sich diese Arbeit hauptsächlich konzentriert, weichen etwas von dieser allgemeinen Verteilung ab, bei ihnen dominieren stärker die mittelgroßen Projekte, während es weniger kleine Projekte gibt (Kap. 7.2).

Eine eindeutige Untergrenze, ab welcher Anzahl Haushalte von einem Wohnprojekt gesprochen werden kann, existiert nicht. Meist werden sehr kleine Gemeinschaften nicht als Wohnprojekt, sondern als Hausgemeinschaft bezeichnet. Diese „sind baulich-räumlich wie auch sozial wesentlich einfa-

cher und pragmatischer angelegt“ (Voesgen 1989b: 238). In Nordrhein-Westfalen zählt das kleinste ermittelte Wohnprojekt fünf Haushalte.

Aus praktischer Sicht sind für die Architekten und Projektentwickler McCamant und Durrett, die seit den 1980er Jahren weltweit 285 Cohousing-Projekte besuchten, 20 bis 50 Erwachsene die optimale Größe für ein Wohnprojekt. Während die soziale Vielfalt größer ausfällt als in kleineren Projekten, birgt eine zu große Wohngruppe Gefahren wie hohe Anonymität, fehlende Intimität, viel Bürokratie und wenig Möglichkeiten für basisdemokratische Entscheidungsprozesse. In einem zu kleinen Projekt werden gemeinschaftliche Aktivitäten schwieriger organisierbar. Diese Erfahrungen aus der Praxis werden in Dänemark systematisch angewendet (McCamant/Durrett 2011: 31f., 248f.).

Die *soziale Struktur* der Projekte unterscheidet sich in erster Linie nach dem Alter, dem Geschlecht und der Lebenslage der Bewohner in den Wohngruppen und danach, ob es sich diesbezüglich um homogen oder heterogen zusammengesetzte Projekte handelt. Wie in Abschnitt 2.3.2 ausgeführt, sind viele der derzeit realisierten und geplanten Wohnprojekte in ihrer konzeptionellen Ausrichtung generationenübergreifend angelegt, d.h. Mehrgenerationen- bzw. Jung-Alt-Projekte. Auch in der Studie des BBSR zählten über die Hälfte der ermittelten Projekte zu den Mehrgenerationenprojekten, wobei sich deren Zahl vor allem in den letzten Jahren stark erhöht hat (BBSR 2012b). Frauenprojekte, Projekte für Haushalte mit minderjährigen Kindern oder für Menschen ab 50 Jahre sind ebenfalls stark vertreten (Brech 1999: 95ff.; LBS 2001: 12f.; MAGS 2006). Daneben gibt es weitere Wohnprojekttypen, wie zum Beispiel für Menschen mit körperlicher Behinderung, Migranten oder Schwule und Lesben. Des Weiteren existieren thematisch enger gefasste Projekte, die zum Beispiel ökologisches Bauen oder Wohnen ohne Auto in den Fokus stellen oder spirituell ausgerichtet sind (Brech 1999). Eine ökologische Bauweise etwa über eine Photovoltaik-Anlage, einen Niedrigenergiestandard oder Regenwasseraufbereitung zeichnet viele heutige Wohnprojekte aus (Jansen et al. 2008: 60), während dieses Thema bei manchen Projekten noch stärker in den Mittelpunkt gerückt wird. Spirituell motivierte Wohnprojekte, die den Intentionalen Gemeinschaften zugerechnet werden können (Kap. 2.3.1), sind in Deutschland in der Eurotopia-Vereinigung organisiert (Donath/Fortmann 1999; Kunze 2009).

Die Abgrenzung von Mehrgenerationenprojekten zu reinen Familien- oder 50+-Projekten ist in der Realität nicht immer eindeutig. So wird ein für mehrere Generationen geplantes Projekt zum 50+-Projekt, wenn keine Familien mit Kindern gefunden wurden, oder ein vormals reines Familienprojekt wandelt sich im Laufe der Jahre zu einem Mehrgenerationen- oder 50+-Projekt. Schon der Begriff Mehrgenerationenwohnen lässt mehrere Deutun-

gen zu. Bei 50+-Projekten verschwimmen teils die Grenzen zu stärker betreuten Wohnkonzepten, besonders mit zunehmendem Alter der Bewohner. Klar abgrenzen lassen sich Frauenprojekte – zumeist Beginenhöfe –, in denen alleinstehende und alleinerziehende Frauen gemeinschaftlich leben, und die verstärkt in den letzten Jahren entstanden sind (MAGS 2006: 80; s. auch Kap. 2.2 zu Beginen). Projekte für Familien mit Kindern wurden dagegen vermehrt Mitte der 1990er Jahre realisiert. Nach diesen vier Haupttypen von Wohnprojekten wurde auch für die eigene Erhebung differenziert: So zählen knapp die Hälfte der identifizierten Wohnprojekte in Nordrhein-Westfalen zu den Jung-Alt-Projekten, ein Viertel zu den 50+- bzw. Seniorenprojekten. 17 Prozent sind nur für Haushalte mit Kindern konzipiert und zehn Prozent sind Frauenprojekte. Ältere Menschen haben somit die Möglichkeit, in einem altershomogenen oder einem altersheterogenen Projekt zu leben. Welche dieser beiden Optionen die bessere darstellt, hängt von individuellen Wünschen ab: „Some seniors love intergenerational cohousing, others swear by senior cohousing“ (McCamant/Durrett 2011: 31). Einige empfinden das Zusammenleben mit jungen Familien als erfrischend, für andere berücksichtigt ein generationsübergreifendes Projekt nicht genügend ihre eigenen Bedürfnisse, wie etwa Barrierefreiheit oder adäquate Freizeitaktivitäten (Bauer Granberry 2009: 152f.; Durrett 2005: 27).

Nach Ansicht mehrerer Autoren sind die Bewohner von Gemeinschaftswohnprojekten sozial sehr homogen und teilen etwa Wertvorstellungen zu Ordnung, Kindererziehung oder Politik (Brech 1999: 136; Novy 1989: 60; Siebel 1989: 36f.; Voesgen 1989b: 244; Williams 2005a: 201). Die Konstitution einer homogenen Gruppe resultiert auch aus dem langen Planungsprozess, der als Selektion fungiert (Voesgen 1989b: 252). Wichtiger als gleiche soziale Herkunft bzw. sozialer Status scheint die gleiche Gesinnung der Bewohner zu sein (Brech 1999: 135): „Wer möchte seine Kinder schon gerne in der Obhut von Nachbarn lassen, wenn diese gänzlich andere Erziehungsvorstellungen haben?“ (Häußermann 1999: 18). Dieser Befund steht im Widerspruch zum häufig geäußerten Wunsch von Projektgruppen nach sozialer Vielfalt. „In der Wirklichkeit scheint sich aber doch Homogenität durchzusetzen“ (Brech 1999: 136). Was „als Beispiel für die große Bandbreite angeführt wird, zeigt, daß Verschiedenheit nur noch in engen Grenzen gesehen wird“ (Voesgen 1989b: 288).

Keine Einigkeit herrscht bezüglich der Frage, ob die Bewohnerschaft von Wohnprojekten im Hinblick auf die Sozialstruktur selektiv ist. Vor allem in älteren Veröffentlichungen, aber auch in einigen aktuelleren Quellen wird von einer Dominanz akademisch gebildeter Personen mit links-liberalen alternativen politischen Einstellungen aus sozialen, pädagogischen Berufen ausgegangen (Jansen et al. 2008: 56; LBS 2001: 41; Novy 1989: 57; Siebel

1989: 38; Voesgen 1989b: 254, 278). Überdies wird teils angenommen, dass in Wohnprojekten Personen mit überdurchschnittlich hohen Einkommen leben (Jansen et al. 2008: 56; LBS 2001: 41). Zumindest letzterer Aspekt muss insofern relativiert werden, als gerade in Nordrhein-Westfalen in den letzten Jahren verstärkt Mietprojekte im Investorenmodell realisiert wurden (MBV 2008: 10), dabei auch im sozialen Mietwohnungsbau. „Wohnprojekte können im sozialen Wohnungsbau genau so entstehen wie in frei finanzierten Miet- oder Eigentumswohnungen“ (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Manche Autoren sprechen von einer Nachfrage nach gemeinschaftlichen Wohnprojekten in breiteren Bevölkerungsgruppen (Fedrowitz/Gailing 2003: 60). „Längst sind Neue Wohnformen nicht mehr auf die Bildungs- oder Mittelschicht beschränkt, von wo sie ausgegangen sind, sondern in allen sozialen Schichten sind Bestrebungen anzutreffen, ‚anders‘ zu wohnen“ (Brech 1999: 91). Weil die Planung und Realisierung eines Wohnprojekts von den zukünftigen Bewohnern ein hohes Engagement über einen längeren Zeitraum sowie vielfältige fachliche und soziale Ressourcen verlangt (Kap. 3.1.3), ist vermutlich nicht das Einkommen das relevante Selektionskriterium, sondern Aspekte wie Kompetenzen, Durchhaltevermögen und Motivation. Möglicherweise trauen sich Personen mit geringerem Bildungsniveau weniger zu, diesen Prozess bewältigen zu können. „Verglichen mit anderen Älteren, die nicht in gemeinschaftlichen Wohnprojekten, jedoch selbstbestimmt leben, sind Bewohner von Wohngruppen aktiver und beteiligen sich mehr am gesellschaftlichen Leben. Möglicherweise waren Menschen, die die Initiative ergreifen und ein Wohnprojekt gründen, auch früher schon besonders aktiv“ (KDA 2000: 101). Diese Annahme lässt sich durch Befunde aus dem Freiwilligen-survey 2009 stützen, wonach freiwilliges Engagement „bei höher Gebildeten und bei Menschen mit einem gehobenen Berufsprofil“ überdurchschnittlich hoch ausfällt, während Personen mit „einfachem Sozial- und Bildungsstatus“ weniger häufig freiwillig tätig sind (BMFSFJ 2010b: 5).

Das dritte Differenzierungsmerkmal von Wohnprojekten sind die zwei *Formen der Initiierung*: selbstinitiiert („bottom-up“) und trägerinitiiert („top-down“) (Fedrowitz/Gailing 2003: 66; MAGS 2006: 11f.). Beim Modell ‚von unten‘ geht die Projektinitiative bzw. die erste Idee für das Projekt von einer Gruppe zukünftiger Bewohner aus, die sich in unterschiedlichsten Kontexten zusammenfinden, etwa „in Kindergruppen, Selbsthilfegruppen, in Kirchengemeinden, in esoterischen Gruppen oder bei ‚Projekttagen‘“ (Brech 1999: 136). In top-down-Projekten hingegen sind die zukünftigen Bewohner nicht die Initiatoren des Projekts, sondern Mitwirkende eines Prozesses, der von externen Akteuren wie einem Sozialverband, einer Kommune oder einem Wohnungsunternehmen angestoßen wurde (MBV 2008: 57). Der Handlungsspielraum der Bewohner ist bei letzterer Variante stärker begrenzt, insbeson-

dere weil der Träger oft als Investor agiert und darüber bestimmen kann, ab wann und in welchem Ausmaß die Bewohner am Planungsprozess mitwirken können. Demgegenüber haben Bewohner selbstinitiiertter Projekte einen größeren Freiraum bei der Umsetzung eigener Ideen, müssen sich im Umkehrschluss jedoch stärker persönlich engagieren. Trägerinitiierte Projekte können daher besonders für Bewohner vorteilhaft sein, die sich aus unterschiedlichsten Gründen wie Zeitmangel oder gesundheitlichen Einschränkungen nicht so stark bei der Umsetzung engagieren können (MAGS 2006: 12).

Rechtsform und Art der Finanzierung hängen häufig eng zusammen. Die häufigste Rechtsform von Projektgruppen ist der Verein. „Die Mitgliedschaft in diesen Vereinen kann Voraussetzung für den Einzug in ein Projekt sein“ (MAGS 2006: 12). Die Vereinsgründung wird oft erforderlich, um im Planungsprozess handlungsfähig zu bleiben (Stiftung trias 2012: 20f.; s. auch Kap. 3.1.3). Teilweise wird im weiteren Verlauf der Planung eine weitere Rechtsform gebildet, etwa eine Genossenschaft oder Gesellschaft bürgerlichen Rechts (Stiftung trias 2012). Im Hinblick auf die Finanzierungsform werden Mietprojekte, Eigentumsprojekte, ein Mix aus beiden oder Genossenschaften unterschieden (Ache/Fedrowitz 2012: 398f.; Hieber et al. 2005; LBS 2001: 12; MAGS 2006; MBV 2008). Diese Finanzierungsformen sind jeweils verknüpft mit unterschiedlichen Fördermöglichkeiten und „Konsequenzen für den Grad der Gestaltungsmöglichkeiten und die Berücksichtigung der Nutzerwünsche in Architektur und Wohnungsausstattung sowie der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung in der Wohnphase“ (MBV 2008: 10).

Das Wohnen zur Miete im Investorenmodell eignet sich in Fällen, in denen die eigenen finanziellen Mittel nicht für die Projektfinanzierung ausreichen, die Projektinteressierten sich den gesamten Planungsprozess nicht allein zutrauen oder nicht an der Bildung von Eigentum interessiert sind (MBV 2008: 10). Zusätzlich zum individuellen Mietvertrag schließt die Gruppe mit dem Investor einen Kooperationsvertrag ab, in dem verschiedene Aspekte für Planungs- und Wohnphase geregelt werden (MAGS 2006: 12), etwa die Nachbelegung von Wohnungen. Ein Mitspracherecht bei der Nachbelegung ist für Wohngruppen äußerst wichtig, um langfristig die Projektidee zu erhalten (MAGS 2006: 13). „In den meisten Projekten obliegt den Bewohnern per Mehrheitsentscheid die Auswahl neuer Mitbewohner oder sie verfügen zumindest über ein Vetorecht“ (Jansen et al. 2008: 59).

In Baugemeinschaften oder Baugruppen finden sich Projektinteressierte zusammen, die das Wohnen in der Gemeinschaft mit der Bildung von Eigentum verbinden möchten. Bei dieser Finanzierungsform sind die Grenzen fließend zu Baugruppen, die zwar Eigentum bilden möchten, aber kein weiteres Interesse am gemeinschaftlichen Wohnen haben (Göschel 2010b: 2; Korpela 2012: 336; MBV 2008: 12f.). Die Realisierung eines Wohnprojekts

über eine Wohnungseigentümergeinschaft ermöglicht den zukünftigen Bewohnern den größten Planungsspielraum. „Teilweise schaffen diese Gruppen im Rahmen des Projektes auch zusätzliche Wohnungen zur Vermietung“ (MAGS 2006: 11f.). Durch eine Kombination von Miet- und Eigentumswohnungen wird eine größere soziale Vielfalt erreicht als bei Projekten, die jeweils reine Miet- oder Eigentumsprojekte sind (Fromm 1991: 263). „Das umfassendste Spektrum unterschiedlicher Einkommensgruppen erzielen Projekte mit einer Kombination von öffentlich gefördertem und frei finanziertem Wohnraum sowie Eigentumswohnungen“ (MAGS 2006: 14).

Die Realisierung eines Wohnprojekts als Genossenschaft ist als dritter Weg zwischen Eigentum und Miete eine weitere Variante, um unterschiedliche Einkommensgruppen zu integrieren (BMVBS 2007; MAGS 2006: 14; Stiftung trias 2012). „Eine Wohnungsgenossenschaft (Wohn eG) strebt kein individuelles, sondern gemeinschaftliches Eigentum an [...] Die Wohn eG ist eine demokratische Form, die durch die ihr inwohnenden genossenschaftlichen Prinzipien ein hohes Maß an Mitbestimmung und Möglichkeiten der Selbstverwaltung sicherstellt“ (MBV 2008: 11). Aufgrund dieser Faktoren wird das Genossenschaftsmodell als besonders geeignete Rechts- und Finanzierungsform für Gemeinschaftswohnprojekte angesehen (BMVBW 2004; Karhoff/Kiehle 2005; MBV 2008: 11).

Im Hinblick auf die *bauliche Realisierung* wird unterschieden zwischen Neubau, der (Um)Nutzung von Altbauten sowie einer Kombination aus beidem. Über die Hälfte der von Brech (1999: 101) ermittelten Wohnprojekte waren Neubauten. Die selbst erhobenen Daten zu Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen sowie die Erhebung des BBSR (2012b) zeigen, dass sich dieser Anteil noch mehr erhöht hat, d.h. dass ein Großteil der heutigen Projekte im Neubau entsteht. Dies resultiert eventuell daraus, dass bestehende Wohnbauten in ihrer Aufteilung selten für Wohnprojektgruppen geeignet sind. Deutlich ausgeprägter ist die „Präferenz für den Neubau [...] bei den Mehrgenerationen-Wohnprojekten“ (BBSR 2012b). Wenn bestehende Bauten genutzt werden, sind es eher Gewerbebauten, beispielsweise ein ehemaliges Finanzamt in Essen (MBV 2008: 28ff.) oder eine ehemalige Kfz-Halle in Mülheim an der Ruhr (MBV 2008: 44ff.). Die räumliche Anordnung der Wohnungen und Gemeinschaftsflächen ist sehr vielfältig: Beispiele sind ein U-förmiger Bau mit Innenhof, mehrere Häuser, nur ein Haus oder pro Haushalt ein eigenes Gebäude (MBV 2008).

Obwohl Wohnprojekte in allen regionalen Gebieten realisiert werden bzw. wurden, ist gemeinschaftliches Wohnen eher ein städtisches Phänomen (Ache/Fedrowitz 2012: 409; Siebel 1989: 38). Dies liegt vor allem daran, dass es für Interessenten aus Städten leichter ist, eine ausreichende Anzahl Gleichgesinnter für ihr Projekt zu finden, als für Interessenten im ländlichen,

dünn besiedelten Raum (MBV 2008: 71). Überdies ist es besonders für ältere Menschen wichtig, „ein möglichst großes Waren- und Dienstleistungsangebot in der Nähe der Wohnung zu haben“ (Jansen et al. 2008: 60).

3.1.2 Motive für gemeinschaftliches Wohnen

Gemeinschaftliches Wohnen heute ist eng verknüpft mit verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen und Veränderungsprozessen, allen voran dem demografischen Wandel und der Suche älterer Menschen nach einer adäquaten Alternative für das Wohnen im Alter (Kap. 2.3.3). Individualisierungs- und Modernisierungsprozesse können den „Wunsch nach der kleinen überschaubaren Einheit, nach [...] Heimat, Rückzug, größerer Sicherheit“ befördern (Brech 1999: 135). Dementsprechend vielfältig können die Motive sein, warum sich Menschen für eine solche Wohnform entscheiden (Brech 1989: 80f.; Brech 1990: 15; Choi 2004: 1203ff.; Fedrowitz/Gailing 2003: 56ff.; Helbig 2004: 15; Henckmann 1999: 53ff.; Hieber et al. 2005; Siebel 1989: 36; Tjaden-Jöhren 2004: 8; Vestbro 2000: 169).

Die wichtigsten Motive sind Gemeinschaft zu erleben, Einsamkeit und Isolation zu verhindern sowie Freizeitaktivitäten in der Gruppe zu organisieren (Brenton 2001: 176f.; Margolis/Entin 2011: 4; Paul 2012: 186; Woodward 1987: 228f.). Gleichzeitig wird betont, dass das Leben in der Gemeinschaft die eigene Individualität und Autonomie nicht beschränken sollte und dass Rückzugsmöglichkeiten gegeben sein sollten (Henckmann 1999: 64ff.). Die Gemeinschaft sollte ein Angebot für den Einzelnen sein, „auf Freiwilligkeit beruh[en] und kein Muss für alle und immer [sein]. Zentral ist die Frage nach dem Verhältnis von Individualität und Gemeinschaft“ (Hieber et al. 2005: 99). Auch stärker psychologische Aspekte, wie persönliches Wachstum und „die Erfahrung, nützlich zu sein und eine Aufgabe zu haben“ (Hieber et al. 2005: 99), können Motive für gemeinschaftliches Wohnen sein.

Als sehr wichtiger Faktor wird die praktische Hilfe und Entlastung im Alltag angeführt (Garciano 2011; Paul 2012: 188), etwa über gegenseitige kleinere Gefälligkeiten. Zudem können die einzelnen Haushalte Kosten einsparen durch die „gemeinsame Nutzung von Garten, Gästezimmer, Waschmaschinen usw. [...] Nicht jeder im Haus braucht z.B. ein Auto. Auch Dienst- und Hilfeleistungen werden meistens kostengünstiger angeboten, wenn sie von mehreren Personen im Haus genutzt werden“ (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Nicht nur das Wohnen, sondern bereits das Bauen in der Gruppe kann kostengünstiger sein, „denn insbesondere wenn Gruppenselbsthilfe geleistet wird, ist es möglich, den Eigenkapitalanteil zu verringern [...]. Auch über gemeinschaftliche Öko-Technik und deren effektive Nutzung in der Gruppe können ökonomische Ersparnisse erzielt werden“ (Fedrowitz/Gailing

2003: 61f.). Des Weiteren bietet die Planung und Realisierung eines Wohnprojekts die Möglichkeit, direkten Einfluss auf die konkrete Ausgestaltung der eigenen Wohnung und Wohnumgebung zu haben.

Über diese Motive hinaus können je nach Ausrichtung des Wohnprojekts weitere Faktoren von Bedeutung sein, etwa ökologische oder spirituelle Aspekte. Außerdem spielt bei den derzeit weit verbreiteten Mehrgenerationenprojekten das intergenerationelle Miteinander, d.h. der „Austausch zwischen den Generationen“ (Helbig 2004: 15) eine gewichtige Rolle.

Die Motive für gemeinschaftliches Wohnen hängen auch von der konkreten Lebenssituation der jeweiligen Bewohner ab. Für ältere Menschen als der größten Zielgruppe dieser Wohnform bietet das Leben im Wohnprojekt eine Möglichkeit, möglichst lange selbstbestimmt im eigenen Haushalt zu leben und damit Kontrolle über das eigene Leben zu haben (Tjaden-Jöhren 2004: 8). Zugleich verfügen sie hier über die Sicherheit eines Netzwerks vertrauter Menschen im direkten Wohnumfeld, das im Bedarfsfall Hilfe leisten würde (Andresen/Runge 2002: 161; Brenton 2001: 177; Garciano 2011). Auf diese Weise können eventuell unerwünschte Heimunterbringungen vermieden oder hinausgezögert werden (Helbig 2004: 15), ohne auf die Unterstützung der eigenen Kinder zurückgreifen zu müssen (Hieber et al. 2005: 31ff.), was gerade älteren Menschen der heutigen Generation schwerer fällt als früheren Generationen (Kap. 2.3.3.1). Das Leben im Wohnprojekt hat somit eine präventive Funktion (MBV 2006: 10). Eine Befragung von über 500 Senioren in schwedischen und dänischen Projekten ergab, dass für sie am wichtigsten war, sich nicht mehr um Haus und Garten kümmern zu müssen, gefolgt von der guten Lage des Projekts in der Stadt (Choi 2004: 1204ff.). Erst danach wurden die Interaktion mit anderen Bewohnern sowie Gefühle der Sicherheit als wichtig bewertet. Neben allgemeinen Motiven wie gegenseitige Hilfe und der Verhinderung von Einsamkeit über Kommunikation und Geselligkeit gibt es einen weiteren Aspekt, der die Entscheidung älterer Menschen für eine solche Wohnform befördert: Das Leben in einer Gemeinschaft bislang unbekannter Menschen erfordert, sich aktiv in die Gruppe einzubringen, Aufgaben für die Gruppe zu übernehmen und auf diese Weise Verantwortung für das Gelingen des Gemeinschaftslebens zu tragen (KDA 2000: 53ff.; MBV 2006: 10). Dieser Aktivitätsimpuls kann somit die Lücke füllen, die durch die Aufgabe der Erwerbstätigkeit und den Auszug der eigenen Kinder entstanden ist. Überdies ist das gemeinschaftliche Wohnen für einige ältere Menschen „mit Familie bzw. Familienersatz sowie einem Gefühl des Zuhause-Seins verbunden“ (Hieber et al. 2005: 99).

Demgegenüber stellt die Wohngruppe für Haushalte mit Kindern weniger Familienersatz, sondern Ergänzung der vorhandenen Primärgruppe dar. Im Mittelpunkt steht die praktische Unterstützung im Alltag, etwa bei der

Kinderbetreuung (Fedrowitz/Gailing 2003: 56; Garciano 2011). „Vielfach ist ein Motiv von Familien in Wohnprojekten auch der Wunsch, ihre Kinder in einer überschaubaren und geschützten Gemeinschaft aufwachsen zu lassen, in der viele Möglichkeiten sozialer Kontakte zu anderen Kindern, aber auch zu anderen Erwachsenen bestehen“ (Fedrowitz/Gailing 2003: 57, s. auch Margolis/Entin 2011: 6f.; Woodward 1987: 228f.).

3.1.3 Die Planungs- und Realisierungsphase

In diesem Abschnitt wird der typische Verlauf der Planung und Umsetzung eines Wohnprojekts dargelegt. Dabei wird vor allem auf die Situation in Nordrhein-Westfalen eingegangen, da die Daten in Wohnprojekten hier erhoben wurden. Von der ersten Idee bis zum Einzug ins Projekt vergehen in der Regel mehrere Jahre. Folglich sind – besonders bei bottom-up-Projekten – hohes Engagement und Durchhaltevermögen der zukünftigen Bewohner über den gesamten Realisierungsprozess hinweg erforderlich (Ache/Fedrowitz 2012: 404ff.; Fedrowitz/ Gailing 2003: 65ff.; Fromm 1991: 164ff.; Novy-Huy 2008; Szypulski 2008).

Der typische Entwicklungsverlauf eines Wohnprojekts gliedert sich in vier Phasen: Initiierung, konkretere Planung, Neu- oder Umbau und Wohnen (Fedrowitz/Gailing 2003: 77; Hieber et al. 2005: 41ff.). In der Initiierungsphase steht bei bottom-up-Projekten der Austausch der ersten Interessenten über ihre Ideen und Wünsche für das gemeinsame Wohnen und die Rekrutierung weiterer passender Mitstreiter im Vordergrund (Brenton 1999: 10). Die Interessenten bilden eine lose Vereinigung ohne klare Grenzen und Aufnahmekriterien. Dieser Initiierungspart wird mehrheitlich von älteren Menschen auf der Suche nach Wohnkonzepten für das Alter getragen. Frauen sind dabei deutlich überrepräsentiert (Hieber et al. 2005: 28).

Grundlage für die Planungsphase bildet ein Konzept, in dem die Gruppe inhaltliche und zwischenmenschliche Aspekte schriftlich festhält. Für Hieber et al. (2005: 49) gilt dieses Konzept als „eines der Kernstücke der Entwicklung“ von Wohnprojekten. Inhaltlich werden Überlegungen bezüglich Rechtsform, Personenzahl, Altersstruktur, Miete oder Eigentum, Neubau oder Bestand, Lage in der Stadt, ökologische Aspekte und Barrierefreiheit angestellt und vereinbart. Unter sozialen Gesichtspunkten werden beispielsweise Fragen der Gruppenstruktur und Organisation wie Mitgliedschaft, Konfliktbewältigung, Verantwortlichkeiten und Entscheidungsmodalitäten, Wertvorstellungen sowie gegenseitige Hilfe und Definition von Unterstützungsarten diskutiert und bestimmt (Hieber et al. 2005: 50f.). Das Konzept kann folglich auch als Richtlinie für Umfang und Gestaltung von sozialer Unterstützung im Projekt gelten, etwa dass zeitaufwendige, langfristige Pfl-

ge nicht als gegenseitige Hilfeleistung erwartet wird. Nach Korpela (2012: 343) umfasst das Konzept die gemeinsam formulierten Regeln und Normen der Gruppe und garantiert darüber, dass Gruppenprozesse nicht allein über Emotionen bzw. Sympathien gesteuert werden (s. auch Kap. 3.3).

In dieser Projektphase konkretisiert sich die Planung, und die Verbindlichkeit der Gruppe erhöht sich durch die Gründung einer Rechtsform, in den meisten Fällen eines Vereins. Diese Formalisierung und die damit notwendige Ernennung eines Vorsitzenden wirkt eher nach außen als in die Gruppe hinein, da externe Verhandlungs-, Beratungs- und Kooperationspartner konkrete Ansprechpartner erwarten. Gleichzeitig wird dadurch jedoch auch der Einstieg neuer Mitglieder in die Gruppe häufig verbindlicher, etwa „über einen Beitrag zur Mitgliedschaft im Verein, über einen Kostenanteil für die Projektentwicklungskosten oder einen finanziellen Einstiegsbeitrag in das Wohnprojekt“ (Hücking 2008: 9). Vielfältige, oft komplizierte und zeitaufwendige Planungsschritte werden nun erforderlich, wie Grundstückssuche und damit verbundene Erwerbsverhandlungen mit Kommunen, Beauftragung eines Architekten, Absicherung der Finanzierung, Beantragung politischer Fördermittel oder Aufsetzen rechtlicher Vereinbarungen zwischen den zukünftigen Eigentümern oder den Mietern und einem Investor (Fedrowitz/Gailing 2003: 77; Hücking 2008: 4ff.).

Auch der Bauprozess wird aktiv von den zukünftigen Bewohnern begleitet und kontrolliert. Bei top-down-Projekten finden die Initiierung und auch die nachfolgenden konkreteren Planungsschritte im professionellen Kontext der Kommunen, Sozialverbände oder Wohnungsunternehmen statt. Die Suche nach adäquaten Bewohnern und die Formierung einer Gruppe erfolgt noch vor dem Einzug, aber später als in bottom-up-Projekten.

Der Großteil der selbstinitiierten Wohngruppen lässt sich beim Umsetzungsprozess von einer externen Moderation unterstützen, die über einschlägige Erfahrungen und Kontakte verfügt (MAGS 2006: 12). Die Beratung durch professionelle Akteure auf verschiedensten Ebenen und der Erwerb eigener Sachkompetenz bei den Gruppenmitgliedern sind zentrale Bausteine für das Gelingen der Projekte (LBS 2001: 14).

Eine der größten Hürden, die die Realisierung behindern oder sogar zum Scheitern bringen können, ist die Suche nach einem geeigneten Grundstück. Die gängige Vergabepaxis ist in vielen deutschen Kommunen primär an Renditeaspekten orientiert und noch nicht auf die speziellen Belange von Wohngruppen ausgelegt, etwa eine längere Option auf das Grundstück oder Hilfen bei der Vorfinanzierung (BBSR 2012b; Helbig 2007: 3). Erfahrungen aus dem In- und Ausland zeigen, dass geregelte Verfahren beim Verkauf kommunaler Grundstücke an Wohngruppen deren Realisierung befördern, etwa aus Hamburg, Münster, Dortmund, Dänemark oder den Niederlanden

(Fedrowitz/Gailing 2003: 90; LBS 2001: 16; MAGS 2006: 15). In einigen Kommunen in Nordrhein-Westfalen wurden in den Wohnungsämtern spezielle Anlaufstellen für Interessierte eingerichtet, beispielsweise in Aachen, Dortmund oder Köln (Ache/Fedrowitz 2012: 405ff.).

Neben Kommunen leisten auch politische Förderprogramme auf Landesebene einen wichtigen Beitrag zur Umsetzung gemeinschaftlicher Wohnformen (Altschiller 2008; Berghäuser 2008); in Nordrhein-Westfalen sind das Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr (MBWSV; bis 2010: Ministerium für Bauen und Verkehr, MBV) sowie das Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales (MAIS; bis 2010: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales, MAGS) dafür zuständig. So gewährt das Bauministerium zinsgünstige Darlehen im Rahmen der sozialen Wohnraumförderung sowie eine Zuschussförderung für die den Gruppenprozess begleitende Moderation und für die Gründung von Bewohnergenossenschaften im Rahmen des experimentellen Wohnungsbaus (MBV 2008: 87; MBWSV 2013).

Im Rahmen des Programms ‚Neue Wohnformen für alte und pflegebedürftige Menschen‘ richtete das MAGS 1997 zwei regionale Beratungs- und Informationsstellen ein: das Regionalbüro Westfalen bei der WohnBundBeratung NRW in Bochum und das Regionalbüro Rheinland beim Verein ‚Neues Wohnen im Alter‘ in Köln. Diese Büros fungieren seitdem als Ansprechpartner für interessierte Einzelpersonen und Wohngruppeninitiativen sowie für Kommunen, Wohnungsbauunternehmen, Senioren- und Wohlfahrtsverbände oder kirchliche Organisationen. Sie beraten und vernetzen die am Thema interessierten Akteure, geben Informationsmaterial heraus oder führen Workshops und Fachtagungen durch (Fedrowitz/Gailing 2003: 74; MAGS 2006: 85ff.; MBV 2006: 46). So organisiert die WohnBundBeratung NRW in Kooperation mit weiteren Trägern seit 2003 im jährlichen Turnus den Wohnprojekttag NRW. Mit der Förderung dieser Beratungsstellen sowie den finanziellen Hilfen ist Nordrhein-Westfalen das einzige Bundesland, das die Entstehung von Wohnprojektgruppen derart umfassend fördert.

Dennoch existiert hier wie in allen übrigen Bundesländern kein finanzielles Förderprogramm, welches gemeinschaftliche Wohnprojekte „um ihrer selbst Willen“ bezuschusst (Berghäuser 2008: 102). Die Förderkriterien beziehen sich stattdessen auf die Zusammensetzung der Projektgruppe oder deren Planungsziele. Fördermittel können beispielsweise im Rahmen der sozialen Wohnraumförderung oder für „Projekte mit innovativem Erstmaligkeitscharakter“ bezüglich architektonischer oder sozialer Faktoren beantragt werden (Berghäuser 2008: 107).

Weitere Informationsquellen für interessierte Personen und Gruppen sind Internetbörsen (z.B. Wohnprojekte-Portal, Neue-Wohnformen), Veranstaltungen oder Veröffentlichungen (BMFSFJ 2011; LBS 2001; MAGS 2006;

MBV 2006; MBV 2008; SONG 2008) sowie Verbände oder Vereine wie der Dachverband der Beginen und das Forum gemeinschaftliches Wohnen (FGW) (Helbig 2007). In den letzten Jahren fand in Nordrhein-Westfalen eine zunehmende Professionalisierung in der Realisierung gemeinschaftlicher Wohnprojekte statt. Dennoch gibt es mit Blick auf die Situation in Ländern wie Dänemark und den Niederlanden großes Optimierungspotential bei der Beschleunigung des Realisierungsprozesses von Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen bzw. Deutschland. Daraus könnte auch eine deutliche Zunahme dieser Wohnform resultieren (Brech 1999: 124ff.; KDA 2000; Novy 1989: 51). Hierzu führen Fedrowitz und Gailing (2003: 99ff.) mehr als 20 Strategiebausteine auf, die auf allen Ebenen professioneller Akteure (Kommunen, Wohnungswirtschaft, Finanzwirtschaft) ansetzen.

Erst nach dem Einzug in das Wohnprojekt verlagert sich der Schwerpunkt von vornehmlich formellen Abstimmungs- und Planungsprozessen hin zu mehr informellen Interaktionen der Bewohner und der Festigung der Gemeinschaft. Direkt nach dem Einzug wird „das Erleben von Enthusiasmus und Erschöpfung geschildert, das Eintreten von ‚Normalität‘, das sich näher kennen lernen“ (Hieber et al. 2005: 67f.). Bis eine gewisse Routine in den Alltag der Gruppe einkehrt, dauert es etwa ein bis anderthalb Jahre (Hieber et al. 2005: 72). Auf formeller Ebene werden Verwaltungs- und Instandhaltungsarbeiten, die vorwiegend von den Bewohnern getragen werden, auf einzelne Bewohner (z.B. Hausmeister, Ansprechpartner für Externe) oder Arbeitsgruppen (z.B. Hausverwaltung, Gartengestaltung) verteilt.

Über den gesamten Realisierungsprozess lernt sich die Gruppe auch persönlich bei Arbeits- und Planungstreffen und geselligen Aktivitäten besser kennen, bei denen immer wieder neue Interessenten einbezogen werden (Hieber et al. 2005: 65). Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und affektiven Bindung in der Gruppe entsteht nach Ansicht von Bewohnern durch die gemeinsame Vision und die gemeinschaftliche Bewältigung der schwierigen Umsetzung (Hieber et al. 2005: 66; MBV 2008: 57). Es können aber auch unzählige Konfliktpunkte in der Gruppe auftreten, die den Entwicklungsprozess behindern, wie etwa „unstrukturierte Diskussionen, detaillierte Auseinandersetzungen über individuelle oder nachrangige Themen [und] überhöhte Anforderungen an die Gemeinschaft“ (Tjaden-Jöhren 2004: 10). Gephart (2013) führt in ihrem Artikel detailliert aus, dass unterschiedliche Bedürfnisse, Persönlichkeiten und Haltungen der Gruppenmitglieder die Realisierung eines Projekts erheblich bedingen, auch und gerade wenn sie unausgesprochen bleiben, wie zum Beispiel differierende Motive für den Einzug oder Macht und Einfluss in der Gruppe. Aspekte der Beziehungsebene beeinflussen somit stets den Entwicklungsprozess auf der Sachebene.

Fluktuation begleitet die Wohngruppen über den gesamten Realisierungsprozess hinweg, besonders in der ersten Initiativphase (Choi 2004: 1192), „was das Zusammenwachsen und Zusammenfinden, die Entstehung einer team- und arbeitsfähigen Gruppe hinauszögert“ (Hieber et al. 2005: 43). Insgesamt wird die Fluktuation als die stärkste Belastung während der Entwicklungsphase wahrgenommen (Hieber et al. 2005: 101). Mögliche Gründe für den Ausstieg aus der Gruppe können sein: Konflikte in der Gruppe, überhöhte Erwartungen an die Gemeinschaft, nachlassendes Interesse an der Idee des gemeinschaftlichen Wohnens, zu lange Dauer des Planungsprozesses, finanzielle Restriktionen, Wegzug durch veränderte Lebensbedingungen, Krankheit oder Tod (Hieber et al. 2005: 69f.). Die Personen, die letztlich gemeinsam in das Projekt einziehen, sind in unterschiedlichsten Entwicklungsstadien zur Gruppe gestoßen. Einige tragen das Projekt von der ersten Idee mit, andere kommen erst kurz vor der Fertigstellung hinzu. Folglich variiert das Ausmaß persönlicher Investitionen in der Planungsphase erheblich zwischen den Gruppenmitgliedern. In fast jeder Gruppe gibt es einen ‚harten Kern‘ von besonders Aktiven, die die Projektidee sehr engagiert und hartnäckig vorantreiben (Hieber et al. 2005: 104).

Im Hinblick auf den Erwerb eines Eigenheims formulierte Bourdieu (1998: 28) die Entwicklung eines Gemeinschaftsgefühls, das sich durchaus auf die Realisierung gemeinschaftlicher Wohnprojekte übertragen lässt:

Schon das Unternehmen, zusammen ein Haus auszuwählen, es einzurichten und auszugestalten zu einem ‚Zuhause‘, wo man sich unter anderem deswegen wirklich ‚zu Hause‘ fühlt, weil man die hineingesteckte Arbeit und Zeit hochschätzt und weil es als sichtbares Zeugnis für ein gemeinsam verwirklichtes Gemeinschaftsvorhaben immer wieder neue gemeinsame Befriedigung spendet, ist ein Produkt des affektiven Zusammenhalts und verstärkt wiederum diesen affektiven Zusammenhalt.

3.2 Stand der Forschung

Die Vielzahl von Veröffentlichungen über gemeinschaftliches Wohnen, insbesondere im Kontext des Themas ‚Wohnen im Alter‘, und die momentane Präsenz der Thematik im öffentlichen und politischen Diskurs verbirgt, dass nicht allzu viele empirisch fundierte Erkenntnisse vorliegen über das Gemeinschaftsleben und die sozialen Beziehungen in Wohngruppen, d.h. über die Nutzungsphase als letztlches Ziel aller aufwendigen Planungsschritte. Ein Großteil der Veröffentlichungen entsteht aus der Praxis heraus, etwa bei den zuständigen Ministerien, und konzentriert sich eher auf die Planungsphase oder stellt einzelne Wohnprojekte modellhaft vor (u.a. Fedrowitz/Gailing 2003; Henckmann 1999; LBS 2001; MAGS 2006; MBV 2006; MBV 2008;

Millonig et al. 2010; Petersen 1993; Schader-Stiftung/Stiftung trias 2008; Scott-Hansen/Scott-Hansen 2005; Stender 2005). Überdies gibt es zahlreiche Sachbücher und persönliche Erfahrungsberichte zum Leben in derartigen Wohnformen (u.a. Deutsch 2007; Fuchs/Orth 2003; Groh et al. 1992; Janz 2009; Osterland 2000; Scherf 2007; Schöffler 2006). Daneben liegen mehrere wissenschaftliche Studien über Gemeinschaftswohnprojekte¹⁷ vor (Choi 2004; Fromm 2000; Glass 2009, 2012; Hieber et al. 2005; Jarvis 2011; KDA 2000; Margolis/Entin 2011; Schulz-Nieswandt et al. 2012; Tyvima 2011; Voesgen 1989a, 1989b; Williams 2005a; Woodward 1987, 1989). Von diesen wird in Tabelle 1 kurz die Methodik der für diese Arbeit wichtigsten Studien skizziert, absteigend sortiert nach dem Erscheinungsjahr.

Nachfolgend wird der Forschungsstand, hauptsächlich basierend auf den vorgestellten Studien, dargelegt. Dabei werden zunächst allgemeine Erkenntnisse zum alltäglichen Zusammenleben in der Gemeinschaft dargestellt und darauf folgend Forschungsergebnisse zu den zwei zentralen Integrationsdimensionen ‚soziale Unterstützung‘ und ‚Freundschaften‘.

3.2.1 Gemeinschaftsleben und Enge der Beziehungen

Auch wenn sich die Analysen dieser Arbeit auf Freundschaft und soziale Unterstützung konzentrieren, werden auch andere Aspekte des Gemeinschaftslebens berücksichtigt, etwa als unabhängige Variablen, vor allem zu formellen Aktivitäten und informellem geselligem Austausch. Daher werden in diesem Abschnitt Forschungsergebnisse zu verschiedenen Aspekten des Zusammenlebens dargelegt.

Viele Studien belegen eine hohe Zufriedenheit der Bewohner mit dem Einzug ins Projekt (Choi 2004: 1208ff.; Fromm 2000: 105; KDA 2000: 66; s. auch Gierse/Wagner 2012). Teilweise sind Bewohner jedoch enttäuscht. Häufig scheinen die persönlichen Erwartungen an die anderen und das Gemeinschaftsleben überhöht zu sein (Fromm 1991: 262; Fromm 2000: 105; Hieber et al. 2005: 76; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 125). Insbesondere Bewohner, die zu den Initiatoren des Projekts zählen, entwickeln hohe Ansprüche und Ideale im Hinblick auf die Gemeinschaft, die sie nach dem Einzug relativieren müssen (KDA 2000: 69). Demgegenüber fühlen sich Bewohner, die erst kurz vor der Fertigstellung des Projekts hinzukommen, eher „überwältigt von den zahlreichen Aktivitäten“ (KDA 2000: 98).

17 Nicht berücksichtigt werden die Ergebnisse einer qualitativen Netzwerkstudie des bereits erwähnten Netzwerks ‚Soziales Neu gestalten‘ (SONG 2009a). Bei diesen Wohnformen handelt es sich jedoch nicht um gemeinschaftliche Wohnprojekte im Sinne dieser Arbeit. Auch in der Studie von Kehl und Then (2013) wurden Wohnprojekte aus dem Netzwerk SONG untersucht, weshalb diese Befunde hier ebenfalls nicht beachtet werden.

Tab. 1: Überblick zu Forschungsstudien über gemeinschaftliche Wohnprojekte

Quelle	Ort	Forschungsdesign	Stichprobe 1) Wohnprojekte 2) Bewohner
Margolis/Entin (2011)	USA	1) schriftlicher Fragebogen an Wohnprojekte 2) offene Fragen an Bewohner	1) 80 Jung-Alt-Projekte (bis 2010 realisiert) 2) keine Angabe zu Stichprobe
Hieber et al. (2005) ^a	Deutschland	persönliche Interviews, schriftlicher Fragebogen	1) 21 Jung-Alt- und 50+-Projekte 2) je mind. ein Bewohner mit verantwortlicher Rolle in der Gruppe und hohem Engagement in der Planung
Williams (2005a)	USA	persönliche Interviews, Tagebuchaufzeichnungen, Beobachtungen	1) 2 Jung-Alt-Projekte 2) keine Angabe zu Stichprobe
Choi (2004)	Schweden, Dänemark	schriftlicher Fragebogen	1) 28 Senioren-Projekte 2) 536 Bewohner
Fromm (2000)	USA	schriftlicher Fragebogen	1) 3 Jung-Alt-Projekte 2) 71 Bewohner
KDA (2000) ^b	Niederlande	keine Angabe	1) 20 Senioren-Projekte (1982-1996 realisiert) 2) je 2 Vertreter pro Projekt (Projektkinitiatoren) und insgesamt 100 Bewohner aus den 20 Projekten
Schneider et al. (1989), Voegen (1989a, 1989b) ^c	Deutschland, Österreich, Schweiz	persönliche Interviews	1) 50 Projekte (30 Hausgemeinschaften ^d , 20 Wohnprojekte) 2) je eine berufstätige Mutter pro Projekt

^a Deutsches Zentrum für Alternforschung, Universität Heidelberg

^b Originalquelle: Verwey-Jonker-Institut (1998): 'Van idealisme naar realisme. Over vijftien jaar groepswonen van ouderen'.

^c DFG-Projekt 'Veränderungen des Wohnverhaltens', AG Stadtforschung, Universität Oldenburg

^d Die 30 Hausgemeinschaften mit je zwei bis drei Haushalten können im Sinne dieser Arbeit nur bedingt als Wohnprojekt definiert werden.
Quelle: eigene Darstellung.

Die Gruppe muss folglich im Laufe der Zeit zu einem Kompromiss gelangen und aushandeln, wie viel Gemeinschaft und Verpflichtung für den Einzelnen tragbar ist (Schulz-Nieswandt et al. 2012: 127). Hieber et al. (2005: 72) beschreiben diesen Prozess, der im besten Fall zur (relativen) Stabilität der Gruppe führt, als „vorsichtiges miteinander Umgehen“, Sich-Annähern und Integration der neuen Gruppenmitglieder“.¹⁸ Dem gemeinsamen Entwicklungsprozess wird für das langfristige Funktionieren des Projekts eine große Bedeutung beigemessen (BBSR 2012b). „Not involving the residents in the development process [...] can result in less use of the common spaces“ (Fromm 2012: 389).

Auch im Verlauf des Zusammenlebens bringen sich die Bewohner in unterschiedlicher Intensität in ihre Gruppe ein. Häufig bleiben die Projektinitiatoren diejenigen, „die Aktivitäten organisieren und im Vorstand die Belange des Projekts wahrnehmen“ (KDA 2000: 98). Auch gibt es in vielen Gruppen einzelne Bewohner, die sich gar nicht an gemeinschaftlichen Aktivitäten beteiligen. „In der Praxis bereiten diese Bewohner keine Probleme (aber auch wenig Freude), solange die Wohngruppe nicht zu klein ist und die Anzahl der Außenseiter auf ein oder zwei beschränkt bleibt“ (KDA 2000: 98f.). In der Studie von Choi (2004: 1201f.) war der Anteil derjenigen älteren Menschen, die nie an gemeinschaftlichen Aktivitäten informeller wie formeller Art teilnehmen, relativ hoch. Am gemeinsamen Kaffeetrinken nahmen beispielsweise 23 Prozent der Befragten nie teil, an formellen Gruppentreffen 13 Prozent.

Der Arbeitsaufwand für die Bewohner, der durch die völlige Selbstverwaltung der Projekte entsteht, darf nicht unterschätzt werden: In den von Margolis und Entin (2011: 9) befragten 80 Wohnprojekten existieren häufig konkrete Absprachen über die von den Bewohnern zu leistenden Arbeiten für die Gruppe (ebd.). Die Partizipation der Bewohner an Entscheidungsprozessen und regelmäßige formale Treffen können den Gruppenzusammenhalt stärken, aber auch zu Konflikten und Unzufriedenheit führen, insbesondere wenn solche Treffen zu häufig stattfinden und Diskussionen aufgrund der in Wohnprojekten üblichen Entscheidungsfindung im Konsens allzu lange dauern (Fromm 2000: 105; Margolis/Entin 2011: 10; Williams 2005a: 211).

Gesellige Aktivitäten finden in Wohnprojekten auf vielfältigen Ebenen statt (Schulz-Nieswandt et al. 2012: 127). Gemeinsame Feste zu verschiedensten Anlässen werden als wichtiges Element des Gemeinschaftslebens hervorgehoben, wie zu Geburtstagen, Weihnachten, Silvester und andere persönliche Ereignisse wie Hochzeiten oder Geburten (Hieber et al. 2005: 73; Voegsen 1989b: 373). Die Feste in der Gemeinschaft sind offen für Freunde oder Familienangehörige der Bewohner. Überdies feiern die Gemeinschaften

18 Der Entwicklungsprozess in Wohnprojekten nach dem Einzug könnte ähnlich verlaufen, wie es Schüle (1983) in seiner Analyse über Wohngemeinschaften dargelegt hat (Kap. 2.3.1).

eigene Feste wie zum Beispiel vor den Ferien oder als jährliche Feier (Voegen 1989b: 374).

Viele Wohngruppen haben einmal pro Monat oder pro Woche einen festen Tag für Geselligkeit, etwa ein gemeinsames Kochen oder Frühstück (Choi 2004: 1201ff.; Hieber et al. 2005: 73; KDA 2000: 62; Voegen 1989a: 102ff.). Gesellige Aktivitäten finden nicht nur geplant, sondern auch spontan statt, mit der ganzen Gruppe wie mit einzelnen Bewohnern oder kleinen Untergruppen. Die räumliche Nähe begünstigt dabei besonders spontane Verabredungen (Brenton 2001: 176; Hieber et al. 2005: 73; Margolis/Entin 2011: 4): „Sagt einer, woll’n wir nicht grillen?, dann wird hier eben aus allen Etagen das Essen zusammengetragen und dann essen wir draußen“ (Voegen 1989a: 104). Typische Freizeitaktivitäten sind Konzert-, Kino-, Museums- oder Theaterbesuche, Video-, Film- oder Spieleabende, Sport, Wandern, Fahrradfahren, Ausflüge oder sogar gemeinsame Urlaube (Hieber et al. 2005: 73; KDA 2000: 61f.; Margolis/Entin 2011: 4ff.; Voegen 1989a: 104). Die Teilnahme an diesen informellen Aktivitäten ist freiwillig (Choi 2004: 1192). Auch können jederzeit neue Aktivitäten angeregt und angeboten werden (Hieber et al. 2005: 73).

Regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten finden in vielen Wohnprojekten statt: „This is a common feature in co-housing projects in Europe and elsewhere and seems to be a great source of satisfaction“ (Korpela 2012: 344). Auch Margolis und Entin (2011: 4f.) zeigen in ihrer Studie die große Bedeutung, die gemeinsamen Mahlzeiten zukommt: Je mehr Bewohner daran teilnehmen, desto besser funktioniert die Verteilung von Verantwortlichkeiten in einem Projekt und desto weniger Bewohner ziehen sich zurück. Weiter stellen sie fest: „attendance at community meals was also negatively related to number of units in a community – the larger the community, the lower the attendance“ (Margolis/Entin 2011: 5). In einigen Studien finden in den befragten Wohnprojekten gemeinsame abendliche Mahlzeiten mehrmals pro Woche oder sogar täglich statt (Fromm 2000: 103; Jarvis 2011: 570; Korpela 2012: 344; Woodward 1989: 86ff.). In der schwedischen Studie von Woodward (1989: 88) bezeichnen Befragte die Mahlzeiten einerseits als „the heart of the collective experience“, andererseits steht ein zu häufiges Essen in der Gruppe dem Wunsch nach Privatsphäre der Familien entgegen. Nach Korpela (2012: 344) kommt den gemeinsamen Mahlzeiten so eine große Bedeutung für den Gruppenzusammenhalt zu, da hier alle Bewohner mit ihren ansonsten unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen zusammen kommen.

Wie bereits in Abschnitt 2.3.1 zu den Wohnexperimenten der Kommunebewegung ausgeführt, sind heutige Wohnprojekte in ihren Aktivitäten und Zielen funktionell fast ausschließlich nach innen auf die eigene Gruppe gerichtet, ähnlich der Kleinfamilie (Brech 1999: 87; Fromm 2012: 388). Den-

noch kann es vielfältige *Öffnungen in das Stadtquartier* geben, beispielsweise über ein öffentlich nutzbares Café, die Teilnahme an oder Organisation von Stadtteilstesten, die Veranstaltung von thematischen Abenden oder Konzerten, das Angebot von Nachbarschaftshilfen oder offener Kinderbetreuung oder der Bereitstellung von Veranstaltungsräumen (Fedrowitz/Gailing 2003: 54; Fromm 2012; Hieber et al. 2005: 74). Maßgeblich beeinflussen die Lage eines Projekts innerhalb der Stadt bzw. des Quartiers sowie seine architektonische Gestaltung, inwieweit und wie stark es Kontakte mit der Nachbarschaft gibt (Fromm 2012: 389f.). So heben sich Wohnprojekte teils gar nicht von den sie umgebenden Bauten ab, sind somit nicht identifizierbar. Oder die Projekte sind in der Bauweise stark nach innen gerichtet und bieten keine direkt einsehbaren Flächen für die Nachbarschaft. Auch die soziale Zusammensetzung der Gruppe entscheidet über das Ausmaß der Interaktion mit der übrigen Nachbarschaft, etwa ob es sich um ein Senioren- oder ein Mehrgenerationenprojekt handelt (Fromm 2012: 390f.). Teilweise wird ein Engagement der Wohngruppen in der Lokalpolitik beobachtet (Fromm 2012: 387f.).

Das für die Bewohner angemessene *Verhältnis von Distanz und Nähe* ist ein zentrales Thema (Jarvis 2011: 569f.; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 126f.; Tyvima 2011: 205). Es wird oft bereits schon im Planungsprozess und den Konzeptionen thematisiert (Fedrowitz/Gailing 2003: 61). Dies resultiert vor allem aus der hohen räumlichen Nähe, die eine Abgrenzung nach außen und Wahrung der Privatsphäre schwieriger macht als in konventionellen Nachbarschaften, in denen die Nachbarn weniger voneinander wissen und sich häufig nicht kennen. Die Beziehung der Bewohner zueinander ist in vielen Fällen ein intensiviertes nachbarschaftliches Verhältnis, während sich zwischen einigen Bewohnern engere, freundschaftliche Bindungen aufbauen (KDA 2000: 101). „Man geht nicht zu jedem in die Wohnung, aber man begegnet sich und plaudert kurz miteinander [...]. Man ist Teil dieser Gruppe, und das ist etwas anderes als in einer normalen Straße“ (KDA 2000: 64).

Für die Befragten der Studie von Schneider et al. (1989) scheinen hohe Ansprüche, die in der Regel an enge Freunde gestellt werden, wie Offenheit und Intimität, nicht kompatibel mit den Bedingungen in Wohnprojekten. In diesen ist es eher eine wichtige ungeschriebene Regel, keine Ansprüche zu haben und auch mal Dinge voreinander geheim zu halten (Voegen 1989b: 285ff.). Dies zeigt auch die Aussage eines Bewohners, der die Beziehungen im Wohnprojekt im Vergleich zu Freundschaften auf positive Weise eher als unverbindlich und zufällig empfindet: „Ich kann mich mit diesen Zufälligkeiten besser arrangieren, als wenn ich meine besten Freunde hier hätte, denn bei meinen besten Freunden sind meine Ansprüche auch entsprechend höher, und da halte ich eine wirkliche Entzweiung für eher möglich als mit Leuten, mit denen ich nicht stark verbunden bin“ (Voegen 1989b: 286).

Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte sprechen „in Paradoxien, wenn sie versuchen, ihr Zusammenleben zu charakterisieren. So wird oft gesagt, man lebe ‚wie in einer Großfamilie ohne Verwandtschaft‘. Wenn es ‚darauf ankomme‘, seien die Bewohner für einander da, aber ohne die ‚Verbindlichkeit des Blutes‘ [...]. Man ist sich nahe, wie in einem Dorf und distanziert wie in einer Stadt, man ist für einander da, aber ohne Verpflichtung“ (Voesgen 1989a: 105). Teilweise sprechen Bewohner jedoch von ihrer Gemeinschaft als große Familie, wie eine 67-jährige Frau in einem finnischen Wohnprojekt für Ältere: „One of the most important things that attracted me was the idea of a house where everyone knows each other, so that it’s like one big family. And that expectation has been met“ (Tyvimaa 2011: 203). Andere lehnen den Familienbegriff ab, sprechen eher von Nachbarschaft (Schulz-Nieswandt et al. 2012: 125).

Erste Indikatoren für die *Wirkung räumlicher Faktoren auf die Interaktion* der Bewohner und die Entstehung starker Beziehungen zeigen sich in der Studie von Williams (2005a):¹⁹ Dem Vorhandensein eines Gemeinschaftshauses (sowie dessen Lage und Größe) kommt dabei eine herausragende Bedeutung zu, es fördert in erster Linie den Gruppenzusammenhalt und die Partizipation der Bewohner. Räumliche Dichte und gute Erreichbarkeit haben dagegen besonders einen positiven Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung im Projekt (Williams 2005b: 155). Andere empirische Studien bestätigen diese Befunde (Fromm 2000: 101; Williams 2008: 272). Auf Basis von drei untersuchten amerikanischen Wohnprojekten folgert Glass (2012: 361), dass dem Gemeinschaftshaus zwar eine wichtige Rolle für das Gemeinschaftsleben zukommt, dieses aber weniger genutzt wird, als zuvor angenommen wurde. Cooper Marcus (2000) identifizierte weitere architektonische Gestaltungsaspekte, die die Interaktion fördern:²⁰ einen durch die Wohnungen begrenzten Außenbereich, der sich für viele unterschiedlichste Aktivitäten eignet (etwa einen Garten), einen überdachten Außenbereich, der Aktivitäten auch bei kühleren Außentemperaturen ermöglicht, sowie Parkplätze außerhalb des Projektgeländes bzw. die Wege zu den Parkplätzen (s. auch Fromm 2000: 101f.). Auch eine attraktive, ansprechende Gestaltung der Gemeinschaftsflächen ist für die Verweildauer und damit das Ausmaß der Interaktion von großer Bedeutung (Woodward 1989: 91). „Eingangsbereiche

19 Die Ergebnisse der Studie sind methodisch wenig abgesichert, da sie nur auf der Erhebung in zwei Projekten basieren, welche in vielen Aspekten differieren. Da Williams seine Analysen auf Systemebene durchführte, verglich er somit nur zwei Fälle miteinander. Dennoch sind die Resultate für die Beantwortung der Frage nach dem Einfluss räumlicher und sozialstruktureller Faktoren auf die Entstehung einer Freundschaft relevant (Kap. 5).

20 Die Ergebnisse basieren auf einer eher explorativen Datenerhebung mittels teilnehmender Beobachtung und exemplarischer Interviews in sechs Cohousing-Projekten in Holland, Dänemark und Schweden.

und Erschließungswege können Wohnhauscharakter haben, oder das Gefühl einer ‚Halle‘ vermitteln, wodurch zugleich die Art der Nutzung bestimmt wird“ (Weltzien 2004: 163). Aufgrund ihrer regelmäßigen Nutzung sind überdies Funktionsräume, wie Wasch- und Trockenräume, wichtig für spontane Kommunikation zwischen Bewohnern, wobei jedoch diese Räume oft nicht attraktiv gestaltet sind (Palm Lindén 1992: 165).

3.2.2 Soziale Unterstützung

Gegenseitige Hilfe ist ein wesentliches Charakteristikum von Wohnprojekten. Sie ist häufig in den inhaltlichen Konzepten der Gruppe festgehalten und verankert (Hieber et al. 2005: 78ff.). Im Mittelpunkt sozialer Unterstützung stehen kleinere Gefälligkeiten, die für den Unterstützenden keinen großen Aufwand bedeuten, dem Unterstützten aber eine wichtige Entlastung im Alltag bieten: „Ein Beispiel: Die beiden Kinder kommen um elf Uhr aus der Schule zurück, und wenn die Mutter nicht zu Hause ist, können sie zu den Nachbarn gehen“ (Voegen 1989b: 356). Weitere typische Unterstützungsleistungen sind Besorgungen für Kranke, Begleitung zum Arzt, Kleinreparaturen, Versorgung von Wohnungen im Urlaub, Hilfe im Haushalt, Kinderbetreuung, gemeinsame Anschaffungen, Car-Sharing, Einkaufsgemeinschaften sowie der Austausch von Alltagsgegenständen (Binner et al. 2011; Brech 1989: 89; Häußermann 1999: 18; Hieber et al. 2005: 78ff.; Jarvis 2011: 567; KDA 2000: 64f.; Voegen 1989a: 101).

In der Studie von Margolis und Entin (2011: 6) wurde das Ausleihen von Gegenständen als häufigste Hilfeleistung genannt (in 81% der Projekte), gefolgt von Hilfe bei Krankheit (57%), Kinderbetreuung (53%) und Beratung (51%), während längerfristige Pflege und finanzielle Hilfen nur in 12 bzw. 11 Prozent der Projekte von den Bewohnern für andere geleistet werden.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die emotionale Unterstützung über die alltägliche Kommunikation und die Möglichkeit, sich bei Gesprächsbedarf über persönliche Probleme an Bewohner wenden zu können (Hieber et al. 2005: 79; KDA 2000: 101). Allgemein unterstützend wirken kann das Vertrauen in der Gruppe und das Wissen um die „Selbstverständlichkeit, mit der man seine Mitbewohner bei vorübergehenden Notsituationen um Hilfe bitten kann“ (KDA 2000: 101). Die Wohngruppe bildet folglich ein verlässliches soziales Netz, auf das der Bewohner jederzeit zurückgreifen kann (Binner et al. 2011: 180f.; Voegen 1989b: 354f.). Bestimmte Vereinbarungen, wie „die Hinterlegung des Wohnungsschlüssels, das tägliche Treffen eines Nachbarn oder gegenseitige Anrufe, um gegebenenfalls um Hilfe zu bitten“ (Hieber et al. 2005: 79), können ein Gefühl der Sicherheit vermitteln.

Dagegen wird die „Übernahme von längerfristigen Pflegeleistungen oder anderen zeitlich offenen Maßnahmen [...] ausdrücklich nicht unter nachbarschaftlicher Hilfe verstanden“ (Hieber et al. 2005: 38) und häufig per Konzeption ausgeschlossen. Bei längerfristigem, aufwändigem Hilfebedarf greifen die Bewohner eher auf externe Hilfequellen informeller oder formeller Art zurück, d.h. auf enge Bezugspersonen (vor allem Familienangehörige) oder ambulante Pflegedienste (BBSR 2012b; Brenton 2001: 177; Hieber et al. 2005: 99; KDA 2000: 101; Schulz-Nieswandt et al. 2012: 125). Die Wohngruppe kann aber bei der Organisation ambulanter Pflegedienste helfen. Zudem gibt es in einigen Wohnprojekten Räumlichkeiten, die eine häusliche Pflege ermöglichen, „wie etwa Gästewohnungen und Pflegebäder“ (MAGS 2006: 13).

Gegenseitige Hilfe sollte nicht verpflichtend eingefordert werden, sondern freiwillig erfolgen. So sollte die Hilfeleistung nicht zur Überforderung von Bewohnern führen (Hieber et al. 2005: 79). Das folgende Zitat gibt einen Einblick, wie Hilfeleistungen in Wohnprojekten funktionieren können: „Wir sagen immer: Jeder gibt das rein, was er hat und was er kann, ja, und der Eine ist schwächer und der Andere ist stärker, also wir gucken da nicht so drauf“ (Hieber et al. 2005: 68). Diese Aussage lässt vermuten, dass soziale Unterstützung in Wohnprojekten – ähnlich wie in anderen Sozialbeziehungen in Familie und Freundschaften – nicht allein nach rationalen, egoistischen Nutzenabwägungen bzw. direkter Reziprozität gesteuert wird, sondern die Bedürftigkeit des anderen und solidarische Überzeugungen im Mittelpunkt stehen (generalisierte Reziprozität; s. auch Exkurs in Kap. 6.2.1). Auch in der Studie von Schulz-Nieswandt et al. (2012: 134) zeigten sich Hinweise auf generalisierte Reziprozität des Hilfeaustauschs.

Soziale Unterstützung in Wohnprojekten geht häufig über jene in konventionellen Nachbarschaften hinaus (Binner et al. 2011; Fromm 2000: 106; Williams 2005b: 147), muss dies aber nicht zwingend, wenn die Bewohner es nicht wünschen (Voegen 1989b: 358ff.). In der Studie von Choi (2004: 1208) sind zwei Drittel der über 500 Befragten der Meinung, dass in ihren Projekten mehr gegenseitige Hilfe geleistet wird als in ‚normalen‘ Nachbarschaften.

Nicht ausgeblendet werden sollte, dass Hilfeleistungen nicht nur einseitig dem Unterstützten nützen, sondern dem Unterstützenden zugleich Nutzen bringen, etwa das Gefühl gebraucht zu werden (Weltzien 2004: 181f.). „Kranke Gruppenmitglieder können ‚Lehrmeister‘ sein, sie können der Gruppe oder dem Einzelnen zeigen, wie man mit einem Kranken zusammen lebt“ (Hieber et al. 2005: 81).

Auf die Frage, an wen sie sich bei praktischem Hilfebedarf am ehesten wenden würden, sprachen sich die Bewohner eines amerikanischen Senioren-

Wohnprojekts an erster Stelle und noch vor Familie und Freunden für die Bewohner ihrer Wohngruppe aus (Glass 2009: 295f.). Dagegen wurden in der Studie von Choi (2004: 1208f.) in Dänemark und Schweden zuerst professionelle Akteure wie Pflegedienste sowie Familienangehörige als bevorzugte Ansprechpartner genannt.

3.3 Das Wohnprojekt als soziales System

Welche strukturellen Merkmale kennzeichnen das Sozialsystem Wohnprojekt? Und um welche Art Sozialgebilde handelt es sich bei einem Wohnprojekt? Um dies zu beantworten, werden in Anknüpfung an die in Abschnitt 3.1.1 dargelegten Definitionskriterien weitere Kennzeichen von Wohnprojekten betrachtet, die wichtig für die Gestaltung der sozialen Beziehungen sind. Da Wohnprojekte bislang kaum Gegenstand soziologischer Forschung waren, sollen diese grundlegenden Erörterungen die Basis bilden, auf der später die spezifischeren Hypothesen entwickelt werden. Sehr allgemein gesprochen kann ein Wohnprojekt als ‚soziales System‘ bzw. ‚soziales Gebilde‘ betrachtet werden. Luhmann (1975a) unterscheidet in seinem gleichnamigen Artikel die Sozialsysteme Interaktion, Organisation und Gesellschaft. Interaktionssysteme entstehen aus der Anwesenheit der Akteure (Luhmann 1975a: 10). Diese sind somit flüchtige Systeme im Gegensatz zu Organisationen, die sich als dauerhafte Systeme in komplexen Gesellschaften²¹ bilden. Für Luhmann existieren lediglich diese drei Systeme, während Neidhardt (1979) die Gruppe als vierten Typ eines Sozialsystems einführt und zwischen Interaktion und Organisation ansiedelt. Gruppen stellen „als grundlegende Form menschlichen Zusammenlebens die häufigste Form sozialer Grundgebilde“ dar (Lehmann 2006: 96). Tegethoff (1999: 130) stellt Luhmanns Annahme, einer klaren Trennschärfe zwischen den einzelnen Systemen, in Frage. So plädiert er dafür, dass sich in der Realität einzelne Sozialsysteme häufig nicht klar voneinander abgrenzen lassen. Diese Frage wird am Ende des Abschnitts nochmals kurz aufgegriffen.

Im Folgenden werden die wichtigsten Kriterien von Organisationen und Gruppen herausgearbeitet und mit den Eigenschaften von Wohnprojekten verglichen. Beispiele für Organisationen sind Unternehmen, Parteien, Gewerkschaften oder Schulen. Die wichtigste soziale Gruppe ist die Familie, neben Freundes-, Arbeits- oder Sportgruppen.

21 Das Gesellschaftssystem ist für Luhmann (1975a: 11) das umfassendste System. „In der heutigen Zeit ist die Gesellschaft Weltgesellschaft. Es gibt nur noch ein einziges Gesellschaftssystem“ (ebd.).

Direktheit, Dauerhaftigkeit und Stabilität der Beziehungen

Direkte Interaktion zwischen den Mitgliedern wird häufig als Kriterium für Gruppen genannt (Homans 1972 [1951]: 29; Schneider 1985: 26). Neidhardt (1994: 135) sieht die Unmittelbarkeit der Beziehungen sogar als zentrales Unterscheidungsmerkmal von Gruppen im Vergleich zu Organisationen. Bei Organisationen hingegen ist direkte Interaktion nicht konstitutiv (Tegethoff 1999: 40; Tyrell 1983: 79). Das Ausmaß direkter Interaktion steht allerdings auch in Abhängigkeit zur Gruppen- bzw. Organisationsgröße (Fischer 1962: 13). In dieser Hinsicht gibt es sicherlich Differenzen im Ausmaß der face-to-face-Kontakte in Wohnprojekten. Dennoch wird auch für größere Wohnprojekte unterstellt, dass direkte Interaktion zwischen allen Bewohnern möglich sind, insbesondere aufgrund der hohen räumlichen Nähe.

Gruppen wie auch Organisationen sind auf Dauer angelegt (Neidhardt 1994: 135; Schäfers 1994a: 20f.). Wie dauerhaft sie tatsächlich sind, ist bei beiden Systemen eine empirische Frage und hängt mit den Bedingungen für den Ein- und Austritt sowie den Alternativen einer Mitgliedschaft zusammen. Das Ausscheiden aus einer Gruppe erfolgt in der Regel formloser und leichter als der Austritt aus einer Organisation. Ist ein Sozialsystem auf Dauer angelegt, impliziert dies klare Grenzen zwischen Innen- und Außenwelt (Endruweit 2004: 20; Schäfers/Lehmann 2006: 97), d.h. eine Umwelt, zu der das Sozialsystem in einer Beziehung wechselseitiger Abhängigkeit und Beeinflussung stehen (Luhmann 1975b: 28; Preisendörfer 2005: 74ff.; Willke 1978: 343f.).²²

Gemeinschaftswohnprojekte können nach der Planungsphase, in der die Gemeinschaft noch wenig stabil ist, als dauerhaftes Sozialgebilde angesehen werden. Verbindlichkeit und Dauerhaftigkeit erhalten die Projekte darüber, dass die Bewohner Eigentums- oder Genossenschaftsanteile erwerben, andere finanzielle Einlagen für die Gemeinschaft erbringen und/oder weitere Ressourcen wie Zeit und Engagement investieren. Hierdurch wird der Austritt erschwert. Im Kontrast zur Familie zählen die Kontakte in Wohnprojekten jedoch zu den erworbenen, frei gewählten Beziehungen. So ist bei den zugeschriebenen Beziehungen in der Familie ein Austritt unmöglich (Schäfers 1994b: 189). Bei den frei gewählten Beziehungen gibt es jedoch Abstufungen: Kontakte in Wohnprojekten können von den Individuen freier gewählt werden als Kontakte zu Kollegen und Nachbarn im konventionellen Wohnungsbau, aber weniger frei als Freundschaften. Insgesamt ist der Eintritt und

22 Auf diese Umwelt wird aber nicht näher eingegangen, da der Fokus dieser Arbeit auf internen Prozessen in den Wohngruppen liegt. Die Umwelt spielt lediglich dergestalt eine Rolle, als die Beziehungen der Bewohner untereinander beeinflusst werden können von den übrigen sozialen Beziehungen und Aktivitäten der Bewohner außerhalb des Wohnprojekts. Dies benannte Willke (1978: 343f.) für soziale Gruppen als die innere Umwelt.

Rückzug aus diesen Beziehungen individuell gestaltbar, was eher dem formlosen Austritt in Gruppen zugerechnet werden kann.

Kollektive Ziele

Primäres Ziel aller Individuen, die in ein Wohnprojekt einziehen, ist es, in Gemeinschaft mit anderen Menschen zu wohnen. Daneben möchten die Bewohner zusätzlich individuelle Ziele verwirklichen (Kap. 3.1.2). Als kollektive Ziele können auch die Aspekte verstanden werden, die die Gemeinschaft in der Realisierungsphase in ihrem individuellen Konzept festhält. Die Existenz spezifischer Ziele gilt als zentrales Basiselement einer Organisation (Abraham/Büschges 2004: 21f.; Endruweit 2004: 19; Zimmermann 2001: 261). Für soziale Gruppen zeigt Schneiders (1985: 26) Synopse von sechs Kriterienkatalogen, dass die Hälfte der Autoren kollektive Ziele bzw. ein Gruppenziel als konstitutives Merkmal nennen. Da das zentrale Ziel, gemeinschaftlich zu wohnen, sehr breit gefasst ist, kann es nicht als spezifisches Ziel im Sinne einer Organisation angesehen werden.

Informelle und formelle Struktur

Sozialsysteme lassen sich darin unterscheiden, ob sie stärker formell oder informell strukturiert sind (Gukenbiehl 1994; Schäfers/Lehmann 2006: 100). In Anlehnung an Luhmann (1964: 372) wird formelle Strukturbildung „als systemzentrierte und funktionale Stabilisierung“ und informelle Strukturbildung „als personzentrierte und emotionale Stabilisierung“ verstanden (Gukenbiehl 1994: 92). Informelle Strukturbildung verbindet sich eher mit gefühlsmäßiger Bindung über Sympathiebeziehungen, Orientierung bezüglich Bedürfnisbefriedigung und Zusammenhalt, affektiver und diffuser Handlungsorientierung. Formelle Strukturbildung beschreibt Gukenbiehl (1994: 93f.) demgegenüber über rationale Regelbindung, Orientierung bezüglich Zweck und Problemlösung, leistungsbezogene und affektiv neutrale Handlungsorientierung und hoher Grad an Standardisierung und Formalisierung.²³

In Begriffsbestimmungen von Organisationen ist die formale Struktur eines der zentralen Elemente. Abraham und Büschges (2004: 21f.) führen diesbezüglich eine arbeitsteilige Gliederung, die Ausstattung mit einer Leitungsinstanz sowie mit einer Verfassung an. Den normativen Rahmen bilden klare

23 Formelle und informelle Strukturbildung kann assoziiert werden mit dem Gegensatzpaar Gemeinschaft und Gesellschaft von Tönnies (1969 [1887]). Dieser definiert Gemeinschaft als natürliche Form der Zusammengehörigkeit durch emotionale Nähe, Sympathie und Solidarität im Kontrast zu Gesellschaft als Ort des zweckrationalen Handelns. Auf Tönnies' Konzepten basieren die modifizierten Begriffe der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung bei Weber (1922: 21f.) bzw. deren Weiterentwicklung in die ‚pattern variables‘ von Parsons (1951), bei denen das Variablenmuster Affektivität, Kollektivorientierung, Partikularismus, Aspkrition und Diffusität dem Typus der Gemeinschaft entspricht (s. auch Esser 2001: 60).

Regeln, die vielfach vor Eintritt des Mitglieds in die Organisation bestanden und unabhängig von diesem fortbestehen (Tegethoff 1999: 40). Während Organisationen vertikal strukturiert sind und folglich Macht- und Statusdifferenzen zwischen den Mitgliedern bestehen, ist dies in sozialen Gruppen nicht zwingendes Kriterium. Dennoch bedarf es zur Stabilisierung der Gruppe gemeinsamer Normen (Schäfers/Lehmann 2006: 97). Gruppennormen können aber stärker von einzelnen Mitgliedern beeinflusst werden und können sich im Laufe der Existenz der Gruppe verändern (Tegethoff 1999: 40). So werden nach Neidhardt (1994: 146ff.) Prozesse in sozialen Gruppen primär über die Persönlichkeit, Gefühle und Bedürfnisse der Individuen gesteuert. Die Entstehung persönlichen Vertrauens zwischen den Gruppenmitgliedern sieht er „als funktionales Äquivalent für Formalisierung“ in Organisationen, um das Verhalten der Einzelnen halbwegs erwartbar zu machen.

Die Existenz einer oder mehrerer Führungspersonen ist für Gruppen nicht essentiell, wird aber häufig beobachtet (Schneider 1985: 168; Schwonke 1994: 44). Konsens besteht über die Bildung eines Zusammengehörigkeits- oder Wir-Gefühls in sozialen Gruppen (Neidhardt 1983: 15; Schäfers 1994a: 21; Schäfers/Lehmann 2006: 97; Schneider 1985: 26). Für Tyrell (1983: 82) macht ein Gefühl der Zugehörigkeit sogar „das tragende Prinzip des Systemtypus Gruppe“ aus. In Organisationsdefinitionen taucht das Merkmal ‚Zugehörigkeitsgefühl‘ nicht als basales Element auf, wobei Zimmermann (2001: 263) zumindest von einem „Verpflichtungsgefühl für die Erhaltung des Zusammenschlusses“ spricht.

Formelle Strukturbildung tritt eher in Organisationen auf, informelle eher in Gruppen. In der Realität treten jedoch „diese Formen der Strukturbildung bei den verschiedenen Organisationen und Gruppen meist zugleich und miteinander verbunden in Erscheinung“ (Gukenbiehl 1994: 94). Tegethoff (1999: 130ff.) spricht in dieser Hinsicht von ‚organisierten Gruppen‘ als „hybride Sozialsysteme“, die sich „als ein stabiler Mischtypus empirischer Realität“ zwischen Gruppe und Organisation bewegen. Als Beispiele führt er Selbsthilfegruppen, betriebliche Arbeitsgruppen und Schulklassen an.

Die Bewohner eines Wohnprojekts verfügen zunächst über gleichwertige Beziehungspositionen, ähnlich den Bewohnern einer Wohngemeinschaft und im Gegensatz zur zugeschriebenen Hierarchie in der Familie (Schüleln 1983: 408). Im Verlauf der Planungsphase bilden sich Verantwortlichkeiten heraus. So werden häufig Arbeitsgruppen zu Themen wie Bau, Finanzierung oder Öffentlichkeit eingerichtet, die nach dem Einzug aufgelöst oder aber bei Bedarf fortgeführt und möglichenfalls um zusätzliche Gruppen ergänzt werden (Kap. 3.1.3). Die Zusammenarbeit mit externen Akteuren in der Planungs- und Bauphase – wie Architekten, Bauunternehmen oder Investoren – erfordert es, dass die Interessenten eine verbindliche Rechtsform bilden und

klare Ansprechpartner benennen. Aus diesem Grund wird vielfach ein Verein gegründet. Der Vorsitzende des Vereins fungiert aber primär nach außen. Die innere Struktur von Wohnprojekten kann davon abweichen, d.h. es kann einen Vorstand oder Leiter geben, muss aber nicht. Es gibt derzeit keine empirischen Befunde, bei wie vielen Wohnprojekten Leitungspositionen bzw. klare vertikale Strukturen existieren.²⁴ Da diese Arbeit das ‚Innenleben‘ von Wohnprojekten beleuchtet, spielt die Konstitution als Verein zur Regelung von Außenkontakten eine eher untergeordnete Rolle.

Kennzeichen von Wohnprojekten sind nicht nur gleichwertige Beziehungspositionen, sondern ebenso ein geringer Grad normativer Institutionalisierung, besonders im Vergleich zur stark normativen Prägung des Lebens in Familien. Es existieren somit keine Verhaltensschemata, auf die bei der konkreten Beziehungsgestaltung, der Bewältigung von Konflikten oder der Bestimmung der emotionalen Nähe zurückgegriffen werden kann. In der Realisierungsphase entwickelt ein Gemeinschaftswohnprojekt ein individuelles Konzept, das inhaltliche und soziale Aspekte wie Konfliktbewältigung, Verantwortlichkeiten oder gegenseitige Hilfe festlegt (Hieber et al. 2005: 49). Kann solch ein Konzept gleichgesetzt werden mit einer Verfassung, wie sie Abraham und Büschges (2004: 22) als zentrales Merkmal von Organisationen benennen? Der normative Rahmen von Gruppen bedarf nicht unbedingt einer schriftlichen Abfassung, sondern bleibt oft latent. Daher wird unterstellt, dass sich Wohnprojekte mit ihren selbst entwickelten Konzepten zwischen den gesetzmäßigen Vorschriften in Organisationen und den eher unbewusst wirkenden sozialen Normen in Gruppen bewegen. Ein solches Konzept soll eine gewisse Verbindlichkeit zwischen den Bewohnern schaffen und somit das Fehlen von Routinen auffangen. Es wird aber davon ausgegangen, dass längst nicht alle Aspekte des gemeinschaftlichen Lebens darüber geregelt werden. Das Konzept – als die Vorstellung gemeinsamer Normen – entsteht in einem Aushandlungsprozess zwischen allen zukünftigen Bewohnern. Jedes Mitglied kann seine individuellen Bedürfnisse und Wünsche einbringen. Dieser Sachverhalt wird eher in Gruppen als in Organisationen beobachtet (Tegethoff 1999: 40).

Formelle Strukturen sind bei Wohnprojekten in der Realisierungs- und der Nutzungsphase außerdem unterschiedlich ausgeprägt, da in der Realisierungsphase deutlich mehr formelle Angelegenheiten geregelt werden müssen. In der Wohnphase, auf die sich diese Arbeit konzentriert, sind zwar weiterhin

24 Es können hier nur einzelne Beispiele angeführt werden. So hat das Kölner Wohnprojekt ‚Wohnen mit Alt und Jung‘ einen Vorstand („Gemeinsam statt einsam“, WDR-Reihe ‚Menschen hautnah‘, 19.9.2007), während sich das Dortmunder Projekt ‚WohnreWIR Tremonia‘ selbst als basisdemokratisch und nicht vertikal strukturiert sieht (Besichtigung des Projekts, persönliche Gespräche mit Bewohnern, 20.10.2007).

formelle Aspekte zum Fortbestand des Projekts erforderlich, die informellen Strukturen und persönlichen Beziehungen zwischen den Bewohnern stehen jedoch im Vordergrund. So wird angenommen, dass sich über die Zeit ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Bewohnern bildet, und die Ausgestaltung des Gemeinschaftslebens hauptsächlich durch die Persönlichkeit und die individuellen Bedürfnisse der Bewohner bestimmt wird.

Zusammenfassung

Die Sozialkontakte zwischen Bewohnern gemeinschaftlicher Wohnprojekte lassen sich charakterisieren als räumlich nah, relativ frei gewählt, dauerhaft und hierarchisch nicht vorstrukturiert. Die offene Beziehungsgestaltung und die geringe normative Institutionalisierung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens bedingt, dass jede Wohngruppe individuelle Verbindlichkeiten und Normen aushandeln muss, etwa bezüglich der Bewältigung von Konflikten, der Aufgabenverteilung oder dem Ausmaß an gegenseitiger Hilfe. Aus der hohen räumlichen Nähe kann häufige und spontane face-to-face-Interaktion, gleichzeitig aber auch hohe soziale Kontrolle resultieren.

Es wird angenommen, dass in der Wohnphase gemeinschaftlicher Wohnprojekte die informellen Strukturen die formellen Strukturen dominieren. Damit werden Wohnprojekte abschließend eher dem Sozialsystem ‚soziale Gruppe‘ zugeordnet. So ist die unterschiedliche Gewichtung formeller und informeller Strukturen die zentrale Differenz zwischen sozialen Gruppen und Organisationen. Im Anschluss an Tegethoff (1999: 130ff.) wird bei einem Wohnprojekt differenzierter von einer organisierten Gruppe gesprochen. Somit wird Luhmanns Annahme (1975a) einer klaren Abgrenzung zwischen verschiedenen Sozialsystemen zurückgewiesen.

Im Folgenden wird der Begriff Wohngruppe für die Gruppe gebraucht, die in einem Wohnprojekt gemeinschaftlich wohnt. Der Begriff Wohnprojekt umfasst sowohl die soziale Gruppe als auch deren Wohnraum, d.h. das Projekt als Gebäude.

4 Soziale Integration und soziales Netzwerk

Mit dem Konzept der Integration wird in diesem Kapitel das zentrale theoretische Konzept dieser Arbeit dargelegt. Allgemein bezeichnet Integration den „Zusammenhalt von Teilen in einem ‚systemischen‘ Ganzen“ (Esser 2000a: 261). Die Einzelelemente dieses Ganzen können Individuen sein, aber auch Sozialsysteme, wie etwa Organisationen, die in die Gesellschaft oder ein kleineres Sozialsystem integriert sind. Integration ist ein äußerst unbestimmtes Konzept, das erst im jeweiligen Kontext Bedeutung erhält und über zahlreiche Indikatoren auf Makro-, Meso- und Mikroebene abgebildet werden kann, beispielsweise Kriminalitätsrate, Einkommensverteilung, freiwilliges Engagement, Wahlbeteiligung oder Größe des persönlichen Netzwerks (Friedrichs/Jagodzinski 1999: 20; Simonson 2004). Am häufigsten wird das Integrationskonzept angewandt, wenn es um die Einbindung spezieller Bevölkerungsgruppen in die Gesellschaft geht, allen voran bei der Integration von Migrant*innen in die deutsche Gesellschaft. Verwandt mit dem Integrationskonzept sind Begriffe wie Kohäsion, Einbindung, Vernetzung oder Verbundenheit (Dunphy 1972: 266; Festinger et al. 1963 [1950]: 164; Jupp et al. 2007; Teune 1984: 238f.). Der Begriff Einbindung wird nachfolgend synonym für den Begriff Integration eingesetzt.

Integration ist sowohl das Resultat von Prozessen wie auch jene Prozesse selbst, durch die ein bestimmter Grad der Einbindung bzw. Integration erreicht wird (Imbusch/Rucht 2005: 19; Immerfall 1997: 139; Teune 1984: 241). Der Grad der Integration (eines Individuums oder eines Systems) wird angegeben über ein Kontinuum von hoher zu geringer Integration. „Der eine Extremfall ist die komplette Abhängigkeit des ‚Verhaltens‘ der Teile voneinander und die strikte Abgrenzung zur Umwelt, der andere die komplette Unabhängigkeit der Teile und das ‚antropische‘ Aufgehen in die Umgebung“ (Esser 2000a: 262). Hierin zeigt sich, dass Integration neben der Verbindung von Elementen mit ihrem System auch die Interdependenz zwischen den Elementen sowie die Abgrenzung des Systems zur Außenwelt umfasst.

Eine zentrale Differenzierung nimmt Lockwood (1963: 245) vor, der zwischen *Sozialintegration* und *Systemintegration* unterscheidet. Sozialintegration bezeichnet den Grad der Integration einzelner Individuen in ein System, Systemintegration den Grad der Integration des gesamten Sozialsystems. Friedrichs und Jagodzinski (1999: 11) differenzieren analog zwischen relationaler und absoluter Integration. Sozial- und Systemintegration können unabhängig voneinander variieren. „Es gibt Akteure mit einer hohen und einer niedrigen Sozialintegration sowohl in stärker wie schwächer systemintegrierten Netzwerken bzw. sozialen Systemen“ (Esser 2000a: 270). Starke Interdependenzen zwischen beiden Ebenen liegen jedoch nahe, da individuelle

Handlungen zu Veränderungen auf der Systemebene führen, die wiederum Einfluss auf die Handlungen der Akteure haben.

Friedrichs und Jagodzinski (1999: 14ff.) unterscheiden verschiedene Indikatoren systemischer bzw. absoluter Integration. Einige davon werden über eine Aggregation der Indikatoren für die soziale Integration der Individuen gebildet, etwa die Kontaktdichte oder die Anzahl entstandener Freundschaften. Daneben führen die Autoren Konzepte systemischer Integration auf, die einen Bezug zur Stabilität und Funktionserfüllung des Sozialsystems aufweisen. Die Schwierigkeit bei diesem Verständnis von Systemintegration liegt darin, dass die Bedingungen unklar sind, unter denen ein System stabil ist. Es fehlt bislang noch an „Wirkungsmodellen, welche die Integration mit der Stabilität und dem Funktionieren von Systemen in Verbindung bringen“ (ebd.: 17). So kann nicht beantwortet werden, wie sich Konflikte oder eine geringe emotionale Verbundenheit der Individuen auf die Stabilität des Sozialsystems auswirken oder wie viele Individuen hoch integriert sein müssen, damit das System nicht zerfällt.

Diese Arbeit konzentriert sich jedoch auf die Analyse der sozialen Integration der Bewohner in ihre Wohngruppe. Einer tiefergehenden Analyse der Integration von Wohnprojekten auf Systemebene steht neben der wenig elaborierten theoretischen Ausarbeitung auch die zu geringe Fallzahl von sieben befragten Wohngruppen entgegen.

4.1 Dimensionen sozialer Integration

Eine erste Differenzierung von Indikatoren sozialer Integration nehmen Friedrichs und Jagodzinski (1999: 11ff.) vor, die zwischen Einstellungs- und Handlungsebene sowie einer Kombination beider Ebenen differenzieren. Soziale Integration auf der Einstellungsebene bedeutet dabei, dass sich das Individuum mit der Gruppe über eine emotionale Verbundenheit identifiziert und die Werte und Ziele der Gruppe akzeptiert. Die soziale Integration eines Individuums auf der Handlungsebene wird häufig mit Kooperation gleichgesetzt, vor allem in der Rational Choice-Theorie. Blau (1960) gibt überdies zu bedenken, dass die soziale Integration eines Individuums als Wechselwirkung zwischen dem Individuum und den anderen Gruppenmitgliedern gesehen werden muss. Dies bedeutet, dass nicht nur die sozialen Handlungen sowie die innere Einstellung eines Akteurs zur Gruppe über den Grad seiner Integration in die Gruppe entscheiden, sondern auch die Einschätzung des Akteurs durch die übrigen Gruppenmitglieder. Berücksichtigt wird dieser Umstand im empirischen Teil darüber, dass nicht nur die egozentrierten

Netzwerke der Bewohner erhoben werden, sondern auch das gesamte Beziehungsnetz eines Projekts und damit die Position des Einzelnen im Gesamtnetzwerk der Gruppe. Demnach wird etwa eine Freundschaft nur unterstellt, wenn sie von beiden Interaktionspartnern als solche bewertet wurde.

In der Literatur liegen mehrere Typologien für Dimensionen sozialer Integration vor, die in Tabelle 2 systematisiert werden. Alle aufgeführten Autoren siedeln Integration sowohl auf der Handlungs- als auch auf der Einstellungsebene an. Einige Autoren entwerfen Integrationstypen, in denen sich die Einstellungs- mit der Handlungsebene verbindet (in der Tabelle der Handlungsebene zugeordnet, jedoch mit einem * markiert). Lediglich Esser (2000a) konzipiert seine Dimensionen explizit als Formen sozialer Integration, während die übrigen Autoren diesbezüglich keine Aussage treffen oder ihre Dimensionen auf Systemebene ansiedeln. Landecker (1951) und Eisner (2000) siedeln ihre Integrationstypen auf Gruppenebene an, wohingegen die übrigen Autoren ihre Dimensionen als Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft und nicht zu Teilsystemen der Gesellschaft verstehen. Die meisten dieser Dimensionen lassen sich jedoch von der Makro- auf die Mesoebene transferieren. In den Fällen, in denen dies nicht möglich ist, sind diese Typen nicht in der Tabelle aufgeführt. Dazu zählen wirtschaftliche bzw. ökonomische Integration (Teilhabe der Individuen am Arbeitsmarkt und Besetzung beruflicher Positionen) sowie politische Integration (politisches Engagement und Wahrnehmung bürgerlicher Rechte und Pflichten) (Eisner 2000: 165; Esser 2000a: 272; Münch 1997: 77ff.; Strohmeier/Knöpfel 2005: 10). Diese Aspekte sozialer Integration sind vor allem in Diskursen über die Einbindung von Minderheiten oder Problemgruppen in die Gesellschaft relevant.

Tab. 2: Dimensionen sozialer Integration

Handlungsebene				Einstellungsebene
ESSER (2000a)		Interaktion		Kulturation Identifikation
EISNER (2000)		gemeinschaftlich		normativ
MÜNCH (1997)		solidarisch*		kulturell
PETERS (1993)	expressive Gemeinschaft*	funktionale Koordination	moralische Integrität*	
BAUM (1975)	autotelische, expressive Solidarität	instrumentelle Solidarität		sozio-moralische Solidarität
LANDECKER (1951)	kommunikativ	funktional	normativ*	kulturell

* Integration über Einstellungs- und Handlungsebene
 Quelle: Eigene Darstellung.

4.1.1 Soziale Integration über soziale Einstellungen

Drei der fünf in Tabelle 2 genannten Autoren konstruieren eine auf soziale Einstellungen bezogene Integrationsdimension, die sich als gemeinsam geteilte Wertvorstellungen, Normen und kulturelle Standards definiert: *normative Integration* bei Eisner (2000: 166), *kulturelle Integration* bei Münch (1997: 84ff.) und *kulturelle Integration* bei Landecker (1951: 333f.). Mit seiner Dimension *kultureller Integration* schließt Landecker (1951) an Lintons (1937: 282) Konzept kultureller Integration an, in dem zwischen universalen (gesamtgesellschaftlichen) und speziellen (gruppenspezifischen) kulturellen Standards differenziert und der Grad kultureller Integration über deren jeweiligen Anteil gemessen wird. Demnach sind Sozialsysteme umso weniger kulturell integriert, je größer der Anteil spezieller Kulturstandards ist, da somit widersprüchliche Ansprüche innerhalb des Systems existieren. Peters (1993) Konstrukt *moralischer Integrität* beinhaltet zwar Handlungsaspekte und ist daher in der Tabelle auf der Handlungsebene eingeordnet, ähnelt aber ebenfalls den genannten Integrationsformen.

Baum (1975: 326ff.), der von Solidarität statt von Integration spricht, bildet seine Solidaritätsformen aus dichotom konzipierten Normen über den Einsatz von Zeit und Information in der konkreten Handlungssituation.²⁵ *Sozio-moralische Solidarität* zeichnet sich durch geringe Zeitinvestition, hohen Informationsaustausch, affektive Neutralität, Universalismus, Diffusität sowie Askription aus und dient primär der Konstruktion kollektiver Identität sowie der Wert- und Strukturhaltung des Solidaritätssystems (ebd.: 333).

Einen weiteren Ansatz, der als einziger auch den Prozess der Einstellungsbildung einbezieht, führt Esser mit den Konzepten der Kulturation und Identifikation ein. Unter *Kulturation* versteht Esser (2000a: 272) die Aneignung von Wissen und Kompetenzen für sinnhaftes soziales Handeln. Sozialintegration über Kulturation geschieht hauptsächlich während der kognitiven Sozialisation und ist die Voraussetzung für Sozialintegration über *Interaktion*. Interaktion als Einbindung in soziale Netzwerke ist für Esser (2000a: 277) zusammen mit einer zufrieden stellenden Platzierung im System wiederum die grundlegende Bedingung für die Sozialintegration über *Identifikation*. Jene ist für Esser (2000a: 274f.) die „besondere Einstellung eines Ak-

25 Diese verbindet er mit vier Paaren der ‚pattern variables‘ von Parsons, bei denen es sich um fünf dichotome Grundmuster sozialen Handelns handelt, deren Kombination in konkreten Sozialbeziehungen variieren (Parsons/Shils 1952: 76f.). Bei Baum umfassen Normen zum Zeiteinsatz die Eigenschaften affektiv oder affektiv-neutral und partikulär oder universal, Normen zum Informationseinsatz die Kriterien diffus oder spezifisch sowie Leistung oder Askription. Zudem gründet seine Theorie auf Parsons AGIL-Schema, welches die vier Grundfunktionen von Sozialsystemen umschreibt: Anpassung, Zielerreichung, Integration und Wert- oder Strukturhaltung (Parsons et al. 1981 [1953]: 182).

teurs, in der er sich und das soziale Gebilde als eine Einheit sieht und mit ihm ‚identisch‘ wird. Es ist eine gedankliche und emotionale Beziehung zwischen dem einzelnen Akteur und dem sozialen System als ‚Ganzheit‘ bzw. als ‚Kollektiv‘. Esser unterscheidet drei Ausprägungen von Identifikation in unterschiedlicher Abschwächung (ebd.: 275ff.): Wert-, Verkettungs- und Defferenzintegration. Bei der Wertintegration als stärkster Form der Identifikation entsteht die Verbundenheit über eine bewusste Loyalität zum System und seinen grundlegenden Werten, über ausgeprägte Gefühle der Solidarität sowie über eine eher unbewusste, emotionale Bindung des Individuums an das System. Wertintegration als Verbundenheit mit dem gesamten System tritt in modernen Gesellschaften eher selten auf, ist aber bei der Betrachtung der Integration in kleinere Sozialsysteme eine durchaus sinnvolle Kategorie.

Die Integration über soziale Einstellungen zum System fehlt in keiner Typologie von Integrationsdimensionen. In dieser Arbeit wird die soziale Integration jedoch über zwei Dimensionen abgebildet, die jeweils auf der Handlungsebene angesiedelt sind. Eine ausführliche Untersuchung einer dritten Integrationsdimension würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Der hohen Relevanz, die der Einstellungsebene für das Integrationskonzept zukommt, wird aber auf zwei Arten Rechnung getragen. Zum Ersten wurden die Bewohner im schriftlichen Fragebogen danach gefragt, wie sehr sie sich mit ihrer Wohngruppe emotional verbunden fühlen. Über diese Frage kann zumindest der emotionale Aspekt von Essers Typ der Identifikation abgebildet werden. So verbindet Esser kognitive und affektive Elemente, während die übrigen Autoren lediglich den kognitiven Aspekt der Übereinstimmung kultureller Standards betonen. Besonders in Essers Typ der Wertintegration fließt die bewusste Anerkennung der Wertvorstellungen und Ziele des Sozialsystems zusammen mit eher unbewussten Gefühlen der Verbundenheit und Zugehörigkeit. Daher wird Essers Typ der Identifikation den anderen vorgestellten Konzepten vorgezogen. Einige Analysen hierzu erfolgen im Rahmen eines Exkurses in Abschnitt 10.4. Zum Zweiten gehen in die Analysen zur Integrationsdimension ‚Soziale Unterstützung‘ auch Einstellungsaspekte ein, wie im nächsten Abschnitt dargelegt wird. Überdies wird der genannte Indikator für Identifikation als eine erklärende Variable für Kooperation in Wohnprojekten berücksichtigt.

4.1.2 Soziale Integration über soziale Handlungen

Als eine zentrale Dimension für soziale Integration von Individuen sehen alle Autoren die Einbindung in soziale Kommunikationszusammenhänge und Netzwerke an. Diesen Aspekt benennt Esser (2000a) als *Interaktion*. Er wird abgebildet über die Dichte der persönlichen Beziehungen. Ähnlich vollzieht

sich bei Eisner *gemeinschaftliche Integration* auf der Ebene alltäglicher Kontakte und ist „gebunden an gewachsene Formen des Zusammenhalts zwischen Menschen“ (2000: 165). Die *autotelische bzw. expressive Solidarität* macht den Kern von Baums (1975: 331) Solidaritätskonzept aus. Sie zeichnet sich durch ein hohes Ausmaß eingesetzter Zeit und ausgetauschter Informationen sowie Partikularismus, Affektivität, Diffusität und Askription aus, die typische Kombination für soziale Gruppen und besonders Familien.

Landecker (1951: 336) definiert *kommunikative Integration* als „the degree to which the members of a group are linked to one another through communication“. Zentrale Indikatoren sind die Größe und Dichte des sozialen Netzwerks, die Intensität der sozialen Beziehungen und die Partizipation des Einzelnen am Gruppengeschehen. Für die empirische Erhebung schlägt Landecker (1951: 337) die soziometrische Methode von Jacob L. Moreno (1954) vor. Sein Erhebungsverfahren über einfache Namensgeneratoren zu Sympathie und Antipathie zwischen Gruppenmitgliedern wurde mittlerweile durch die elaboriertere Netzwerkanalyse abgelöst.

Solidarische Integration bei Münch (1997: 95ff.) basiert auf Solidarität und Gruppenzugehörigkeit, womit er eine Verbindung zu Aspekten der Sozialintegration über die Einstellungsebene zieht. Ähnlich wie bei Münch beinhaltet Peters (1993) Dimension *expressiver Gemeinschaft* nicht nur Handlungs- sondern auch Einstellungsaspekte. Darin verbinden sich gemeinsame Wertvorstellungen mit Formen des Zusammenseins sowie Gefühlen wie Sympathie, Freundschaft, Liebe und persönliche Wertschätzung. Expressive Gemeinschaft basiert stets auf direkten Sozialbeziehungen, während *moralische Integrität* als weitere Integrationsdimension bei Peters auch als Solidarität unter Fremden vorstellbar ist. Konkrete soziale Lebensformen beinhalten für Peters (1993: 114) Aspekte all seiner drei Integrationsformen, wobei die jeweilige Mischung variiert. So weisen Familie, Freundschaft und Nachbarschaft maßgeblich expressive Elemente auf.

Aus diesen vorgestellten Integrationstypen wird die erste Dimension extrahiert, über die soziale Integration in Wohnprojekt untersucht wird:

1. Dimension: Freundschaft

Definition: Die Dimension ‚Freundschaft‘ soll soziale Beziehungen zwischen den Bewohnern eines Wohnprojekts erfassen, die über bloße Bekanntschaft hinausgehen, d.h. vertrauensvolle, emotional nahe Kontakte.

Erläuterung: Die Dimension entspricht im Wesentlichen den Integrationsformen *Interaktion* bei Esser (2000a), *gemeinschaftliche Integration* bei Eisner (2000), *kommunikative Integration* bei Landecker (1951), *expressive Solidarität* bei Baum (1975) sowie – mit Einschränkung – *expressive Gemeinschaft* bei Peters (1993) und *solidarische Integration* bei Münch (1997). Die beiden letztgenannten Integrationsformen umfassen zwar Gefühle wie

Sympathie, Freundschaft und persönliche Wertschätzung, aber auch weitere Aspekte wie gemeinsame Normen, Solidarität und Gruppenzugehörigkeit, die hier nicht berücksichtigt werden.

Von diesen Formen affektiven sozialen Austauschs über Freundschaft, Zugehörigkeit und emotionale Nähe grenzen Peters (1993) und Baum (1975) jeweils noch einen anderen Integrationstyp ab: die stärker affektiv neutralen Formen sozialen Austauschs wie instrumentellen Unterstützungsleistungen, d.h. interessenbasierte Kooperation (Thome 1998: 229). So schaffen sie eine weitere Differenzierung, die bei den übrigen Autoren nicht erfolgt.

Baum (1975: 331f.) entwirft seinen Typ *instrumenteller Solidarität* als Gegenpart zur autotelisch-expressiven Solidarität über geringen Zeiteinsatz und Informationsaustausch sowie affektive Neutralität, Universalismus, Spezifität und Leistung. Soziale Bindung zwischen zwei Individuen beruht dabei auf komplementären Interessen, die über reziproken Austausch von Ressourcen verwirklicht werden. Ähnlich konzipiert Peters (1993: 96ff.) *funktionale Koordination*, unter die er „alle Arten der Abstimmung verschiedener Aktivitäten unter dem Aspekt ihres Gelingens“ und somit der Zielerreichung in einem sozialen System subsumiert. Diese wird nicht nur durch Kooperation befördert, sondern auch durch Konkurrenz und Wettbewerb. Peters weitere bereits genannte Dimension *moralischer Integrität* bewegt sich zwischen den Ebenen des Handelns und der Einstellung und entsteht aus Prinzipien von Gleichheit, Gerechtigkeit, Fairness und Solidarität (ebd.: 100f.). Moralische Integrität wird begriffen als Solidarität auch in Situationen, in denen keine Gegenleistung erfolgt, d.h. jenseits der Reziprozitätsnorm.

Landecker (1951: 338f.) entwirft *funktionale Integration* als ähnlichen Integrationstyp, der sich aber im Gegensatz zu Peters' und Baums Dimensionen nicht von der System- auf die Individualebene transferieren lässt. Er versteht unter funktionaler Integration den durch Arbeitsteilung erzeugten Anteil wechselseitiger Abhängigkeit zwischen den einzelnen Individuen eines Systems und zieht damit eine Verbindung zu Durkheims (1977) Konzept organischer Solidarität. Der Integrationstyp *normative Integration* bei Landecker (1951: 335) schafft eine Verbindung zwischen Einstellungen und sozialem Handeln über das Verhältnis zwischen den gemeinsamen kulturellen Standards eines Sozialsystems und dem tatsächlichen Verhalten der Gruppenmitglieder, definiert über den Grad der Konformität des Handelns. Dieser Integrationstyp ist insofern problematisch, da konformes Verhalten ohne innere Überzeugung oder sogar durch äußeren Zwang bewirkt nicht als Maß für hohe Integration gelten kann.

Aus den Ausführungen folgt die zweite Dimension sozialer Integration für diese Arbeit:

2. Dimension: Soziale Unterstützung

Definition: Unter ‚sozialen Unterstützungshandlungen‘ werden stärker instrumentelle Kontakte zum Austausch von Hilfeleistungen physischer und nicht physischer Art zwischen zwei Akteuren – einem Unterstützungsgeber und einem Unterstützungsnehmer – verstanden.

Erläuterung: Diese Unterstützungshandlungen können nicht eindeutig einer der dargelegten Integrationsformen zugeordnet werden. Eine Möglichkeit ist die ‚interessenbasierte Kooperation‘, die die Dimensionen *funktionale Koordination* bei Peters (1993) und *instrumentelle Solidarität* bei Baum (1975) widerspiegelt. Dabei erfolgen durch Eigennutz motivierte Tauschhandlungen, die im Anschluss an Rational Choice-Ansätze ‚Kooperation‘ genannt werden. Wird Unterstützung in einem Kontext betrachtet, in dem die Akteure durch emotional nahe und häufige Interaktionen verbunden sind, muss ein weiteres Motiv für den Austausch geprüft werden, das mit dem Begriff des ‚solidarischen Handelns‘ beschrieben wird. Demzufolge wird als zweite Möglichkeit die Dimension *moralischer Integrität* bei Peters (1993) angeführt. Austauschhandlungen basieren hier auf Grundsätzen fern von Eigeninteresse, wie Solidarität, Gerechtigkeit, Fairness und Respekt vor dem Interaktionspartner (ebd.: 100). Handlungsmotiv könnte in dem Kontext zudem die emotionale und kognitive Verbundenheit mit der Gruppe über *Identifikation* sein. Worauf soziale Unterstützungshandlungen letztlich basieren, wird im Rahmen der empirischen Analysen geklärt.

Beide für diese Arbeit entwickelten Integrationsdimensionen sind auf der Handlungsebene angesiedelt. So lassen sie sich mit einem stärker methodisch ausgerichteten theoretischen Ansatz verknüpfen, über den eine Verknüpfung zur empirischen Ebene möglich wird: der Theorie des sozialen Netzwerks. Diese wird im folgenden Abschnitt detaillierter betrachtet.

4.2 Soziales Netzwerk

Das heutige Konzept des sozialen Netzwerks entstand aus mehreren unabhängig voneinander verlaufenden interdisziplinären Entwicklungszweigen.²⁶ Mittlerweile ist die soziale Netzwerkanalyse ein etablierter Forschungszweig, in der Soziologie wie auch in anderen Disziplinen. Mitchell (1969: 2) definiert ein soziales Netzwerk als „specific set of linkages among a defined set

26 Zur Geschichte der sozialen Netzwerkanalyse: Borgatti et al. 2009; Diaz-Bone 1997: 6ff.; Freeman 2004; Jansen 2006b: 37ff.; Prell 2012: 19ff.; Scott 2000: 7ff.; Wasserman/Faust 1994: 10ff.

of persons, with the additional property that the characteristics of these linkages as a whole may be used to interpret the social behaviour of the persons involved“. So wird ein soziales Netzwerk über Kanten (Beziehungsrelationen) und Knoten (Netzwerkeinheiten) abgebildet. Welche Relationen und welche Netzwerkeinheiten jeweils verwendet werden, hängt vom Analyseobjekt ab: So existieren zwischen Mitgliedern eines Kollektivs meist mehrere Beziehungsinhalte. Beispiele für derartige Relationen sind instrumenteller Austausch, freundschaftliche Bindungen, biologische Verbindungen über Verwandtschaft und Machtbeziehungen (Immerfall 1997: 157; Jansen 2006: 59; Knoke/Yang 2008: 7; Wasserman/Faust 1994: 18). Bei den Netzwerkeinheiten wiederum kann es sich nicht nur um einzelne Personen, sondern auch um Gruppen, Organisationen oder Ereignisse handeln (Diaz-Bone 1997: 40; Trappmann et al. 2005: 15). Bei dieser Arbeit repräsentieren die Netzwerk-knoten die einzelnen Bewohner einer Wohngruppe. Die zwei Integrationsdimensionen *Freundschaft* und *soziale Unterstützung* stellen die für die Netzwerkanalyse relevanten Beziehungsrelationen in den Wohngruppen dar.

Die soziale Netzwerkanalyse impliziert ein Set spezifischer Erhebungsmethoden und Verfahren zur Analyse empirischer Daten und gleichzeitig eine eigenständige theoretische Fundierung. Letztere ist prinzipiell recht offen, was einerseits als Stärke und Chance, andererseits als Defizit gesehen wird: So vermisst Granovetter (1979) einen theoretischen Rahmen und fordert eine stärkere Beachtung des sozialen Kontextes, in den soziale Netzwerke eingebettet sind. Auch wenn der Vorwurf eines rein deskriptiven, methodischen Ansatzes „the oldest criticism of social network research“ (Borgatti et al. 2009: 893) ist, bleibt er auch heute noch relevant: „Nach wie vor spielen graphentheoretische Konzepte und forschungs-pragmatische Probleme eine größere Rolle als die Entwicklung und Präzisierung theoretischer Fragen“ (Holzer 2006: 33). Allerdings existieren einige theoretische Ansätze (Burt 1982; Granovetter 1985; Wellman 1988), die eine netzwerkanalytische Perspektive explizit als Gegenentwurf zum atomistischen und zum normativen Reduktionismus sehen. Die darin betonte „Bedeutung der Beziehungsstruktur“ (Stegbauer 2008: 12) ist der kleinste gemeinsame Nenner der sozialen Netzwerkanalyse und gleichzeitig als zentrales Paradigma die wichtigste Klammer aller netzwerkanalytischen Arbeiten (Barnes 1972: 2).

Eines der wichtigsten theoretischen Konzepte der sozialen Netzwerkanalyse ist das *soziale Kapital*. Im Sinne dieses Konzepts werden soziale Beziehungen als Ressourcen betrachtet, d.h. unter dem Aspekt, wie bestehende soziale Beziehungen für den Akteur oder das Kollektiv nutzbar gemacht werden können bzw. welche Funktionen den sozialen Beziehungen immanent sind. Es existieren vielfältige Definitionen des Konzepts. Während Putnam (1993) Sozialkapital nur auf der Systemebene der ganzen Gesellschaft ansie-

delt, verstehen viele Autoren das Konzept als individuelle Ressource, wie Coleman (1988), Bourdieu (1983) oder Burt (1992). Coleman (1988: 98) betrachtet das soziale Kapital in seiner Sozialtheorie als Ressource des Individuums zur Durchsetzung seiner Interessen. Über die Erbringung von Leistungen eines Akteurs A für einen anderen Akteur B entsteht eine Verpflichtung zur Gegenleistung, die dem Akteur A als Ressource bzw. ‚Gutschrift‘ dient (Prinzip der Reziprozität).

Das soziale Kapital, das ein Individuum aus seinem Netzwerk produktiv für sich nutzen kann, hängt von vielfältigen Faktoren ab, die in der sozialen Netzwerkanalyse systematisiert werden (Franzen/Pointner 2007: 66ff.; Haug 1997; Hennig 2010; Lin 2008): Erstens ist die Struktur des gesamten Netzwerks eines Akteurs bedeutsam, wie zum Beispiel die Größe, Dichte und Komposition etwa hinsichtlich der Heterogenität der Alteri. Zweitens hängt das soziale Kapital von der Position des Einzelnen in seinem Netzwerk ab, etwa von der Erreichbarkeit anderer Akteure und deren Ressourcen. Drittens können Eigenschaften der einzelnen Beziehungen Auskunft über das soziale Kapital geben, wie die Stärke, Verbindlichkeit, Reziprozität und Dauerhaftigkeit der Beziehungen. Diese Aspekte sind auch abhängig vom Kontext der Beziehungen (z.B. Familie, Nachbarschaft), der räumlichen Distanz oder der Kontakthäufigkeit. Zuletzt wird die Ressourcenausstattung des Interaktionspartners als wichtige Komponente genannt. Darunter wird das ökonomische, kulturelle aber auch soziale Kapital des Interaktionspartners verstanden.

Das Besondere am Sozialkapital verglichen mit anderen Kapitalarten ist, dass es nicht unabhängig von der sozialen Beziehung besteht, d.h. nicht im Besitz eines Individuums, sondern beider Interaktionspartner ist (Burt 1992: 9). Auf die relevanten Aspekte für die zwei Dimensionen Freundschaften und soziale Unterstützung wird in den entsprechenden Kapiteln eingegangen, etwa auf das Konzept der Beziehungsstärke (Kap. 5.1), die Reziprozität (Kap. 6.2.1) oder Multiplexität von Unterstützungsbeziehungen (Kap. 10.1). So können Netzwerkparameter je nach untersuchter Relation unterschiedlich interpretiert werden: Während zum Beispiel Heterogenität für den Austausch instrumenteller Unterstützung vielfältige verfügbare Ressourcen verspricht, wird in emotional engen Beziehungen eher Homogenität angestrebt.

Das relationale Paradigma der Netzwerkanalyse, soziales Handeln durch die Einbettung in und die Wechselwirkung mit sozialen Strukturen und Prozessen zu erklären, lässt sich dank seiner Offenheit ebenso mit spezifischeren Theorieansätzen verknüpfen (Holzer 2006: 73; Kropp 2008). Auch für die Analyse der sozialen Beziehungen in Wohnprojekten bedeutet dies, dass die Netzwerkperspektive an die in den nachfolgenden Kapiteln 5 und 6 dargelegten theoretischen Konzepte und Hypothesen angebunden werden kann.

5 Freundschaft als Dimension sozialer Integration

Entstandene Freundschaften zwischen den Bewohnern gemeinschaftlicher Wohnprojekte werden als erste Dimension der Integration der Bewohner in ihr Projekt untersucht. Zunächst wird in Abschnitt 5.1 das Konzept der Freundschaft mit seinen wichtigsten Merkmalen herausgearbeitet. In den Abschnitten 5.2.1 bis 5.2.3 werden die theoretischen Ansätzen dargelegt, aus denen die späteren Hypothesen (Kap. 5.3) entwickelt werden.

5.1 Freundschaft – eine Begriffsbestimmung

Freundschaft ist in der sozialwissenschaftlichen Literatur ein facettenreiches, vielfach zitiertes und definiertes Konzept, das u.a. von Autoren wie Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Siegfried Kracauer²⁷ aufgegriffen wurde. Es folgen einige repräsentative Definitionen, um im Anschluss die wichtigsten Merkmale von Freundschaft herausarbeiten zu können, insbesondere in Abgrenzung zu anderen Sozialbeziehungen, wie Familie, Nachbarschaft, Arbeits- oder Vereinskollegen und Bekanntschaft.

Freundschaft ist:

- „eine freiwillige, herrschaftsfreie und platonische Beziehung, die durch eine diffuse Reziprozität gekennzeichnet ist und deren inhaltliche Ausgestaltung weitestgehend von der Vorstellung der Freunde abhängt“ (Wolf 1996: 21)
- „eine auf freiwilliger Gegenseitigkeit basierende dyadische, persönliche Beziehung zwischen nicht verwandten, gleichgeschlechtlichen Erwachsenen in einer Zeitspanne“ (Nötzoldt-Linden 1994: 29).
- „a dyadic relationship that involves the sharing of affect, concerns, interests, and information“ (Hess 1972: 359).

Das Merkmal der *Freiwilligkeit* der Beziehung wird als das wichtigste Strukturmerkmal einer Freundschaft angesehen und grenzt die Freundschaft von vielen anderen Beziehungsformen ab, wie Familienangehörigen, Nachbarn und Arbeitskollegen (u.a. Blieszner/Adams 1992: 2; Jakoby 2008: 39; Nötzoldt-Linden 1994: 154ff.; Stiehler 2009: 384f.). Die Freiwilligkeit bezieht sich auf die Wahl eines Individuums als Freund, ebenso wie auf die

27 Einen detaillierten Überblick über die Historie und die Konzepte des Freundschaftsbegriffs liefern u.a. Nötzoldt-Linden (1994) und Rapsch (2004).

konkrete Gestaltung der Beziehung sowie deren Fortbestand in der Zukunft (Auhagen 1993: 217).

Aus dieser Freiwilligkeit der Beziehung resultiert die *Gegenseitigkeit* der Wahl (Allan 1979: 44f.; Auhagen 1993: 218; Stiehler 2009: 385). „Von Freundschaft kann nur gesprochen werden, wenn diese beidseitig als solche konstruiert, erlebt und definiert wird“ (Nötzoldt-Linden 1994: 30). Dieses Kriterium ist in der Realität nicht ohne Weiteres gegeben, wie Rubin (1985: 6f.) in einer empirischen Studie nachwies. Auch in dieser Arbeit ist es eine empirische Frage, ob Freundschaften einseitig oder gegenseitig bestätigt sind.

Daneben sollte im Austausch zwischen Freunden eine relativ ausgeglichene Bilanz zwischen Geben und Nehmen bestehen, zumindest stärker als zwischen Familienangehörigen (Nötzoldt-Linden 1994: 146, 163ff.; Rapsch 2004: 94). Dieser Aspekt ist verbunden mit dem *Reziprozitätsprinzip*, welches im Rahmen eines Exkurses in Abschnitt 6.2.1 genauer dargelegt wird. In Freundschaften wirkt generalisierte Reziprozität, bei der Leistungen nicht direkt durch eine Gegengabe zurückgezahlt werden (Tesch-Römer 2010: 200). Dennoch kann es zum Bruch in einer Freundschaft kommen, wenn einer der Akteure auf lange Sicht deutlich mehr investiert als der andere (Wolf 1996: 19). „Diese Grenzen der Freundschaft sind vermutlich vor allem der Freiwilligkeit dieser Bindung geschuldet“ (Hollstein 2001: 135f.).

Freundschaft wird angesehen als *dyadische persönliche Beziehung*, d.h. es handelt sich um eine exklusive Beziehung zwischen zwei Individuen (Allan 1979: 38; Auhagen 1993: 218; Stiehler 2009: 386). Dies gilt im Gegensatz zu Cliquen oder Gruppen, „in denen die einzelne Person keine solch starke Akzentuierung erfährt. Deshalb ist Freundschaft eine sehr *persönliche* Beziehung, die sich am Individuum orientiert“ (Nötzoldt-Linden 1994: 29).

Mit diesem Kriterium verknüpft ist, dass es sich bei Freundschaft um eine Beziehung mit einer *bestimmten Qualität* handelt (Allan 1979: 34; Jakoby 2008: 40; Stiehler 2009: 385). Simmel (1958a [1908]: 268) kennzeichnet Freundschaft durch „absolute seelische Vertrautheit“, nach Nötzoldt-Linden (1994: 173) ist sie stets „mit positiven Gefühlen der Sympathie, Liebe und Zuneigung, der Treue und Freude aneinander assoziiert“. Diese Aspekte verweisen auf ein bedeutsames Konzept: die *Beziehungsstärke*. Avenarius (2010: 100) konstatiert vereinfacht: „starke Beziehungen verbinden Freunde, schwache Beziehungen vernetzen Bekannte“. Das Konzept der Beziehungsstärke geht zurück auf Granovetter (1973), der die Stärke einer Beziehung über die Faktoren Intensität, Intimität, reziproke Hilfe sowie für die Beziehung aufgewendete Zeit definiert. Marsden und Campbell (1984) unterzogen das Konzept einer empirischen Prüfung und identifizierten „closeness (the measure of the emotional intensity of a tie)“ als besten Indikator für die Stärke einer Beziehung (ebd.: 497). Auch in aktuelleren Methodenstudien wur-

den Intimität und emotionale Nähe als zentrale Indikatoren für eine starke Beziehung ermittelt (Mathews et al. 1998; Petróczy et al. 2007).

Weiteres Merkmal von Freundschaft ist deren *Offenheit*. Freundschaft ist weder rechtlich institutionalisiert noch hierarchisch strukturiert, wie Beziehungen in der Familie oder zu Arbeitskollegen (u.a. Pahl 2000: 14; Rapsch 2004: 104; Stiehler 2009: 387f.; Wolf 1996: 19). Somit ist die Freundschaft nicht „inhaltlich vorgezeichnet, vorhersehbar, routinisiert, gesellschaftlich sanktionierbar“ (Nötzoldt-Linden 1994: 146), sondern „the most voluntary and least institutionalized of all social relationships“ (Bliesner/Adams 1992: 3). Aus dieser Offenheit der Freundschaft resultiert die Notwendigkeit, dass die Akteure die optimale Balance zwischen Distanz und Nähe selbstständig aushandeln müssen (Nötzoldt-Linden 1994: 149ff.).

Auch in Freundschaften wirken „normative Erwartungshaltungen“ (Hollstein 2001: 101). In kulturvergleichenden Studien überprüften Argyle und Henderson (1984) die Relevanz von mehr als 40 Regeln im Hinblick auf das Bestehen einer qualitativ guten, freundschaftlichen Beziehung. Besonders wichtige Freundschaftsregeln sind demnach Vertrauen, Austausch von Neuigkeiten und Erfolgen, emotionale Unterstützung, Hilfe in Notsituationen sowie sich um Spaß und Freude bei gemeinsamen Treffen zu bemühen und sich für den anderen in dessen Abwesenheit einzusetzen (ebd.: 234).

Eine der ermittelten Dimensionen einer starken Beziehung ist die *Zeitdimension* (Auhagen 1993: 219; Nötzoldt-Linden 1994: 31). Zu einer Freundschaft gehört stets ein Vergangenheitsaspekt und eine Zukunftsperspektive (Stiehler 2009: 387), auch wenn nicht alle Freundschaften auf sehr lange Dauer ausgelegt sind, vor allem verglichen mit Familienbeziehungen.

Nach Nötzoldt-Linden ist Freundschaft eine nicht-verwandtschaftliche Bindung. Dies impliziert, dass zwar Verwandte miteinander befreundet sein können, jedoch „Freundschaftsdyaden und familiäre Dyaden [...] eigenständige, nach Struktur und Qualität unterscheidbare Beziehungen“ sind (Nötzoldt-Linden 1994: 30). Wolf (1996: 17) hingegen plädiert dafür, dass der Freundschaftsbegriff auf Verwandte ausgeweitet wird. Zudem gilt Freundschaft als platonische Beziehung ohne offene Sexualität (Auhagen 1993: 219f.; Jakoby 2008: 39).

Bei der Frage nach den *Funktionen* bzw. der Bedeutung von Freundschaften für Individuen werden oft zuallererst Aspekte genannt, die stark mit der Intimität der Beziehung zusammenhängen, wie Verständnis, Akzeptanz, Wertschätzung und Trost spenden, (emotionale Unterstützung) sowie Möglichkeiten der Selbstoffenbarung („Self-Disclosure“) und Identitätsfindung. Des Weiteren ist Geselligkeit, d.h. gemeinsam verbrachte Freizeit und gemeinsame Interessen, ein zentrales Moment von Freundschaft (Adams et al. 2000: 124ff.; Nötzoldt-Linden 1994: 115, 195ff.; Parker/De Vries 1993;

Tesch-Römer 2010: 195). Zudem wird von Freunden kognitive Unterstützung erbracht in Form der Vermittlung von Informationen, Erfahrungen und Einstellungen. Am Rande wird auch praktische Hilfe geleistet, die sich aber eher auf einmalige Situationen beschränkt (Nötzoldt-Linden 1994: 115; Tesch-Römer 2010: 195; s. auch Kap. 2.3.3.2).

Empirische Studien belegen, dass die Gestaltung von Freundschaftsbeziehungen zwischen den Geschlechtern sowie unterschiedlichen Statusgruppen variiert, Differenzen zwischen verschiedenen Altersgruppen wurden bereits in Kapitel 2.3.3.2 berichtet. An dieser Stelle können nur die wichtigsten Forschungsergebnisse zu Freundschaften kurz angerissen werden. Ein häufiger Befund ist, dass „Frauen sich in Freundschaften typischerweise eher aufeinander, Männer hingegen auf etwas Drittes konzentrieren. Frauen betonen die affektiven Aspekte ihrer Freundschaften wie Intimität, Vertrauen und emotionale Unterstützung [...] Verglichen mit Frauen gehen Männer in ihren Freundschaften häufiger gemeinsamen Aktivitäten nach und betonen vor allem ihre gemeinsamen Interessen“ (Hollstein 2001: 148; s. auch Auhagen 1993: 222; Felmlee/Muraco 2009; Nötzoldt-Linden 1994: 171; Parker/De Vries 1993: 623f.). Großen Einfluss hat die soziale Schicht. So sind Personen mit niedrigerem sozialem Status stärker verwandtschafts- und weniger freundschaftsorientiert als Angehörige höherer sozialer Schichten (Nötzoldt-Linden 1994: 171).

Vielfach empirisch bestätigt ist die *Ähnlichkeit* von Freunden, bezüglich Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Bildung, sozialem Status sowie Interessen und Einstellungen (Byrne 1961b; Hollstein 2001: 132; Jackson 1977; Kandel 1978; McPherson et al. 2001; Nötzoldt-Linden 1994: 90f.; Stiehler 2009: 391; Verbrugge 1977; Wolf 1996). Folgende Befunde ergaben empirische Analysen von Wolf (1996: 30ff.): Zwei Drittel aller Freundschaften sind gleichgeschlechtlich, Männer haben mehr Freundschaften zum gleichen Geschlecht als Frauen. Mit zunehmender Bildung sinkt die Geschlechtshomophilie. Altersgleichheit besteht in fast der Hälfte der Freundschaften, bei jüngeren und älteren Altersgruppen mehr als bei mittleren Altersgruppen, deren Freundschaften möglicherweise aufgrund von Aktivitäten in verschiedensten Kontexten heterogener ausfallen (s. auch Hess 1972: 362ff.; Nahemow/Lawton 1975: 210). Nötzoldt-Linden (1994: 94) konstatiert zusammenfassend:

Festzuhalten bleibt, daß über alle Lebensalter eine Tendenz dazu besteht, Freunde gleichen Geschlechts mit ähnlichem Alter, Berufs- und Sozialstatus zu wählen, die in etwa gleiche Werte und Interessen teilen und gut erreichbar sind [...] Diese Ähnlichkeiten erleichtern den interaktiven Austausch und das Verstehen, weil sie gemeinsame Erfahrungen, ähnliche biographische Muster, Geschmack und Lebensstil sowie identische kulturelle Einbindungen signalisieren können und Bestätigung versprechen.

5.2 Die Erklärung der Entstehung von Freundschaften

In den späteren Analysen wird untersucht, nach welchen Prinzipien Freundschaften im Wohnprojekt entstehen. Zur Freundschaftsformation existiert eine Vielzahl von Theorieansätzen, die Blieszner und Adams (1992) sowie Wolf (1996) drei Richtungen zugeordnet haben: sozialstrukturelle Theorien (Kap. 5.2.1), sozialpsychologische Theorien (Kap. 5.2.2) und integrierte, zweistufige Theorien, die beide Theorietraditionen verbinden (Kap. 5.2.3). Alle Erklärungsansätze gehen von der empirisch bestätigten Ähnlichkeit zwischen Freunden aus und versuchen diese zu erklären. Der Unterschied zwischen den Theorien ist vielmehr der zugrunde gelegte Mechanismus, mit dem diese Ähnlichkeit erklärt wird. Dennoch ist die Zuordnung zu den Theoriezweigen nicht völlig trennscharf, weil die Autoren der sozialstrukturellen und sozialpsychologischen Theorien teils am Rande Aspekte der jeweils anderen Theorie ansprechen.

5.2.1 Sozialstrukturelle Theorien

Sozialstrukturelle Theorieansätze sehen nicht das Individuum, sondern soziale Strukturen als Erklärung für die Homophilie von Freundschaften an, oder genauer: die Gelegenheitsstruktur sozialer Beziehungen. So wird angenommen, dass Sozialbeziehungen besonders dort entstehen, wo Individuen häufig Gelegenheit zur Interaktion erhalten (Völker et al. 2009; Wolf 1996: 75ff.). Die bekannteste Theorie in diesem Kontext ist die Fokustheorie von Feld (1981). Des Weiteren kann die Strukturtheorie von Blau (1994) dieser Theorieperspektive zugeordnet werden. Sie wird jedoch hier nicht weiter berücksichtigt, da sie sich rein auf makrosoziologischer Ebene bewegt, während die Fokustheorie auf der Mesoebene von Gruppen anknüpft.

Beziehungen bilden sich nach Feld im Kontext von Foki, welche er definiert als „social, psychological, legal, or physical entity around which joint activities are organized (e.g., workplaces, voluntary organizations, hangouts, families, etc.)“ (Feld: 1981: 1016). Er erklärt weiter: „As a consequence of interaction associated with their joint activities, individuals whose activities are organized around the same focus will tend to become interpersonally tied and form a cluster“ (ebd.). Folglich bilden der gemeinsame Fokus bzw. Aktivitäten in diesem Fokus die Grundlage für Interaktionen zwischen den Mitgliedern. Dennoch schränkt Feld (1981: 1018) ein, dass nicht alle Beziehungen zwingend in einem gemeinsamen Fokus entstehen müssen. Ein gemeinsamer Fokus erhöht aber die Chance, dass zwei Individuen aufeinander tref-

fen und miteinander interagieren, was dennoch nicht bedeutet, dass alle Mitglieder des Fokus miteinander interagieren.

Das Ausmaß der tatsächlichen Interaktion wird durch verschiedene Faktoren bedingt: die Größe und Restriktivität eines Fokus sowie seine Kompatibilität mit anderen Foki. Die Restriktivität eines Fokus bestimmt, wie sehr die Mitglieder zu gemeinsamer Interaktion gezwungen werden können. Je zwingender ein Fokus ist, desto eher bilden sich enge Cluster zwischen den Mitgliedern (ebd.: 1019). Beeinflusst wird dies durch die Zeit und Energie, die Individuen innerhalb eines Fokus für gemeinsame Aktivitäten aufwenden müssen (ebd.: 1025). Inwieweit zwei Foki miteinander kompatibel sind, resultiert aus der Ähnlichkeit der jeweiligen Arten von Aktivitäten und Interaktionen (ebd.: 1020). Je mehr Foki zwei Individuen miteinander teilen, umso wahrscheinlicher ist die Entstehung einer Beziehung zwischen ihnen (ebd.: 1026). Ein Fokus verbindet Individuen mit ähnlichen Merkmalen, was unterschiedlichste Gründe haben kann: „For example, the interests of organizations and individuals lead similar people to the same places at the same time; efficiency encourages people who are similar in particular respects to work together and play together; and access to many places and social contexts may be limited to people with certain characteristics“ (Feld 1982: 798). So erklärt Feld das Homophilie-Prinzip von Freundschaften darüber, dass Individuen Freundschaften eher innerhalb von Foki schließen als außerhalb, und dass in Foki ähnliche Individuen aufeinandertreffen.

Kritisch wurde zur Fokustheorie angeführt, dass Feld eher allgemein von der Entstehung von Beziehungen spricht und somit nicht differenziert zwischen der Entstehung einer losen Bekanntschaft und einer Freundschaft bzw. nicht erklärt, warum aus der einen Beziehung eine engere Bindung wird und aus der anderen nicht (Petermann 2002: 65; Wolf 1996: 80f.).

Ein zentraler Fokus, in dem häufig Freundschaften entstehen, ist der Arbeits- bzw. Ausbildungsplatz. Mehrfach wurde empirisch belegt, dass „der Arbeitsplatz oder das Studium noch immer der Ort ist, wo die meisten Freundschaften geschlossen werden“ (Nötzoldt-Linden 1994: 92; s. auch Kon 1979: 91f.). Daneben wurde oft der *Einfluss der räumlichen Nähe* zwischen Interagierenden auf die Entstehung von Freundschaften oder soziale Beziehungen allgemein erforscht – ein Faktor, der auch für die Untersuchung von Freundschaften in Wohnprojekten große Bedeutung hat. Eine Reihe von empirischen Studien hat dieses Verhältnis untersucht und zumeist einen positiven Effekt der räumlichen Nähe auf die Entstehung sozialer Kontakte bzw. Freundschaften nachgewiesen. Der Großteil dieser Forschung erfolgte in den 1960er und 1970er Jahren.

Als wichtiger Schritt für den Aufbau einer Freundschaft erhöht die räumliche Nähe von Akteuren deren Kontakthäufigkeit (Latané et al. 1995; Pre-

ciado et al. 2012: 18; Tsai 2006: 163; Verbrugge 1983: 82). In einigen Experimenten, die in Kursen von Studenten durchgeführt wurden, zeigte sich, dass sich enge Beziehungen eher zwischen direkten Sitznachbarn entwickeln als zwischen Studenten, die nicht nebeneinander saßen (Back et al. 2008; Byrne 1961a). Häufig erfolgten Erhebungen in Wohnsiedlungen oder -gebäuden, so etwa die klassische Studie von Festinger et al. (1963 [1950]) in zwei Studentenwohn­siedlungen in Massachusetts. Die untersuchte Zielgruppe war homogen hinsichtlich vieler Faktoren: Es waren verheiratete Kriegsveteranen im Alter zwischen 20 und 35 Jahren, die am technischen College studierten (ebd.: 18ff.). Die Analysen ergaben, dass sich Freundschaften zwischen den Studenten deutlich nach der räumlichen Distanz der Wohnungen bildeten (ebd.: 39ff.). Ähnliche Untersuchungen bestätigten den Einfluss der räumlichen Nähe der Wohnungen auf die Bildung von engen Kontakten zwischen den Bewohnern, so in Studentenwohnheimen (Newcomb 1961; Priest/Sawyer 1967), in Wohnformen für ältere Menschen (Friedman 1966; Lawton/Simon 1968) und größeren Wohnsiedlungen (Abu-Ghazzeh 1999; Athanasiou/Yoshioka 1973; Nahemow/Lawton 1975). So wurden nahebei wohnende Nachbarn beim Kontaktaufbau präferiert, d.h. direkte Nachbarn oder zumindest auf dem gleichen Stockwerk oder im gleichen Gebäude wohnende Personen. Demgegenüber fand Jones (1975) in einer Studie in Pflegewohngruppen keinen Effekt der räumlichen Nähe auf positive Interaktion. Vielmehr beförderte zu hohe räumliche Nähe Konflikte zwischen den Bewohnern. Baum und Valins (1977: 102f.) zeigten, dass zu hohe räumliche Dichte zu Gefühlen wie Stress und sozialer Kontrolle führt, was sich durch semi-private Flächen, wie Garten oder Veranda, vermeiden lässt.

Beachtlich ist bei den vorgestellten Studien, dass die Entfernungen zwischen den einzelnen Zimmern und Wohnungen teilweise sehr gering sind und weiter entfernt wohnende Nachbarn folglich nur wenige Schritte entfernt wohnen (Festinger et al. 1963 [1950]: 39; Kon 1979: 90). Dennoch scheinen selbst kleinste Differenzen in der räumlichen Distanz relevant für den Aufbau von Sozialkontakten. Neben der Distanz zwischen den Wohnungstüren als Indikator können auch andere Faktoren der räumlichen Gegebenheiten zufällige wiederholte Begegnungen beeinflussen, etwa die Lage der Wohnung im Haus bzw. in der Siedlung insgesamt. Wichtig für Interaktion sind gegenseitige Sicht- und Hörbarkeit, gemeinsame Wege und Flächen, wie Parkplätze, Mülltonnen oder Waschraum, verkehrsberuhigte Straßen, das Vorhandensein von Grünflächen sowie eine zueinander gerichtete Gruppierung der Wohngebäude (Abu-Ghazzeh 1999: 42f.; Baum/Valins 1977; Bouma et al. 2009; Festinger et al. 1963 [1950]: 35; Günther 2009: 451; Williams 2005a: 197f.).

Gleichzeitig mit dem Raumeffekt identifizierten einige Studien das Homophilie-Prinzip als ebenso wirksam bei der Freundschaftsformation

(Athanasiou/Yoshioka 1973; Nahemow/Lawton 1975; Newcomb 1961). So entstanden etwa in der Studie von Nahemow und Lawton (1975) Freundschaften zwischen ungleichen Bewohnern nur, wenn sie sehr nahe beieinander wohnten. Freundschaften zwischen Bewohnern unterschiedlicher Gebäude gab es nur selten, dabei eher bei Ähnlichkeit der Freunde. Auch in dieser Arbeit wird der Einfluss ähnlicher Merkmale und der räumlichen Entfernung der Bewohner im Wohnprojekt gleichzeitig untersucht. Beachtet werden muss, dass sich Raum- und Homogenitätseffekt nicht unbedingt klar trennen lassen, da Homogenität und gleiche Interessen gleiche Aktivitäten bedingen, die ein zufälliges Aufeinandertreffen befördern können (Abu-Ghazze 1999: 43; McPherson et al. 2001: 429f.; Preciado et al. 2012: 18).

5.2.2 *Sozialpsychologische Theorien*

Im Gegensatz zu den sozialstrukturellen Theorien steht bei den sozialpsychologischen Theorien das Individuum im Fokus des Interesses, dem eine mehr oder weniger bewusste Freundschaftswahl unterstellt wird. Die Gelegenheit zur Interaktion über gemeinsame Foki wird bei diesen Theorien oft als grundlegende Annahme vorausgesetzt. Nachfolgend werden drei Theorieansätze dargelegt: die viel beachtete Arbeit von Lazarsfeld und Merton (1954), die Kontakthypothese von Homans (1974 [1961]) sowie das Modell der Freundschaftsformation von Hallinan (1978). Einen umfassenderen Überblick bieten Perlman und Fehr (1986).

Die Theorie von Lazarsfeld und Merton basiert auf einer empirischen Studie in zwei amerikanischen Wohngebieten. Unterschieden wurden Typen von Bewohnern hinsichtlich ihrer Einstellung zum Zusammenleben verschiedener Ethnien (Lazarsfeld/Merton 1954: 26). Die Analysen ergaben, dass Freundschaften bezogen auf diese Einstellung überdurchschnittlich oft homogen waren. Die Autoren nahmen an, dass die Wahrnehmung ähnlicher Einstellungen zu positiven Gefühlen führt und somit die Wahrscheinlichkeit für eine wiederholte Interaktion erhöht. Für den Fortbestand oder die Entwicklung einer Freundschaft ist es ebenfalls wichtig, zu welchem Zeitpunkt die Interaktionspartner Wertegleichheit oder -ungleichheit feststellen (ebd.: 29ff.), d.h. ob die Beziehung noch fragil oder bereits gefestigt ist. Freundschaften zwischen heterogenen Akteuren werden als möglich, aber instabil beurteilt (ebd.: 35). Lazarsfeld und Merton haben ihre theoretischen Ausführungen lediglich anhand einer Wertüberzeugung dargelegt. Sie weisen aber darauf hin, dass dies eine Vereinfachung darstellt und die Realität komplexer ist, da Individuen verschiedenste Wertüberzeugungen haben, die jeweils unterschiedliche Bedeutung für sie haben (ebd.: 28, 41). Die Autoren nehmen an, dass sich Individuen zufällig treffen, verweisen aber darauf, dass die

Interaktion zweier Individuen innerhalb einer sozialen Organisation oder räumliche Nähe der Akteure den Prozess der Freundschaftsformation verstärken kann (ebd.: 30). Somit nehmen sie Bezug auf die Bedeutung der Gelegenheitsstruktur bzw. das Vorhandensein gemeinsamer Foki.

Im Rahmen seiner Kontakthypothese betrachtet Homans (1974 [1961]) zwei Akteure, die in einem gemeinsamen Fokus interagieren und etwas austauschen. In seinem Beispiel wird am Arbeitsplatz Rat gegen Anerkennung getauscht. Verläuft dieser Tausch für beide Interagierenden positiv und belohnend, führt dies zu Sympathie (ebd.: 53ff.). Der ratsuchende Akteur wird bei seiner Suche nach einem adäquaten Ratgeber denjenigen wählen, der ihm aus seiner Sicht den höchsten Nutzen geben kann, d.h. den besten Rat unter Aufwendung der geringsten Kosten. Räumliche Nähe der Interagierenden verringert neben anderen Faktoren die Kosten (ebd.: 57). Am Rande spricht Homans somit den Einfluss der Gelegenheitsstruktur an. Der für beide Akteure belohnende Austausch erhöht die Chance wiederholter Interaktion in der Zukunft (ebd.: 59). Voraussetzung für wachsende Sympathie bei wiederholter Interaktion ist, dass die Akteure frei entscheiden können, ob sie interagieren oder nicht und nicht durch den Kontext zur Interaktion gezwungen werden (ebd.: 64). Entgegen Lazarsfeld und Merton spricht Homans (1974 [1961]: 64f.) nur am Rande das Verhältnis von wiederholter Interaktion und Ähnlichkeit an, wobei nach seiner Ansicht beide Aspekte in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen: Durch wiederholte Interaktionen gleichen sich zwei Akteure an. Zugleich interagieren eher Akteure, die sich schon bei ihrer ersten Begegnung ähnlich waren (ebd.: 65). Auf die zugrunde liegenden Prozesse geht Homans aber nicht weiter ein.

Ein weiteres Theoriemodell ist das von Hallinan (1978), nach dem sich eine Freundschaft in vier Phasen entwickelt: „First, P must desire to have O as a friend (attraction). Second, P must initiate a move to establish a friendship with O. Third, O must recognize P’s overture of friendship. Fourth, O must reciprocate P’s offer of friendship” (Hallinan 1978: 194). Erhält Person O kein positives Feedback von Person P, wird sie ihr Freundschaftsangebot zurückziehen. Bei der Frage, ob Freundschaftsofferten eher abgelehnt oder angenommen werden, ist zunächst die Wahrnehmung dieser als eine solche zentral und hängt vor allem von einer unmissverständlichen, klaren Formulierung ab. Dem steht jedoch die Angst vor Zurückweisung von Person O entgegen, so dass sie das Freundschaftsangebot an Person P eher undeutlich und indirekt stellen wird, um es bei Nichterwiderung unbemerkt zurückziehen zu können (ebd.: 195). Damit wird bereits zu Beginn die Entstehung einer Freundschaft erschwert, bevor Person P überhaupt abwägen kann, ob sie mit Person O befreundet sein möchte.

Basierend auf austauschtheoretischen Annahmen nimmt Hallinan weiterhin an, dass ein Freundschaftsangebot erwidert wird, wenn Person P unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten eine Belohnung erwarten kann. Langfristig wird eine Freundschaft stabilisiert durch gegenseitige Belohnungen, die sich durch ähnliche Einstellungen und Interessen erhöhen (ebd.: 195). Da ein reziproker Austausch zentral für die Aufrechterhaltung einer Freundschaft ist, entwickeln sich Freundschaften eher zwischen ähnlichen Akteuren.

Nach Thibaut und Kelley (1959: 21ff.) ist die Aufrechterhaltung oder Entstehung einer Beziehung aber auch abhängig von verfügbaren Alternativen. So verbleiben Individuen teils in unbefriedigenden Beziehungen, wenn sie keine bessere Alternative haben. Rusbult (1980) nennt überdies geleistete Investitionen in die Beziehung als stabilisierenden Faktor.

In den drei vorgestellten Theorieansätzen wird dargelegt, dass ähnliche Merkmale von Interagierenden die Chance auf die Entstehung einer Freundschaft erhöhen. Überdies wird der Prozess der Freundschaftsformation als bewusste Selektion des Individuums, häufig formuliert als Abwägung von Kosten und Nutzen, verstanden. Bedacht werden muss, dass – wenn Individuen ihre Freundschaftswahlen aufgrund der Wahrnehmung von Ähnlichkeiten treffen – diese Ähnlichkeiten als solche sichtbar sein müssen (Kon 1979: 93). Wolf (1996: 69ff.) hat diesbezüglich verschiedene Studien verglichen, die die Validität egozentrierter Netzwerkdaten prüfen. Die Angaben der Individuen über ihre Netzwerkpersonen sind in vielerlei Hinsicht valide, vor allem bei Merkmalen wie Alter, Bildung, Status und Religionszugehörigkeit, weniger hingegen bei eher latenten Merkmalen wie Einstellungen (geprüft wurde die Parteipräferenz).

5.2.3 *Zweistufige Theorien*

Sozialstrukturelle und sozialpsychologische Theorien erklären allein betrachtet nur Teile des Prozesses der Freundschaftsformation, während andere Aspekte ausgeblendet werden. Sozialstrukturelle Theorien beschreiben den Möglichkeitsraum sozialer Beziehungen, der sich Individuen durch die Sozialstruktur eröffnet, und beantworten damit die Frage, warum aus Fremden Bekannte werden. Nicht betrachtet werden jedoch mikrosoziologische Prozesse der Freundschaftswahl, wenn zuvor unbekannte Akteure aufeinander treffen. Dies wiederum beschreiben sozialpsychologische Theorien, die somit erklären, warum aus Bekannten Freunde werden. Dadurch, dass sozialpsychologische Theorien lediglich auf die individuelle Perspektive fokussieren, werden allerdings hier die makrosoziologischen Bedingungen außer Acht gelassen. Oft wird in diesen Theorien angenommen, dass sich Individuen zufällig treffen, was sich als nicht haltbar erwiesen hat (Wolf 1996: 83). Die

jeweiligen Stärken und Schwächen der zwei Theorieansätze führen zu zweistufigen Theorien, die beide Sichtweisen zu einer umfassenderen Sicht auf die Entstehung von Freundschaften zusammenführen. Die beiden meist zitierten zweistufigen Theorieansätze sind die Theorie des ‚meeting and mating‘ von Verbrugge (1977) und das auf Annahmen der Austauschtheorie basierende Modell von Jackson (1977).

Die Theorie des ‚meeting and mating‘ von Verbrugge (1977) ist einer der ersten zweistufigen Ansätze. Verbrugge nimmt an, dass es zwischen Individuen unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten dafür gibt, dass sie sich jemals treffen und dass aus diesem Treffen eine Freundschaft entsteht (ebd.: 577). Statushomogenität und räumliche Nähe identifiziert sie als die zentralen Faktoren für das Aufeinandertreffen von Fremden (‚meeting‘). So halten sich Individuen, die in sozialem Status sowie ihren sozialen Rollen homogen sind, mit höherer Wahrscheinlichkeit zur gleichen Zeit am gleichen Ort auf als diesbezüglich heterogene Individuen. Wenn Individuen nun aufeinander treffen, hängt die Entstehung einer Freundschaft zwischen ihnen von der gegenseitig wahrgenommenen Attraktivität ab (‚mating‘). Attraktivität entsteht zwischen zwei Individuen, die in der Lage sind, einen gemeinsamen Konsens zu finden. Dieser Konsens lässt sich leichter zwischen homogenen als zwischen heterogenen Individuen herstellen. Aus dieser Argumentationskette folgt für Verbrugge, dass Ähnlichkeit das grundlegende Element für ‚meeting and mating‘, d.h. die Entstehung einer Freundschaft (ebd.: 578).

Im Gegensatz zu Verbrugge, die den mikrosoziologischen Prozess der Freundschaftswahl nur sehr verkürzt mit der Herstellung eines Konsenses umfasst, geht Jackson (1977) in seinem Modell der Freundschaftswahl differenzierter auf diesen Prozess ein: „This model [...] states that the probability that two people will form a friendship depends on the extent to which differences in their social positions promote or limit their opportunities to develop personal relations and on the value such relations would have to them” (ebd.: 59). Der Wert oder Nutzen einer Freundschaft für ein Individuum hängt von der Ressourcenausstattung des anderen ab, d.h. von den Leistungen, die das Individuum erhalten kann, wie emotionale Unterstützung, Information oder Zugang zu anderen Personen und deren Ressourcen (ebd.: 61). Demgegenüber bestehen die Kosten einer Freundschaft in der aufgewendeten Zeit, um dem anderen zu helfen, dem investierten Geld für den Besuch des Freundes sowie in Opportunitätskosten in Form des entgangenen Nutzens alternativer Freundschaften. Unter Abwägung dieser Nutzen- und Kostenkomponenten wählen Individuen die Freundschaft, die ihnen den höchsten Nutzen verspricht (ebd.: 61), womit Jackson anknüpft an Ausführungen von Thibaut und Kelley (1959) sowie Homans (1974 [1961]). Eine stabile Freundschaft verlangt nach ähnlicher Ressourcenausstattung der Akteure –

nicht in der Art, sondern der Menge bzw. dem Wert der Ressourcen –, damit es nicht zu Machtdifferenzen zwischen den Freunden kommt. Dieser mikrosoziologische Prozess der Freundschaftswahl findet in sozialen Kontexten statt, zu denen Individuen mehr oder weniger leicht Zugang haben. Die Zugangsbeschränkungen sozialer Kontexte werden primär bestimmt über die sozialen Positionen der Individuen, so dass Individuen häufig eher Gelegenheit zur Kontaktaufnahme mit Individuen in ähnlichen sozialen Positionen erhalten (Jackson 1977: 61).

Für Petermann (2002: 66ff.) führen die zweistufigen Theoriemodelle zu einem Constrained-Choice-Modell. Beziehungspotenzial und Handlungsoptionen eines Akteurs werden bestimmt durch ‚Constraints‘, d.h. sozialstrukturelle Restriktionen auf Mikro- und Makroebene. Aus diesem Beziehungspotenzial treffen Individuen ihre Entscheidungen bewusst, basierend auf ihren Präferenzen und der Abwägung von Kosten und Nutzen. Wolf (1996) gibt zu bedenken, dass die theoretische Konzeption der Freundschaftsformation als zweistufiger Prozess sinnvoll und notwendig sei, eine valide empirische Abbildung dieses komplexen Prozesses aber schwierig und bislang nicht erfolgt ist. In dieser Arbeit werden beide Aspekte gleichzeitig in die Analysen einbezogen. Eine Prüfung des zweistufigen Prozesses der Freundschaftsformation kann jedoch auch in dieser Arbeit nicht geleistet werden.

5.3 Forschungsfragen und Hypothesen

Von Interesse bei dieser Integrationsdimension ist zunächst die Frage, ob sich in Wohnprojekten überhaupt emotional nahe, vertrauensvolle Beziehungen entwickeln, die als enge Freundschaften wahrgenommen werden. Oder ist es vielmehr die Regel, dass die Beziehungen schwach und distanziert bleiben? Um diese Frage zu untersuchen, wird deskriptiv erfasst, wie eng die Beziehungen zwischen den Bewohnern sind und wie hoch der Anteil enger Freunde in den Wohngruppen ist.

In den vorhergehenden theoretischen Ausführungen wurden zwei grundlegende Mechanismen für die Entstehung von Freundschaften herausgearbeitet: Gelegenheitsstruktur auf der einen Seite und Attraktivität bzw. Sympathie aufgrund von wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen den Akteuren auf der anderen Seite. Empirisch bestätigt wurden sowohl die Bedeutung der Gelegenheitsstruktur – insbesondere die räumliche Nähe der Akteure – als auch das Homophilieprinzip. Daher werden folgende zwei Hypothesen zur Freundschaftsformation in Wohnprojekten formuliert:

- *Gelegenheits-Hypothese*: Je mehr Gelegenheiten zur Interaktion sich zwei Bewohnern bieten, desto eher bildet sich eine Freundschaft zwischen den beiden.
- *Homogenitäts-Hypothese*: Je ähnlicher sich zwei Bewohner sind, desto eher bildet sich eine Freundschaft zwischen den beiden.

Beide Hypothesen fragen danach, unter welchen Bedingungen Freundschaften entstehen. In dieser Arbeit können nicht die Prozesse der Freundschaftsformation untersucht werden, sondern vielmehr das Ergebnis solcher Prozesse in Form von existenten Freundschaften. Des Weiteren muss beachtet werden, dass sich die Wirksamkeit der beiden Hypothesen nicht klar trennen lässt. So gehen auch die sozialstrukturellen Theorien im Ergebnis des Prozesses der Freundschaftsformation von Homogenität aus, stellen aber andere Wirkmechanismen in den Fokus als die sozialpsychologischen Theorien. Dennoch wird unterstellt, dass in den hier formulierten Hypothesen der jeweils dominante Mechanismus ausgewählt wurde. So liegt den sozialpsychologischen Theorien die Annahme zugrunde, dass die Ähnlichkeit zweier Akteure Sympathie zwischen ihnen befördert, die zur Freundschaft führt. Die zwei formulierten Hypothesen helfen bei der Beantwortung zweier Forschungsfragen.

Die erste ist die Frage nach dem Integrationsgrad unterschiedlicher Personengruppen: *Wie stark sind die Bewohner über Freundschaften in die Gruppe integriert? (F1)* (Kap. 9.1). Sind etwa Bewohner, die viele Gelegenheiten haben, stärker integriert als solche, die wenige Gelegenheiten haben? Als Indikator für das Ausmaß sozialer Integration gilt die Anzahl vorhandener Freundschaften zu anderen Bewohnern. Dies schließt an Esser (2000a) und Landecker (1951: 336f.) an, die die Größe und Dichte des persönlichen Netzwerks und die Intensität der Beziehungen als empirische Abbildung ihrer theoretischen Konzepte *Interaktion* und *kommunikative Integration* vorschlagen (Kap. 4.1.2). In Folge dessen wird eine nur dichotome Operationalisierung, ob die Bewohner Freunde gefunden haben oder nicht, nicht als ausreichend zur adäquaten Messung des Ausmaßes der Integration angesehen. Vielmehr wird unterstellt, dass Bewohner mit beispielsweise sechs Freunden stärker in ihre Wohngruppe integriert sind als Bewohner mit einem Freund (s. auch Kap. 9.1.1).

Als Zweites geben die zwei Hypothesen Hinweise für die Beantwortung der Frage: *Mit wem sind die Bewohner befreundet? (F2)* (Kap. 9.2), d.h.: Entwickeln sich Freundschaften zu ähnlichen Bewohnern oder zu Bewohnern, mit denen sie aufgrund der Gelegenheiten häufig interagieren, oder trifft keines oder beides zu?

Zunächst folgen die Hypothesen für die *erste Forschungsfrage (F1)*. Hinsichtlich der Gelegenheitshypothese wird das gemeinschaftliche Wohn-

projekt als ein übergreifender Fokus begriffen, der das gesamte Projektgelände mit seinen räumlichen Gegebenheiten bzw. die gesamte Wohngruppe umfasst. Differenzen zwischen den Wohnprojekten ergeben sich in dieser Hinsicht aus der Projektgröße, d.h. der Anzahl der Bewohner. Mit zunehmender Projektgröße stehen dem Bewohner mehr potentielle Interaktionspartner zur Verfügung, was seine Chancen zum Aufbau von Freundschaften erhöhen sollte. Folglich sollten Bewohner größerer Wohnprojekte mehr Freunde aufweisen als Bewohner kleinerer Wohnprojekte. Aufgrund der geringen Stichprobenbasis auf Gruppenebene lässt sich eine solche Hypothese in dieser Arbeit aber nicht ausreichend testen. Innerhalb einer Wohngruppe kann es weitere Unterschiede in den Gelegenheiten der Bewohner zur Interaktion geben. Als ein wichtiger Aspekt gilt die Zeit, die für gemeinsame Aktivitäten aufgewendet wird (Feld 1981: 1025). Daher wird die Dauer der Zugehörigkeit des Einzelnen zur Wohngruppe als ein Aspekt untersucht:

- *Hypothese F1a: Gelegenheitsstruktur Zeit:* Je länger Bewohner zur Wohngruppe gehören, umso mehr Freundschaften zu anderen Bewohnern haben sie.

Zudem gilt die Teilnahme des Bewohners an verschiedenen Aktivitäten als relevanter Aspekt (Feld 1981: 1016):

- *Hypothese F1b: Gelegenheitsstruktur Aktivitäten:* Bewohner, die regelmäßig an Aktivitäten ihrer Wohngruppe teilnehmen, haben mehr Freundschaften als Bewohner, die nicht regelmäßig an solchen Aktivitäten teilnehmen.

Als Aktivitäten der Wohngruppe werden regelmäßig stattfindende gesellige Treffen, Planungstreffen und Freizeitgruppen berücksichtigt. So sind besonders diese drei Gruppenaktivitäten in gemeinschaftlichen Wohnprojekten wichtige und vor allem regelmäßig stattfindende Möglichkeiten zur Interaktion zwischen den Bewohnern.

Im Hinblick auf die Wirksamkeit von Attraktivität und Sympathie auf die Freundschaftswahl wird vermutet, dass die Bewohner mehr Freundschaften aufweisen, für die mehr ähnliche Interaktionspartner zur Verfügung stehen. Die Anzahl potentieller ähnlicher Interaktionspartner ist nicht nur von der Projektgröße insgesamt abhängig, sondern auch von dem prozentualen Anteil ähnlicher Interaktionspartner innerhalb des Wohnprojekts. Daraus folgt:

- *Hypothese F1c: Homogenität:* Bewohner, für die es in ihrer Wohngruppe mehr ihnen ähnliche als nicht ähnliche Bewohner gibt, haben mehr Freundschaften als Bewohner, für die es mehr nicht ähnliche als ähnliche Bewohner gibt.

Als relevante Merkmale gelten in der bisherigen Forschung vor allem Al-

ter, Geschlecht, Bildung, sozialer Status sowie gemeinsame Interessen und Einstellungen. Daher gehen die vier genannten sozio-demografischen Merkmale sowie das Zusammenleben mit Kind(ern) und der Erwerbsstatus als Abbildung gemeinsamer Interessen in die Analysen ein.

Als ein Anwendungsbeispiel wird das Geschlecht der Bewohner betrachtet. So leben in allen Wohnprojekten mehr Frauen als Männer. Daher wird unterstellt, dass Frauen mehr Beziehungspotential für die Freundschaftswahl als Männer haben und daher mehr Freunde in ihrer Wohngruppe aufweisen. Das Homophilieprinzip lässt sich auf diese Weise nur indirekt testen. Daher müssen zur letztendlichen Beurteilung, ob sich die Anzahl realisierter Freundschaften tatsächlich über das Homophilieprinzip erklären lassen, die Analysen zur zweiten Forschungsfrage herangezogen werden (Kap. 9.2).

Hinsichtlich der *zweiten Forschungsfrage (F2)*, wer mit wem befreundet ist, wird die räumliche Nähe zweier Bewohner bzw. deren Wohnungen im Projekt als eine wichtige Gelegenheit zur Entstehung von Freundschaften verstanden. Die räumliche Nähe wurde in den Theorien von Lazarsfeld und Merton (1954), Homans (1974) und Verbrugge (1977) als relevanter Faktor genannt und auch empirisch vielfach als wichtiger Aspekt belegt. Daher wird unterstellt:

- *Hypothese F2a: Gelegenheitsstruktur Räumliche Nähe:* Freundschaften bilden sich eher zwischen Bewohnern, deren Wohnungen nahe beieinander liegen, als zwischen weiter entfernt wohnenden Personen. Differenziert wird dabei zwischen direkten Nachbarn, die nebeneinander wohnen, und Bewohnern, die auf der gleichen Etage wohnen. Diese Operationalisierung lehnt sich an andere in Abschnitt 5.2.1 vorgestellte Studien an (z.B. Festinger et al. 1963 [1950]; Friedman 1966; Lawton/Simon 1968; Priest/Sawyer 1967).

Des Weiteren kann die Teilnahme an regelmäßigen Aktivitäten der Gruppe als jeweils einzelne Foki definiert werden, woraus die folgende Hypothese resultiert:

- *Hypothese F2b: Gelegenheitsstruktur Aktivitäten:* Freundschaften bilden sich eher zwischen Bewohnern, die beide regelmäßig an Aktivitäten ihrer Wohngruppe teilnehmen, als zwischen Bewohnern, von denen einer oder beide nicht regelmäßig teilnehmen. Differenziert wird dabei wiederum zwischen der regelmäßigen Teilnahme an geselligen Treffen und an Planungstreffen.

Eine Hypothese zur Entstehung von Freundschaften zwischen Bewohnern, die gemeinsam einer (oder mehreren) Freizeitgruppe(n) angehören, kann

nicht untersucht werden, da sich die offenen Angaben der Befragten diesbezüglich nicht eindeutig zuordnen ließen.²⁸

Das Homophilieprinzip sollte nicht nur einen Effekt auf die Anzahl realisierter Freundschaften sondern auch auf die Merkmale des Freundes haben. Daher wird angenommen:

- *Hypothese F2c: Homogenität:* Freundschaften bilden sich eher zwischen Bewohnern, die sich ähnlich sind, als zwischen Bewohnern, die sich nicht ähnlich sind.
Betrachtet werden wiederum die Merkmale Alter, Geschlecht, Bildung, Zusammenleben mit Kind(ern) und Erwerbsstatus.²⁹

28 So benutzten die Befragten häufig unterschiedliche Umschreibungen ihrer Freizeitgruppe. Teilweise existieren auch mehrere Freizeitgruppen mit dem gleichen Inhalt, etwa mehrere Skatgruppen in einem Wohnprojekts.

29 Das Merkmal ‚sozio-ökonomischer Status‘ konnte hier nicht in die Analysen einbezogen werden, da der Anteil fehlender Werte zu hoch war.

6 Soziale Unterstützung als Dimension sozialer Integration

Unterstützende Handlungen zwischen Bewohnern gemeinschaftlicher Wohnprojekte werden als zweite Dimension der Integration der Bewohner in ihr Projekt untersucht. Nachfolgend werden in Abschnitt 6.1 zunächst die auszutauschenden Ressourcenarten sowie die relevanten Konstellationen von an der Tauschhandlung beteiligten Akteuren dargelegt. Im Abschnitt 6.2 werden die theoretischen Grundlagen erarbeitet, auf denen die späteren Hypothesen (Kap. 6.3) basieren. Dabei geht es insbesondere um die Bedingungen sozialer Unterstützungshandlungen.

6.1 Beteiligte Akteure und auszutauschende Ressourcen

Die zwei zentralen Elemente einer unterstützenden Handlung sind die am Austausch beteiligten Akteure sowie die ausgetauschten Ressourcen. Soziale Unterstützung kann in Wohnprojekten in vielerlei Konstellationen und Arten erbracht werden. In dieser Arbeit sollen primär die unterstützenden Tauschakte betrachtet werden, die auf informeller Ebene von einem einzelnen Akteur für einen einzelnen Akteur aus einem anderen Haushalt geleistet werden. Hier geht es also um den Austausch individueller Ressourcen. Generell nicht beleuchtet werden hier soziale Unterstützungshandlungen *innerhalb* eines Haushalts, etwa zwischen Ehepartnern oder Eltern und ihren Kindern.

Zwei Ressourcen, die zwar innerhalb einer Gruppe produziert werden – wozu auch die Dyade als kleinste Einheit zählt –, aber in dieser Arbeit ebenfalls nicht betrachtet werden, sind Kommunalgüter und unterstützende Handlungen eines Akteurs für die ganze Wohngruppe. Bei Kommunalgütern bestehen die interessanten, zu produzierenden Güter im Zusammentreffen, der Geselligkeit und dem Erleben von Gemeinschaft, d.h. in der sozialen Beziehung der beteiligten Individuen selbst (Esser 2000b: 170ff.). In derartigen Situationen sind die Interessen der Akteure gleichgerichtet. Somit handelt es sich nicht um einen sozialen Austausch im Sinne sozialer Unterstützung. Bei Tauschakten sozialer Unterstützung liegt die interessante Ressource *außerhalb* der sozialen Beziehung der Interagierenden. Die Beziehung wird vielmehr als soziales Kapital zur Erlangung einer anderen Ressource eingesetzt. Ebenfalls nicht betrachtet werden in dieser Arbeit unterstützende Handlungen eines Akteurs für die ganze Wohngruppe. Dies begründet sich darüber, dass viele Aufgaben, die Bewohner für die gesamte Gruppe erbringen, über ande-

re, teils stärker formalisierte Mechanismen abgesichert werden als informelle Unterstützungsleistungen zwischen einzelnen Akteuren. So existiert in Wohnprojekten häufig ein verschriftlichtes Konzept, in dem zum Beispiel festgehalten wird, dass jeder Bewohner eine Aufgabe für die Gruppe zu übernehmen hat. Diese für die ganze Gruppe erbrachten Leistungen können den Kollektivgütern zugerechnet werden (Coleman 1991: 42; Esser 2000b: 174ff.; Hechter 1987: 34ff.; Olson 1965), und sind anderen Prozessen ausgesetzt als individuelle Güter, vor allem der Trittbrettfahrer-Problematik.

Foa und Foa (1980) unterscheiden in ihrer Ressourcentheorie sechs Ressourcenarten: Liebe/Zuneigung, praktische Hilfe, Sachgüter, Geld, Information und Status. Daneben finden sich in der Literatur zu sozialen Netzwerken und ‚social support‘ weitere Typologien von Unterstützungsdimensionen (Diewald 1991: 70ff.; Hollstein 2001: 31ff.), in denen oft zwischen instrumenteller und emotionaler Unterstützung unterschieden wird. Praktische Hilfe, Sachgüter, Geld und Information aus der Kategorisierung von Foa und Foa können der instrumentellen Unterstützung zugerechnet werden, Liebe/Zuneigung und Status der emotionalen Unterstützung: „Die Unterscheidung dieser Elemente ist eine analytische, insofern sie gleichzeitig auftreten können und empirisch-methodisch nicht immer isolierbar und getrennt nachweisbar sind“ (Petermann 2002: 113). Während instrumentelle Unterstützung meist die physische Anwesenheit des Unterstützungsgebers erfordert, ist dies bei emotionaler Unterstützung nicht unbedingt der Fall (Foa/Foa 1980: 79ff.). Des Weiteren unterscheiden sich Ressourcenarten in dem vom Unterstützten geforderten Zeitaufwand sowie in der Bindung an bestimmte Personen (Partikularismus bei Foa/Foa 1980). Bei emotionaler Unterstützung „stellt quasi die Netzwerkperson, von der die Unterstützung bezogen wird, einen Teil der ausgetauschten Ressourcen dar“ (Petermann 2002: 89). Emotionale Unterstützung steht somit an der Grenze zu den zuvor dargelegten Kommunalgütern. In den Analysen dieser Arbeit werden die Ressourcenarten Sachgüter und Geld nicht berücksichtigt. Sie werden zwar auch in gemeinschaftlichen Wohnprojekten ausgetauscht, sind aber bezüglich der Erklärung der Kooperationshandlung weniger von Interesse. So erfordert das Ausleihen von Geld oder Sachgegenständen kaum (zeitlichen) Einsatz vom Unterstützungsgeber und die Leistung wird in der Regel identisch zurückgezahlt. Damit stiftet ein solcher Tauschakt keine Reziprozitätsverpflichtung. Zuvorderst gehen die Ressourcen praktische Hilfe und Information in die Analysen ein, daneben auch emotionale Unterstützung in Form von Trost und Rat.

6.2 Die Erklärung sozialer Unterstützungshandlungen

Bei der Erklärung unterstützenden Handelns eines Individuums für einen anderen Bewohner werden vier mögliche Wirkfaktoren berücksichtigt: (1) egoistische Motive, (2) sozialstrukturelle Gegebenheiten, (3) internalisierte soziale Normen sowie (4) eine Identifikation mit der Gruppe. Kooperatives Handeln lässt sich erklären über das Eigeninteresse von Individuen, das in Rational Choice-Ansätzen im Fokus steht (Kap. 6.2.1), sowie über sozialstrukturelle Parameter (Kap. 6.2.2). Um von solidarischem Handeln sprechen zu können, müssen internalisierte Werte und/oder eine Identifikation mit dem Kollektiv hinzukommen (Kap. 6.2.3).

6.2.1 Kooperation als rational motivierte Handlung

Soziale Unterstützungshandlungen zwischen Individuen in Wohnprojekten stellen eine Form des Austauschs dar, die sich möglicherweise über die Prämissen der Rational Choice-Theorie erklären lassen. Dieser Theorieansatz erklärt soziale Prozesse und Phänomene rein über die Handlungen von Individuen und folgt somit dem Prinzip des methodologischen Individualismus. Unter seinem Dach versammeln sich verschiedene Theoriemodelle, die den zentralen Annahmen des klassischen, radikal ökonomischen Modells des ‚homo oeconomicus‘ mehr oder weniger zustimmen (Voss 1985; Wittek/Flache 2002). Die wichtigsten Eckpunkte des klassischen Rational Choice-Ansatzes werden im Folgenden kurz zusammengefasst.

Als grundlegend wird unterstellt, dass Individuen über *Interessen bzw. Motive* verfügen und in der Lage sind, diese in eine Rangfolge nach persönlicher Relevanz zu bringen. Die Annahme wird von Soziologen kritisiert, da Individuen auch über latent vorhandene Interessen verfügen und sich diese im Zeitverlauf verändern können, vor allem wenn sie nicht erreichbar erscheinen (Schmid 2004: 158f.; Voss 1985: 15). Dieser Einwand impliziert, dass Individuen bei der Umsetzung ihrer Ziele *Restriktionen* durch die Umwelt ausgesetzt sind. Eine solche sozialstrukturelle Einbettung der rationalen Handlungsaspekte, die auch in dieser Arbeit erfolgt, steht im Widerspruch zur Atomismus-Annahme des ökonomischen Modells, wonach der soziale Kontext keinen Einfluss auf die Handlungsentscheidung hat (Wittek/Flache 2002: 59). Nach der Materialismus-Annahme des ökonomischen Handlungsmodells erstreben Individuen lediglich die *Verwirklichung materieller Motive* (Wittek/Flache 2002: 58). Diese These wird häufig und so auch in dieser Arbeit aufgegeben zugunsten der Annahme, dass Individuen auch soziale Motive verfolgen.

Des Weiteren wird in der klassischen Theorievariante unterstellt, dass Individuen rein *eigeninteressiert* handeln. Einerseits ist die Existenz rein altruistischen Handelns fraglich, da jede soziale Handlung einen belohnenden, somit egoistischen Aspekt implizieren kann (Thome 1998: 251). Andererseits sind Individuen in ihrem sozialen Handeln auch am Wohl der Interaktionspartner orientiert (Bierhoff/Küpper 1999: 185; Smith 1986 [1853]: 1ff.). Unterstellt wird in dieser Arbeit, dass soziales Handeln gleichzeitig egoistisch und altruistisch motiviert sein kann (Bayertz 1998: 12; Wiswede 2001: 333), was eine Erweiterung des klassischen Modells um eine normative Komponente darstellt (Wittek/Flache 2002: 72). Während sozialstrukturelle Gegebenheiten häufig Berücksichtigung in rationalen Handlungstheorien finden, ist eine Verbindung mit normativen Elementen weniger verbreitet (Voss 1985: 74f.).

Die Regel, nach der das Individuum seine Handlungsentscheidung trifft, ist die der *Maximierung seines Nutzens*. Im Sinne der klassischen Wert-Erwartungs-Theorie wählen Individuen aus dem Pool verfügbarer Handlungsalternativen zur Zielverwirklichung diejenige Alternative aus, die den maximalen Nutzen erwarten lässt. Dieser errechnet sich aus dem Produkt der einzelnen Nutzenkomponenten (Wert) und der Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens (Erwartung) abzüglich der zu investierenden Kosten (Diekmann/Voss 2004: 16ff.; Schmid 2004: 149f.). Ein Prinzip, das der Realität womöglich näher kommt als das der Nutzenmaximierung, bietet Simon (1957: 250ff.) mit seinem ‚Satisficing‘-Prinzip. Danach brechen Individuen die Informationssuche und Kalkulation bei einem für sie zufrieden stellenden Ergebnis ab. Es erfordert jedoch eine komplexere Theoriekonstruktion und Operationalisierung als das Prinzip der Nutzenmaximierung, weshalb in dieser Arbeit letzterem Prinzip der Vorzug gegeben wird. Auch Coleman (1991: 46) integriert in seine Theorie lediglich das Nutzenmaximierungsprinzip, um ein möglichst sparsames Modell zu entwerfen.

Zudem handeln Individuen *subjektiv rational*, was eine Orientierung am Nutzenmaximierungsprinzip einschließt sowie eine vollständige Informiertheit über Kosten, Gewinn und Auftrittswahrscheinlichkeit der Handlungsoptionen. Subjektive Rationalität bedeutet, dass die Entscheidung aus Sicht des handelnden Akteurs rational sein muss (Diekmann/Voss 2004: 17). Einschränkung wird hier unterstellt, dass der Grad der Rationalität einer Handlungsentscheidung von der Erfahrung mit der Situation und der Vertrautheit mit dem Interaktionspartner beeinflusst wird.

In Ergänzung zu den Prinzipien der Rational Choice-Theorie wurde ein weiteres grundlegendes Prinzip einer sozialen Austauschhandlung zwischen Akteuren bislang nur am Rande erwähnt: das Prinzip der Reziprozität bzw. der Gegenseitigkeit. Es gilt als universales, kulturübergreifendes Prinzip

(Becker 1956: 94; Gehlen 1964 [1956]: 45; Gouldner 1960: 171). Nach Mauss (1990 [1968]: 36) umfasst es drei Verpflichtungen: Leistungen anzubieten, diese anzunehmen und empfangene Gaben zu erwidern. Besonders die Verpflichtung zur Erwidrung einer erbrachten Leistung steht im Fokus vieler Ausführungen zur Reziprozität. So erwartet der Geber eine angemessene Gegenleistung und der Nehmer fühlt sich zu einer solchen adäquaten Leistung verpflichtet. Reziprozität ist sowohl für kooperative Handlungen als auch für die Entstehung freundschaftlicher Beziehungen zentral, weshalb seine Hintergründe etwas ausführlicher im Rahmen eines Exkurses beleuchtet werden.

Exkurs zum Prinzip der Reziprozität

Reziprozität wirkt nicht in allen sozialen Situationen gleichermaßen. Notwendig ist das Prinzip in Austauschhandlungen, die nicht über vertragliche Vereinbarungen abgesichert sind (Simmel 1958c [1908]: 443). Nach Baurmann (1998: 359f.) funktioniert Reziprozität nicht bei einer geringen Dauerhaftigkeit sozialer Beziehungen sowie hoher Anonymität. Überdies werden vornehmlich solche sozialen Beziehungen durch Reziprozität strukturiert, in denen soziale Rollen nicht festgelegt und andere soziale Normen nicht verfügbar sind (Hollstein/Bria 1998: 9). Außerdem begünstigen ähnliche Statuspositionen der Interaktionspartner reziproken Austausch (Hollstein 2005: 189ff.). Wenn jedoch einer der Akteure weniger auf die Leistungen des anderen angewiesen ist oder umgekehrt nicht in der Lage ist, die Reziprozitätsverpflichtung zu erfüllen, kommt es nach Gouldner (1960: 164) zu einem „lack of reciprocity“. Die Gegengabe kann auch in der Dankbarkeit oder Loyalität des Unterstützten dem Unterstützenden gegenüber bestehen (Hollstein/Bria 1998: 10; Simmel 1958c [1908]). Grenzen der Reziprozität müssen durch andere soziale Normen aufgefangen werden, wie Gerechtigkeits- oder Fairnessempfinden.

Die zu erbringende Gegengabe sollte im Wert stets äquivalent zur Gabe sein (Gouldner 1960: 172). Inwiefern Gabe und Gegengabe äquivalent sind und somit die Leistung zurückgezahlt wurde, entscheiden die Akteure selbst. Einer Tauschhandlung, bei der unpersönliche Güter mit konkret bestimmbarem Wert eingesetzt werden, liegt vermutlich keine intensive, langfristige Beziehung zugrunde, sondern eine zwischen Geschäftspartnern oder weniger nahe stehenden Bekannten (Wentowski 1981: 603). Dagegen kommen immaterielle Güter, deren Wert erheblich schwerer kalkulierbar ist, eher in langfristigen, intensiven Beziehungen zum Austausch (Hollstein/Bria 1998: 12).

Des Weiteren wird bei reziprokem Tausch nach dem Zeitpunkt der Rückzahlung der Gegenleistung und den am Austausch beteiligten Akteuren

unterschieden. Beim direkten Austausch wird die Gegengabe stets vom Empfänger der Gabe geleistet, beim indirekten Tausch kann die Gegenleistung auch von anderen an der Gabe nicht beteiligten Akteuren erbracht werden.

Wentowski (1981: 603ff.) differenziert beim *direkten Tausch* zwischen unverzüglicher, verzögerter und generalisierter Reziprozität, die sich in der Zeitspanne zwischen Gabe und Gegengabe unterscheiden. Unverzügliche Reziprozität, bei der nur wenig Zeit zwischen den beiden Tauschakten vergeht, lässt auf eine distanzierte Beziehung zwischen den Tauschpartnern schließen. So signalisiert der Empfänger einer Leistung, der diese unverzüglich zurückzahlt, dass er nicht lange in der Schuld des Gebers stehen möchte und am Aufbau einer längerfristigen Beziehung wenig interessiert ist (Hollstein 2005: 190; Thome 1998: 253). Demgegenüber verweist generalisierte Reziprozität auf intime Beziehungen. Die einzelnen Tauschakte werden dabei nicht aufgerechnet und verrechnet, sondern überlappen sich. Nicht die Rückzahlung einer Leistung steht im Vordergrund der Austauschhandlungen, sondern die Beziehung selbst und die Bedürftigkeit der Akteure in der jeweiligen Situation (Hollstein 2005: 195f.; Stegbauer 2002: 81; Walter 1993: 335). Dennoch muss auch der Austausch in Beziehungen mit generalisierter Reziprozität einigermaßen ausgeglichen sein, ansonsten kann es besonders in nicht-familialen Beziehungen – etwa unter Freunden – zum Abbruch der Beziehung kommen (Argyle/Henderson 1984: 231). Der Aufbau einer längerfristigen Beziehung vollzieht sich im Übergang von verzögerter zu generalisierter Reziprozität. Zunächst werden kleinere Gaben mit fast äquivalenten Werten nach einem relativ kurzen Zeitraum zurückgezahlt, um bei einem für die Akteure zufrieden stellenden Verlauf sukzessive zu einem stärker generalisierten, bedürfnisorientierten Austausch überzugehen (Hollstein 2005: 195; Luhmann 1973: 47f.).

Zu den Formen *indirekten reziproken Austauschs* zählen die Gruppen-generalisierte Reziprozität und der Ringaustausch (Ekeh 1974: 52f.). Bei Gruppen-generalisierter Reziprozität erbringt ein Individuum eine Leistung für die ganze Gruppe (Kollektivgut) bzw. die Gruppe erbringt eine Leistung für ein Gruppenmitglied. Beim Ringaustausch kann eine von einem Gruppenmitglied für ein anderes Mitglied erbrachte Leistung auch von anderen Mitgliedern zurückgezahlt werden, die nicht von der Gabe profitieren. Diese Reziprozitätsformen orientieren sich wie der direkte generalisierte Tausch an den Bedürfnissen und Ressourcen der Tauschpartner sowie den Anforderungen der jeweiligen Situation (Hollstein 2005: 199f.). Vermutlich weist ein derartiges Tauschsystem eine höhere Stabilität und eine größere Bereitschaft zur gegenseitigen Unterstützung auf als ein dyadisches Tauschsystem, da die eigenen Leistungen mit höherer Wahrscheinlichkeit zurückgezahlt werden (können) (Gouldner 1959: 250; Thome 1998: 254).

Als zentrale Funktionen des Reziprozitätsprinzips werden der Aufbau sozialer Beziehungen über eine sukzessive Verdichtung der Interaktionen zwischen Akteuren sowie die Stabilisierung und Intensivierung bereits aufgebauter Beziehungen und die Entstehung von Vertrauen angeführt (Gouldner 1960: 176; Haug 1997: 7; Stegbauer 2002: 19; Thome 1998: 256). Durch die Wirksamkeit der Reziprozitätsregel kann ein Akteur zudem soziales Kapital aus ‚Gutschriften‘ aus vorab erbrachten Leistungen akkumulieren, auf die er besonders in Notsituationen zurückgreifen kann (Coleman 1991: 397; Wittek/Flache 2002: 75).

Ob die Reziprozitätsregel ein rationales oder ein normatives Prinzip darstellt, lässt sich aus der Literatur nicht ableiten. Für Baumann (1998: 358) und Walter (1993: 335) funktioniert das Reziprozitätsprinzip allein aus rationalen Nutzenabwägungen und vor dem Hintergrund dauerhafter Beziehungen und damit verknüpften Möglichkeiten zur Rückzahlung in der Zukunft. Demgegenüber sah Simmel (1958c [1908]: 444ff.) die Dankbarkeit als moralische, ethisch-verpflichtende Kategorie an. Auch Gouldner (1960: 170ff.) stellt Reziprozität als internalisierte Norm dar, weist aber auf soziale Situationen hin, in denen Reziprozität nicht greift, da die Akteure nicht über eine ähnliche Ressourcenausstattung verfügen (ebd.: 164). Adloff und Mau (2005) konstatieren die Bedeutung der Reziprozität für beide Theoriezweige.

Da die Beziehungen in Wohnprojekten wenig institutionalisiert oder durch anderweitige soziale Rollen vorstrukturiert sowie nicht hierarchisch angelegt sind, wird Reziprozität hier prinzipiell begünstigt. Dagegen könnten große Differenzen zwischen den Bewohnern bezüglich der Ausstattung mit wichtigen Ressourcen zu einem ‚lack of reciprocity‘ führen. Dies wäre denkbar, wenn etwa eine Person in der Gruppe schwer krank ist. Fraglich ist, ob die Person weiterhin von anderen Bewohnern unterstützt wird oder die Bereitschaft zu helfen in solchen Situationen ihre Grenzen hat. In den selbst verfassten Konzepten von Wohnprojekten wird eine langfristig einseitige und intensive Betreuung nicht als Aufgabe der Mitbewohner definiert. Dies könnte darauf verweisen, dass in Wohnprojekten ein balancierter, auf Reziprozität basierter Austausch angestrebt wird. Der soziale Austausch wird aufgrund des geschlossenen Netzwerks und der Chance einer Einlösung von Gutschriften innerhalb der ganzen Gruppe möglicherweise für die Bewohner als gerecht und ausgeglichen empfunden (Ringtausch).

Kooperative Handlungen³⁰ in Wohnprojekten können nach der Typologie unterschiedlicher Handlungsarten bei Coleman (1991: 43) den Tauschakten in *Vertrauensbeziehungen* zugerechnet werden. Das elementare Problem von

30 Analog zum Begriff der sozialen Unterstützung wird in den Abschnitten zur Rational Choice-Theorie der Begriff der Kooperation verwendet, da dieser dort der geläufigere ist.

Vertrauensbeziehungen ist die zeitliche Asymmetrie der Tauschakte. Ein kooperativer Tauschakt ist für die beteiligten Akteure eine Entscheidungssituation, in der beide Seiten unsicher über die Handlung des jeweils anderen sind. Die unsichere Situation für den Unterstützten besteht darin, ob der Unterstützende der Bitte um Unterstützung nachkommt. Das unsichere Moment für den Hilfegeber liegt weiter in der Zukunft, in der Frage, ob er vom Hilfenehmer für seine erbrachte Leistung eine adäquate Gegenleistung erhalten wird. Nach dem Reziprozitätsprinzip entsteht zwar für den unterstützten Akteur eine Verpflichtung zur Gegenleistung. Diese kann aber im sozialen Austausch in informellen Beziehungen im Gegensatz zum ökonomischen Tausch nicht aus Vertragsrechten abgeleitet und eingeklagt werden (Petermann 2002: 107). Darum ist ein funktionales Äquivalent für vertragliche Kooperationsabsicherung erforderlich: das Vertrauen, das sich die Interaktionspartner gegenseitig schenken (Junge 1998: 39; Preisendörfer 1995: 271).

Es gibt zwei mögliche Herangehensweisen daran, wie kooperative Handlungen bzw. die Vergabe von Vertrauen in der Rational Choice-Theorie erklärt werden können: als Entscheidungen unter Risiko oder als Entscheidungen unter Unsicherheit. Der Unterschied besteht darin, dass die Wahrscheinlichkeit für eine Kooperation unter Risiko kalkulierbar ist, unter Unsicherheit dagegen nicht.

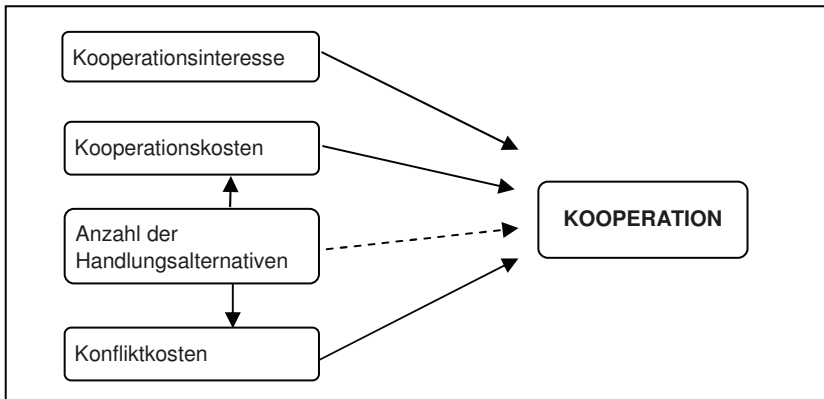
Als *Entscheidungssituation unter Risiko* konzipiert etwa Coleman (1991: 125ff.) die Entscheidung des Akteurs für oder gegen eine Vertrauensvergabe. Er räumt aber selbst ein, dass das größte Problem seines Konzepts in der Abschätzung der Wahrscheinlichkeit für Kooperation liegt (ebd.: 129f.). Nach den Prämissen der klassischen Wert-Erwartungstheorie lassen sich Wahrscheinlichkeitswerte nicht berechnen, wenn hierfür die Handlungen des Interaktionspartners zu bedenken sind (Diekmann/Voss 2004: 18). Junge (1998: 37) weist diesbezüglich auf das Problem der doppelten Kontingenz hin, das Coleman so weit wie möglich ausblendet: „Zum Problem wird der andere, wenn ich nicht mehr nur seine Ressourcen, Rechte und Interessen, sondern auch sein zu erwartendes Verhalten bei der Wahl meines eigenen Verhaltens mit in Rechnung stellen muß“. Es scheint daher fragwürdig, ob Individuen bei ihrer Kooperationsentscheidung neben der Berücksichtigung ihrer eigenen Interessen, Kosten und Risiken eine derartig komplexe Kalkulation der Wahrscheinlichkeit der Kooperationsbereitschaft des Interaktionspartners vornehmen können.

Aufgrund dieser Einwände wird einem Theoriemodell der Vorzug gegeben, das Kooperation als *Entscheidung unter Unsicherheit* konzipiert. So definiert Esser (2000b: 144ff.) in Anlehnung an Begriffe aus der Spieltheorie Anreize, die für eine Kooperation sprechen: ein hohes Kooperationsinteresse, niedrige Kooperationskosten, hohe Konfliktkosten sowie eine hohe Koopera-

tionsabhängigkeit (s. auch Raub/Voss 1986: 318). Kooperationsinteresse und -kosten bestehen in der Kalkulation der erwartbaren Gewinne und der zu investierenden Kosten für eine kooperative Handlung; die Kooperationsabhängigkeit in der Differenz zwischen der Auszahlung bei Kooperation und der Ausbeutung durch den Interaktionspartner. Die Konfliktkosten sind der Betrag, den ein Akteur verliert, wenn nicht nur er, sondern auch der andere Akteur defektiert. Kritisiert wird an Konzepten wie dem von Esser, dass die zugrundeliegende klassische Konstellation des Gefangenendilemmas wenig praxisnah und damit generalisierbar ist (Feger 1972: 1612). Als wichtigster Punkt wird die fehlende Anbindung der Interaktion zweier Akteure an ihre Umwelt und deren möglichen Einfluss auf die Entscheidung angesehen. So können Akteure im klassischen Gefangenendilemma nicht – wie in vielen realen Interaktionskonstellationen – auf Informationen dritter Parteien für ihre Handlungsentscheidung zurückgreifen, sondern nur auf vergangene Interaktionserfahrungen miteinander (Axelrod 1984: 11f.).

Nachfolgend werden die Parameter erläutert, die für die Entscheidung eines Akteurs, einen anderen zu unterstützen, relevant sind (Abb. 1).

Abb. 1: Erklärungsfaktoren für Kooperationshandlungen



Quelle: Eigene Darstellung.

Das *Interesse* eines Individuums daran, Hilfe zu leisten, kann mehrere Gewinnspekte umfassen, wie die Verpflichtung des anderen zur Gegenleistung in der Zukunft, soziale Anerkennung und Dankbarkeit, Selbstbestätigung oder die Abwendung von Sanktionen. Die Art und Menge der vom Interaktionspartner kontrollierten Ressourcen bestimmen, wie wertvoll eine Gegenleistung des anderen für den Akteur wären (Hechter 1983: 22). Folglich setzt

sich der Nutzen des Unterstützenden aus einer Vielzahl teils diffuser Aspekte zusammen, die zudem teilweise in der Zukunft liegen und für den Unterstützenden damit schwer kalkulierbar sind.

Die *Kosten der Kooperation* bestehen in der erbrachten Hilfeleistung selbst, d.h. primär in einer Investition von Zeit und Anstrengung sowie im entgangenen Nutzen nicht realisierter Handlungsalternativen (Opportunitätskosten). Es wird vermutet, dass Zeit die kostbarste zu investierende Ressource für die Erbringung instrumenteller Unterstützungsleistungen darstellt. Daneben entstehen Kosten für die Informationsbeschaffung über die einzelnen Handlungskomponenten, besonders über die Bereitschaft des Unterstützenden zur Gegenleistung.

Die *Konfliktkosten*, d.h. die Kosten einer Entscheidung gegen die Unterstützung des anderen, liegen vornehmlich in der Schwächung oder sogar dem Verlust der Beziehung mit dem Interaktionspartner sowie im Verlust von Reputation in der Gruppe. Des Weiteren verfügt der Akteur bei defektiver Handlung über weniger Gutschriften durch Verpflichtungen anderer zur Gegenleistung und damit über weniger Sozialkapital. Einfluss auf die Konfliktkosten haben primär sozialstrukturelle Gegebenheiten.

Zusätzlich wird ein Handlungselement aus der klassischen Wert-Erwartungstheorie eingeführt: die *Anzahl verfügbarer Handlungsalternativen*. Sie wirkt über den Einfluss auf die Kooperationskosten als auch die Konfliktkosten indirekt negativ auf die Entscheidung. So sind die Kosten der Kooperation umso höher, je mehr Handlungsalternativen es gibt, da die Opportunitäts- und Informationskosten steigen. Außerdem senkt die Anzahl der Handlungsmöglichkeiten die Höhe der Konfliktkosten: Je mehr Alternativen sich dem Individuum bieten, desto geringer sind die Konfliktkosten der konkreten Handlungssituation und desto unwahrscheinlicher ist eine Entscheidung für eine kooperative Handlung. Dieser Punkt wird im Rahmen des Einflusses individueller Ressourcen auf die Kooperation aufgegriffen (Kap. 6.2.2)

Die *Kooperationsabhängigkeit* wird als wichtiges Element für die Kooperationsentscheidung angesehen, geht aber nicht, wie bei Esser, als eigenständiger Faktor in das Erklärungsmodell ein. Stattdessen wird das komplexe Konstrukt der Abhängigkeit des Individuums von der konkreten Interaktion bzw. Beziehung über das Kooperationsinteresse sowie die Konfliktkosten und damit verbunden die Anzahl an Handlungsoptionen abgebildet.

6.2.2 Sozialstrukturelle Einflussfaktoren

Auch sozialstrukturelle Faktoren beeinflussen die Entscheidung für oder gegen Kooperation. Diese Faktoren sind in erster Linie Merkmale des handelnden Individuums, die seine Gelegenheiten bestimmen oder als Restrikti-

onen wirken. Außerdem gehören Merkmale der Wohngruppe sowie der sozialen Beziehung der Interagierenden zu den sozialstrukturellen Faktoren; diese werden aber in die Analysen nicht integriert, da erstens keine einzelnen Austauschhandlungen betrachtet werden und zweitens nicht genügend Wohngruppen befragt werden, um Variablen auf Gruppenebene integrieren zu können (s. auch Kap. 8.3). Dennoch sollen die Faktoren an dieser Stelle nicht völlig außer Acht gelassen werden, sie können eventuell in späteren Forschungsarbeiten zu Kooperation in sozialen Gruppen einbezogen werden.

Individuelle Ressourcen: Soziales Kapital außerhalb der Wohngruppe

Die Abhängigkeit des Individuums von der Beziehung oder der Gruppe ist nach Hechter (1983, 1987) neben der sozialen Kontrolle der Gruppe zentral für die Kooperationsabsicherung in Gruppen. Sie erzeugen beide ein Gefühl der Verpflichtung, das nicht normativ, sondern rein rational motiviert ist. Die zwei Faktoren hängen dabei eng zusammen: Je stärker die Abhängigkeit des Individuums ausfällt, umso weniger müssen die Kontrollmöglichkeiten der Gruppe zum Einsatz kommen. Die persönliche Abhängigkeit wird beeinflusst durch die Menge verfügbarer Alternativen zur Gruppe, die Informiertheit über solche Alternativen, die Kosten eines Austritts aus der Gruppe sowie die Stärke der sozialen Beziehungen in der Gruppe (Hechter 1987: 46f.; Wiswede 2001: 343). Die Höhe der Macht des Interaktionspartners bzw. der Gruppe über das Individuum entspricht gleichzeitig dem Grad der Abhängigkeit des Individuums (Emerson 1962; Thibaut/Kelley 1959: 100ff.). In dieser Arbeit wird die Abhängigkeit des Unterstützungsgebers abgebildet über die Ausstattung mit verfügbaren Handlungsalternativen, d.h. soziales Kapital außerhalb des Wohnprojekts. Je weniger Handlungsalternativen das Individuum außerhalb der Gruppe kennt, desto höher fallen die Konfliktkosten der Kooperation aus und desto höher ist der eigene Bedarf an Unterstützung aus der Gruppe. Zum sozialen Kapital außerhalb der Wohngruppe werden auch Haushaltsmitglieder gezählt.

Um instrumentelle Unterstützung zu erhalten, kann das Individuum entweder sein soziales Kapital mobilisieren oder seine persönlichen Fertigkeiten und Ressourcen nutzen, um die Leistung für sich selbst zu erbringen. Solche Ressourcen können beispielsweise Bildung, Mobilität, Zeit, Einkommen, physische Kraft oder handwerkliches Geschick sein. Die in dieser Arbeit abgefragten Hilfeleistungen sind jedoch so vielfältig, dass nicht angegeben werden könnte, welche spezifischen Ressourcen hierfür notwendig wären. Von den persönlichen Ressourcen eines Akteurs gibt es daher keine, die für alle instrumentellen und emotionalen Unterstützungsleistungen erforderlich sind. Aufgrund dessen wird der Blick hier auf soziale Ressourcen des Individuums gerichtet. Diese werden über die drei Faktoren Größe des Netzwerks außerhalb der Gruppe, Zusammenleben mit einem Partner sowie Wohnent-

fernung wichtiger Personen abgebildet. Die Netzwerkgröße hat bei instrumenteller Hilfe eine höhere Bedeutung als bei emotionaler Unterstützung (Diewald 1991: 104). Dennoch darf nicht ausgeblendet werden, dass nur ein gewisser Anteil des persönlichen Netzwerks tatsächlich Hilfe leistet (Wagner 2002: 234). Generell ist bei einem Großteil instrumenteller Unterstützungshandlungen, die Inhalt der Analyse sind, die physische Anwesenheit des Unterstützungsgebers unumgänglich. Lediglich der Austausch von Geldleistungen, der hier weniger von Interesse ist, sowie das Einholen von Informationen oder Ratschlägen erfordern nicht unbedingt die persönliche Anwesenheit des Unterstützenden.

Individuelle Restriktionen: Verfügbare Zeit

Hilfeleistungen eines Akteurs für einen anderen hängen nicht nur von der Ressourcenausstattung des Individuums ab, sondern auch von individuellen Restriktionen. Sie können die Kooperation erschweren, obwohl das Individuum grundsätzlich bereit ist, Hilfe zu leisten. Als wichtigster Aspekt wird hier die dem Individuum verfügbare Zeit zur Ausführung unterstützender Handlungen angenommen. Es wird unterstellt, dass das Zeitbudget die individuelle Handlungsentscheidung über eine Erhöhung der Kooperationskosten beeinflusst. Auch wenn dieser Aspekt bisher in der Literatur noch nicht beachtet wurde, wird die Vermutung von den Resultaten einer Befragung zu Solidarpotentialen in Selbsthilfegruppen gestützt, in denen sich die verfügbare Zeit von Individuen als wirksamer Aspekt herausstellte (Hondrich/Koch-Arzberger 1992: 54).

Die verfügbare Zeit eines Individuums hängt wiederum von anderen Faktoren ab. In dieser Arbeit werden das Ausmaß der Erwerbstätigkeit sowie das Zusammenleben mit Kind(ern) im Haushalt berücksichtigt. Wie bereits dargelegt, befinden sich Paare ohne Kinder und Alleinlebende in Wohnprojekten in den überwiegenden Fällen in der nachberuflichen Phase. Folglich verfügen diese Gruppen vermutlich über das größte Zeitbudget. Empirische Studien zur Lebenssituation von Paaren mit minderjährigen Kindern belegen, dass trotz leichter Tendenzen zu einer stärker egalitären geschlechtlichen Arbeitsteilung häufig die Väter einer Vollzeiterwerbstätigkeit nachgehen, während die Mütter in Teilzeit arbeiten und daneben die hauptsächliche Verantwortung für Haushalt und Betreuung der Kinder tragen (Fthenakis et al. 2002: 62). Die höchste zeitliche Belastung haben sicherlich die alleinerziehenden Personen – in fast 90 Prozent der Fälle alleinerziehende Mütter, die oft aus ökonomischen Gründen zu einer hohen Erwerbsbeteiligung gezwungen sind und gleichzeitig die alleinige Verantwortung für Haushalt und Kinderbetreuung tragen (Engstler/Menning 2003: 41; Kahle 2004: 180).

Wie oben bereits dargelegt, wird die *zeitliche und soziale Einbettung der Kooperationshandlung* in dieser Arbeit nicht berücksichtigt. Die zwei wichtigsten Faktoren der Kooperationsabsicherung über die soziale Struktur³¹ sind die Dauerhaftigkeit und Stärke der sozialen Beziehung sowie die Einbettung der Beziehung in ein soziales Netzwerk (Coleman 1991: 138). Beide Faktoren senken die Kooperationskosten über einen Informationseffekt und erhöhen die Konfliktkosten über einen Kontrolleffekt (Axelrod 1984: 182; Coleman 1991: 138; Hechter 1987: 47ff.; Petermann 2002: 109f.; Raub 1999: 244). Informationseffekt bedeutet, dass der Akteur Informationen über das bisherige Verhalten des Interaktionspartners in ähnlichen Situationen erhält, um die Handlungsentscheidung des anderen besser abschätzen zu können (Burt 2001: 36ff.; Coleman 1991: 413; Wittek/Flache 2002: 78f.). Kooperationsabsicherung über den Kontrolleffekt erfolgt über mögliche Sanktionen in der Zukunft und den Verlust von Reputation (Esser 2000b: 215; Hechter 1987: 50ff.; Olson 1965: 61; Petermann 2002: 112). Oft wird unterstellt, dass die Größe einer Gruppe negativ mit deren Interaktionsdichte korreliert, d.h. je größer die Gruppe, desto weniger dicht das Netzwerk und desto geringer das Ausmaß der Kooperationsabsicherung (Esser 2000b: 219; Hechter 1983: 25; Voss 1985: 81). Es kann aber genauso angenommen werden, dass die Gruppengröße einen positiven Effekt auf die Höhe der Kooperationskosten hat, da dem Akteur bei größeren Gruppen heterogenere Informationsquellen zur Verfügung stehen.

6.2.3 *Solidarität als normative Komponente*

Ein dritter Aspekt, der die Entscheidung zur Unterstützung neben dem Eigeninteresse sowie sozialstrukturellen Gegebenheiten beeinflussen kann, ist das solidarische Handeln („homo sociologicus“). Darunter werden Hilfen verstanden, deren Motive in internalisierten sozialen Normen wie Gefühlen moralischer Verpflichtung oder Wertidealen wie sozialer Gerechtigkeit, Fairness, Mitgefühl, Verantwortung oder Gleichheitsempfinden liegen (Bayertz 1998: 11f.; Bierhoff/Fetchenhauer 2001: 10; Elster 1989: 187ff.; Schwartz 1992; Thome 1998: 219; Wiswede 2001: 327). Des Weiteren zählen dazu Hilfeleistungen, die aus einem Gefühl der emotionalen Verbundenheit mit der Gruppe geleistet werden.

Soziale Normen können über zwei Prozesse auf eine unterstützende Handlung einwirken: über den sozialen Druck der Umwelt auf den Einzelnen

31 Weitere eine Kooperationsentscheidung beeinflussende Faktoren sind die Abgrenzung der Gruppe nach außen und die hierarchische Organisation der Gruppe, etwa über Gruppenführer (Haug 1997: 20; Hechter 1983: 53; Hechter 1987: 52; Hondrich/Koch-Arzberger 1992: 19; Raub/Voss 1986: 321).

sowie über Wertüberzeugungen, die oft schon in der Sozialisation verinnerlicht wurden. Peuckert (2006: 145) beschreibt diese Prozesse als äußere und innere soziale Kontrolle, wobei nur letzterer Mechanismus dem solidarischen Handeln zurechnet wird. In Theorien rationaler Wahl erscheinen äußere soziale Normen vornehmlich als externe Restriktionen für die Kosten-Nutzen-Bilanz des Akteurs, d.h. als Belohnungen für normenkonformes Verhalten oder als Kosten für die Missachtung der Normen. Sie werden in Situationen benötigt, in denen die Handlung eines Akteurs externe Effekte auf andere Akteure hat (Coleman 1991: 321ff.; Opp 1983: 59ff.). Zur wirksamen Durchsetzung solch einer Norm bedarf es zusätzlich sozialer Strukturen, die die Kommunikation zwischen den Akteuren über mögliche Sanktionen begünstigt (Coleman 1991: 348ff.). Individuen leisten aber auch dann Hilfe, wenn der äußere soziale Druck nicht so stark ist (Wiswede 2001: 341). So verfügen Individuen über ein in Sozialisationsprozessen verinnerlichtes Set von Normen, auf das sie im Bedarfsfall zurückgreifen können (Friedrichs/Jagodzinski 1999: 32) und das nicht rational begründbar ist. Nach den Grundannahmen der normativen Theorietradition, mit Parsons als Hauptvertreter, bedeutet die Internalisierung moralischer Werte, „dass soziale Pflichten unabhängig von ihrem Nutzen ausgeführt werden“ (Wiswede 2001: 341f.). So erweitert Parsons (1949: 44f.) in seiner voluntaristischen Handlungstheorie die Prämissen des Utilitarismus um einen für ihn zentralen Aspekt: die aus seiner Sicht stets normative Orientierung des Handelns von Individuen. Mit Jon Elster (1989: 15) betont auch ein wichtiger Rational Choice-Theoretiker die Bedeutung sozialer Normen. Neben Neid und Eigeninteresse gewährleisten soziale Normen die Systemstabilität und fungieren als „cement of society“ (ebd.: 251), bei Kooperation etwa die Norm der Fairness (ebd.: 187ff.). Adam Smith (1986 [1853]: 1ff.) sieht in der Fähigkeit von Menschen zu Empathie und Mitgefühl die Grundlage für Solidarität.

Obwohl heute unbestritten ist, dass Individuen ihr Handeln nicht nur nach rationalen Nutzenaspekten ausrichten, fehlt bislang eine normative Handlungstheorie mit einer konkreten Selektionsregel analog dem Prinzip der Nutzenmaximierung. Auch Parsons bleibt eine solche Selektionsregel schuldig und präsentiert eher Randbedingungen sozialen Handelns. Verbreitet ist die Annahme, dass die Motivation zu solidarischem Handeln vom sozialen Kontext und der Persönlichkeit des Akteurs abhängt (Bierhoff/Küpper 1999: 186). So differenziert Elster (1989: 203f.) zwischen fünf Persönlichkeitstypen, die sich in der Gewichtung egoistischer und altruistischer Motive für Unterstützung unterscheiden. Zudem kann das Ausmaß normativer Verpflichtung zwischen verschiedenen Beziehungstypen variieren: So fällt es etwa in der Familie deutlich stärker aus als in Beziehungen zu Fremden (Witek/Flache 2001: 152). Obwohl eine adäquate Theorie zur Erklärung solidari-

schen Handelns fehlt, soll der Einfluss von Gefühlen moralischer Verpflichtung als solidarische Motivation auf konkrete Unterstützungshandlungen geprüft werden. Wie alle Untersuchungen zur Auswirkung von Einstellungen auf das Verhalten setzt dieses Vorgehen eine Einstellungs-Verhaltens-Konsistenz voraus, die empirisch aber nicht immer nachgewiesen kann (Hanft 1991: 14ff.).

Wie stark die normative Verpflichtung zwischen Bewohnern von Wohnprojekten ausfällt, deren Beziehungen – besonders im Vergleich zu Familienbeziehungen – wenig institutionalisiert sind, ist empirisch noch nicht untersucht worden. Indessen ist gegenseitige Unterstützung im familialen Kontext maßgeblich über eine normative und institutionelle Verankerung abgesichert (Walter 1993: 341ff.). Soziale Normen lassen sich im familialen Kontext möglicherweise leichter formulieren und durchsetzen als in Wohnprojekten mit diffuseren Verpflichtungsgefühlen. Auf der anderen Seite enthält das von Wohnprojekten in der Planungsphase selbst verfasste Konzept in vielen Fällen auch eine normative Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfeleistung, die einen Einfluss auf die Tendenz zu solidarischem Handeln haben kann.

Neben moralischen Wertüberzeugungen als eher kognitive Handlungsmotivation tritt beim Solidaritätskonzept mit dem Gefühl der Zugehörigkeit oder inneren Verbundenheit als mögliches Handlungsmotiv eine stärker affektive Komponente hinzu. Für viele Autoren basiert Solidarität auf dem „Erleben der Zugehörigkeit zu einer sozialen Einheit“ (Wiswede 2001: 327; s. auch Feger 1972: 1604; Hondrich/Koch-Arzberger 1992: 12; Montada 2001: 66; Vierkandt 1972: 704). Eine derartige Identifikation mit dem Kollektiv befördert die für Solidarität notwendige Bereitschaft, persönliche hinter gemeinsamen Interessen zurücktreten zu lassen (Kaufmann 1984: 169).

Für mehrere Autoren stellt zudem eine gewisse Freiwilligkeit und Wahlfreiheit des Handelns ein wesentliches Definitionskriterium von Solidarität dar (Baurmann 1998: 345; Montada 2001: 67). Dagegen kann Kooperation auch aus externem Zwang erwirkt werden. Das Ausmaß der Freiwilligkeit solidarischen Handelns bildet sich ab über ein Kontinuum, d.h. es existieren unterschiedliche Grade des Verpflichtungscharakters einer solidarischen Handlung, die vor allem von der Wirksamkeit sozialer Normen abhängen (Bierhoff/Küpper 1999: 194; Wiswede 2001: 327f.). So kann davon ausgegangen werden, dass solidarisches Handeln, das durch die Identifikation mit einer Gruppe motiviert ist, stärker freiwillig ist als Solidarität, die auf einem internalisierten Gefühl moralischer Verpflichtung basiert.

6.3 Forschungsfragen und Hypothesen

Bei dieser Integrationsdimension ist zunächst die Frage von Interesse, welche *Unterstützungsarten* in Wohnprojekten primär ausgetauscht werden, auch im Vergleich zu Hilfeleistungen, die eher von anderen Sozialkontakten wie Freunden oder Familienangehörigen erbracht werden. Die Analysen erfolgen aufgesplittet nach den Dimensionen emotionaler und instrumenteller Unterstützung, welches eine sehr übliche Differenzierung darstellt (Kap. 6.1). Zugleich werden die *Unterstützungsbeziehungen* genauer analysiert hinsichtlich Reziprozität und Multiplexität sowie der Frage, welche Akteure sich gegenseitig unterstützen (Kap. 10.1): Sind sich die Interaktionspartner ähnlich, wohnen sie räumlich nahe beieinander oder sind sie miteinander befreundet? Letzteres wird am ehesten für die zwei Dimensionen emotionaler Unterstützung (persönlicher Rat, Trost geben) erwartet. So ist emotionale Unterstützung stärker an die Person des Hilfeleistenden gebunden als instrumentelle Unterstützung (Foa/Foa 1980; Petermann 2002: 89, Kap. 6.1). Eine wichtige Funktion von Freunden ist die emotionale Unterstützung (Kap. 5.1). Daher wird im Anschluss an die Terminologie der Ressourcentheorie von Foa und Foa (1980) unterstellt:

- *Partikularismus-Hypothese (SU1a)*: Der Austausch emotionaler Unterstützung erfolgt eher zwischen Bewohnern, die sich eng verbunden fühlen, als zwischen Bewohnern, die sich nicht eng verbunden fühlen. Diese Annahme gilt nicht analog für den Austausch instrumenteller Unterstützung.

In Abschnitt 10.2 schließen sich Analysen zur Frage an, *wie stark die Bewohner über den Austausch sozialer Unterstützung in die Gruppe integriert sind?* Als Indikator für das Ausmaß sozialer Integration gilt die Größe des Unterstützungs-Netzwerks des Einzelnen, d.h. die Anzahl von Interaktionspartnern, denen der Bewohner hilft und von denen ihm geholfen wird. Der einzelne Bewohner wird somit als Nehmer und Geber von Hilfeleistungen betrachtet. Bei der Untersuchung der Integration der Bewohner über das emotionale Unterstützungs-Netzwerk wird wiederum die Partikularismus-Hypothese geprüft:

- *Partikularismus-Hypothese (SU1b)*: Bewohner, die enge Freunde im Wohnprojekt haben, sind stärker in das emotionale Unterstützungs-Netzwerk ihrer Gruppe integriert als Bewohner, die keine engen Freunde im Wohnprojekt haben.

Des Weiteren wird unterstellt, dass der Austausch sozialer Unterstützung für einige Bewohner größere Bedeutung hat als für andere, da sie auf diese Weise das Fehlen wichtiger Personen aus dem persönlichen Netzwerk kompensieren können. So wurde dargelegt, dass Funktionen einer nicht existenten Beziehung von den Beziehungstypen erbracht werden, die ihr strukturell am ähnlichsten sind (Kap. 2.3.3.2). Als wichtigste Quelle für Hilfe aller Art gilt der Partner, gefolgt von engen Familienangehörigen, wie Eltern und erwachsenen Kindern. Freunde bieten eher emotionale als instrumentelle Unterstützung. Daher wird folgende Hypothese formuliert:

- *Kompensations-Hypothese (SU2)*: Bewohner, die wenige enge Netzwerkpersonen außerhalb der Bewohnerschaft des Wohnprojekts haben, sind stärker in das Unterstützungs-Netzwerk ihrer Gruppe integriert als Bewohner, die viele enge Netzwerkpersonen außerhalb der Bewohnerschaft des Wohnprojekts haben.

Der stärkste Effekt wird für das Fehlen des Partners im Haushalt erwartet. Überdies wird der Einfluss der Anzahl enger Familienangehöriger und enger Freunde außerhalb des Wohnprojekts geprüft. Bei letzteren wird eher ein Effekt für das emotionale als das instrumentelle Unterstützungs-Netzwerk erwartet. Die Kompensations-Hypothese gilt für den Erhalt sozialer Unterstützung und nicht die Gabe sozialer Unterstützung an andere.

Empirische Studien in Wohnprojekten haben gezeigt, dass sich Bewohner in unterschiedlichem Ausmaß in ihr Projekt einbringen, und die Initiatoren eines Projekts häufig zu den stark Engagierten zählen, „die Aktivitäten organisieren und im Vorstand die Belange des Projekts wahrnehmen“ (KDA 2000: 98; s. auch Kap. 3.2.1). Es wird vermutet, dass sich dieses Ergebnis auch auf den informellen Austausch sozialer Unterstützung übertragen lässt:

- *Engagierten-Hypothese (Eintritt in die Gruppe) (SU3a)*: Bewohner, die in frühen Planungsphasen ihres Projekts zur Gruppe hinzukamen, sind stärker in das Unterstützungs-Netzwerk ihrer Gruppe integriert als Bewohner, die in späteren Planungsphasen ihres Projekts hinzukamen.
 - *Engagierten-Hypothese (formelle Aktivität) (SU3b)*: Bewohner, die eine feste Aufgabe (Amt) für ihre Wohngruppe übernommen haben, sind stärker in das Unterstützungs-Netzwerk ihrer Gruppe integriert als Bewohner, die keine feste Aufgabe für ihre Gruppe übernommen haben.
- Die Engagierten-Hypothese gilt für die Erbringung sozialer Unterstützung für andere und nicht für den Erhalt sozialer Unterstützung.

Zuletzt wird angenommen, dass häufige Gelegenheit zur Interaktion nicht nur Einfluss auf die Existenz von Freunden im Wohnprojekt hat, sondern auch den Austausch und die Absprache sozialer Unterstützung beeinflusst:

- *Gelegenheits-Hypothese (SU4)*: Bewohner, die regelmäßig an Aktivitäten ihrer Wohngruppe teilnehmen, sind stärker in das Unterstützungs-Netzwerk ihrer Gruppe integriert als Bewohner, die nicht regelmäßig an solchen Aktivitäten teilnehmen.

Als Aktivitäten der Gruppe werden regelmäßige gesellige Treffen sowie Freizeitgruppen berücksichtigt.

Aus dem in diesem Kapitel entwickelten Theoriemodell abgeleitet wird die zweite Forschungsfrage nach den *Bedingungen, unter denen ein Bewohner in seinem Wohnprojekt soziale Unterstützung leistet* (Kap. 10.3): Von welchen Faktoren hängt es ab, ob ein Bewohner einem anderen hilft oder nicht? Werden unterstützende Handlungen primär rational motiviert oder durch sozialstrukturelle Gegebenheiten? Spielen auch moralische Aspekte wie Gefühle der Solidarität sowie Gefühle der Verbundenheit und Identifikation mit dem Kollektiv eine Rolle? Über die Frage nach den Bedingungen sollen die Mechanismen und Faktoren aufgedeckt werden, über die gemeinschaftliche Wohnprojekte die Integration des Einzelnen in die Gruppe durch Unterstützungsleistungen absichern. Diese Fragestellung schließt an die Polarität der Integrationsdimensionen zur interessenbasierten Kooperation (,funktionale Koordination‘ bei Peters 1993; ,instrumentelle Solidarität‘ bei Baum 1975) und zum solidarischen Handeln, abgebildet über die Dimension ,moralischer Integrität‘ bei Peters (1993) (Kap. 4.1.2). Diesbezüglich werden folgende Hypothesen formuliert:

- *Ressourcen-Hypothese (SU5)*: Je größer die externe Ressourcenausstattung des Akteurs ist, mit desto geringerer Wahrscheinlichkeit wird er Hilfe leisten.

Unter externer Ressourcenausstattung wird das soziale Kapital des Individuums außerhalb seiner Wohngruppe verstanden, abgebildet über die Netzwerkgröße, die Wohnentfernung enger Familienangehöriger und das Zusammenleben mit einem Partner. Folglich nimmt die Wahrscheinlichkeit einer Unterstützung für ein Gruppenmitglied ab, wenn das Individuum mit einem Partner zusammenlebt, mit zunehmender Netzwerkgröße außerhalb der Gruppe sowie mit sinkender Wohndistanz enger Familienangehöriger, unter denen vor allem Kinder, Geschwister, Eltern sowie ein Lebenspartner außerhalb des eigenen Haushalts verstanden werden.

- *Restriktions-Hypothese (SU6)*: Je größer die individuellen Restriktionen des Akteurs sind, mit desto geringerer Wahrscheinlichkeit wird er Hilfe leisten.

Als zentrale individuelle Restriktion wird in dieser Arbeit die frei verfügbare Zeit des Individuums verstanden, abhängig von seiner familialen und beruflichen Situation. So steigt die Wahrscheinlichkeit einer Hilfeleistung

für ein Gruppenmitglied, wenn das Individuum nicht erwerbstätig ist und nicht mit Kind(ern) in einem Haushalt lebt.

- *Solidaritäts-Hypothese (SU7)*: Je stärker die vom Akteur geäußerten Gefühle moralischer Verpflichtung gegenüber den anderen Bewohnern ausfallen, mit desto höherer Wahrscheinlichkeit wird er Hilfe leisten.
Als wichtigste solidarische Motive werden Gefühle von Verpflichtung, Hilfsbereitschaft und Verantwortungsgefühl angesehen.
- *Identifikations-Hypothese (SU8)*: Je stärker sich der Akteur emotional mit seiner Gruppe verbunden fühlt, mit desto höherer Wahrscheinlichkeit wird er Hilfe leisten.
Dieses Gefühl der Zugehörigkeit zur Gruppe wird als affektive Komponente solidarischen Handelns wirksam.

Eine Hypothese zum Einfluss egoistischer Handlungsmotive wird nicht formuliert, da in den Analysen als abhängige Variable keine konkrete einzelne Austauschhandlung untersucht wird. Dies wäre aber die Voraussetzung, um den konkreten Nutzen einer Handlung erfassen zu können. Alternativ werden allgemeinere Nutzenkomponenten, wie die Erwartung einer Gegenleistung und Sympathie für den Unterstützten als direkter Nutzen, erfragt und analysiert (Kap. 10.3).

Zur Prüfung der zeitlichen und sozialen Einbettung der Austauschhandlung über eine dauerhafte und starke Beziehung der Interaktionspartner sowie die Einbindung in ein gemeinsames soziales Netzwerk wird auf weitergehende Forschungsarbeiten verwiesen.³² Wie bereits in Abschnitt 6.2.2 dargelegt, bieten die vorliegenden empirischen Daten in dieser Arbeit nicht die Möglichkeit den Einfluss dieser Faktoren auf die Kooperation zu untersuchen.

32 So wird vermutet, dass die Wahrscheinlichkeit zur Kooperation zunimmt, je größer die sozialstrukturelle Kooperationsabsicherung der Unterstützungshandlung ist. Dies bedeutet: Je stärker die Beziehung zwischen den Interaktionspartnern ist und je länger diese dauert, desto eher wird der Einzelne Hilfe leisten. Zudem wird angenommen, dass die Wahrscheinlichkeit einer kooperativen Handlung mit zunehmender Dichte des Gruppennetzwerks und sinkender Gruppengröße steigt, auch wenn bezüglich des Informationseffekts dieser Parameter bisher konträre empirische Resultate existieren (Burt 2001; Wittek/Flache 2002: 78f.).

II. EMPIRISCHER TEIL

7 Methodisches Vorgehen der Erhebung

Die zur Prüfung der Forschungsfragen und Hypothesen erforderlichen Daten wurden im Rahmen einer schriftlichen Befragung zu einem einmaligen Zeitpunkt, folglich als Querschnitt, erhoben. Ziel war es, in mehreren Wohnprojekten jeweils möglichst alle erwachsenen Bewohner zu befragen. Die Datenerhebung kompletter Wohngruppen ermöglicht neben der Analyse der egozentrierten Netzwerke der Bewohner auch die Abbildung der Gesamtnetzwerke der Gruppen (Jansen 2006: 66f.; Diaz-Bone 2006a: 7ff.). Nur über dieses Verfahren können aussagekräftige Erkenntnisse über die Sozialintegration in Wohnprojekten gewonnen werden.

Schriftliche Befragungen weisen einige positive und negative Aspekte auf. Sie verursachen meist relativ geringe Kosten. Gleichzeitig werden möglichenfalls verzerrende Interviewereffekte auf das Antwortverhalten vermieden (Diekmann 2008: 514ff.; Mayer 2006: 99). Die Nachteile schriftlicher Erhebungen, eine geringe Rücklaufquote und fehlende Hilfestellung bei Verständnisproblemen der Befragten, beziehen sich auf postalische Befragungen. Demgegenüber wurde diese Erhebung im Rahmen einer Gruppenbefragung durchgeführt, jeweils an ein bis zwei Tagen pro Wohnprojekt. Diese Methode gestattete es, auch in großen Wohngruppen alle Bewohner relativ zeitgleich zu befragen. So konnten sich die Befragten nicht über die Studie und den Fragebogen austauschen, was daraus resultierende, eventuell verzerrende Effekte auf das Antwortverhalten minimiert. Die durchaus vorhandene Gefahr eines verzerrenden Austauschs innerhalb der Gruppe sprach ebenfalls gegen langwierigere Erhebungsverfahren wie persönliche Interviews.

7.1 Das Erhebungsinstrument

Der Fragebogen setzt sich aus eigens für die Befragung entwickelten Fragen sowie bereits in anderen sozialwissenschaftlichen Studien bewährten Fragen zusammen. Insbesondere die Erhebung des sozialen Netzwerks der Bewohner innerhalb wie außerhalb des Wohnprojekts stützt sich auf einschlägige Instrumente der sozialen Netzwerkanalyse, die im nächsten Abschnitt näher dargelegt werden. Fragebögen über Wohnprojekte waren nicht verfügbar, da zu dieser Thematik bislang lediglich qualitative Interviews erfolgt waren.

Weiterentwickelt und diskutiert wurde der Fragebogen mit einer Expertin aus dem professionellen Kontext gemeinschaftlicher Wohnprojekte.

7.1.1 Erhebung der sozialen Netzwerke

Zur Erforschung sozialer Integration in Wohnprojekten müssen die Beziehungsstrukturen der Dimensionen Freundschaft und soziale Unterstützung in jeder Wohngruppe erfragt werden. Diese Datenerhebung erfolgt demnach innerhalb eines Gesamtnetzwerks. Um die Sozialbeziehungen in Wohnprojekten im Kontext des gesamten persönlichen Umfeldes der Befragten bewerten zu können, werden auch wichtige soziale Kontakte erfragt, die der Bewohner außerhalb des Wohnprojektes pflegt. Daher wurden an dieser Stelle egozentrierte Netzwerke der Bewohner erhoben.³³

Grundlegende Bestandteile bei der Erfassung sozialer Netzwerke sind Namensgeneratoren und -interpretatoren. Namensgeneratoren fragen nach den Namen der Alteri des Befragten. Namensinterpretatoren fragen den Akteur nach den Eigenschaften dieser Alteri oder der ermittelten Beziehung (Burt 1984: 296f.). Bei Namensgeneratoren unterscheidet Pfenning (1995: 46ff.) zwischen interpersonalen Generatoren und Globalgeneratoren, wobei letztere keine konkreten Namen, sondern lediglich Interaktionskontexte erheben und somit für diese Arbeit, die an der Analyse konkreter Sozialbeziehungen interessiert ist, keine Relevanz haben. Die Erfassung einzelner Dyaden erfolgt stattdessen über interpersonale kontext- oder stimulusbezogene Namensgeneratoren. Die Erhebung von Sozialkontakten über Kontexte bedeutet, dass Ego jeweils nach seinen Beziehungen in Familie, Nachbarschaft oder Freundeskreis gefragt wird. Bei stimulusbezogenen Namensgeneratoren werden Kontaktpersonen über die Nennung bestimmter Interaktionen generiert, wie etwa das später vorgestellte Instrument von Fischer. In Gesamtnetzwerken fällt der Erhebungsaufwand für Namensinterpretatoren insofern geringer aus, da Charakteristika der Kontaktpersonen von diesen selbst erfragt werden und so lediglich Merkmale der ermittelten Beziehung (z.B. Intensität) von beiden beteiligten Akteuren erhoben werden müssen.

Für jeden Namensgenerator muss entschieden werden, ob die Anzahl der Kontaktpersonen, die der Befragte nennen kann, begrenzt wird oder nicht. Es hat sich gezeigt, dass eine offene Abfrage ohne Obergrenze (‘free choice design’) zu zuverlässigeren Resultaten führt als ein ‘fixed choice design’ (Kossinets 2006: 252f.; Prell 2012: 78; Wasserman/Faust 1994: 59): „So

33 Dargelegt werden lediglich quantitative Erhebungsverfahren der sozialen Netzwerkanalyse, die in dieser Arbeit verwendet werden. Nicht berücksichtigt werden die in den letzten Jahren an Bedeutung gewinnenden Methoden der qualitativen Netzwerkanalyse (vgl. hierzu vor allem den Sammelband von Hollstein/Straus 2006).

kann es durchaus sein, dass viele Personen gar keine drei oder acht engen Freunde haben, aber durch die Befragungsanweisung dazu gedrängt werden, so viele Freunde zu nennen“ (Jansen 2006: 78).

Für die Erfassung von Dyaden gibt es zwei Möglichkeiten. Sie können innerhalb des Sozialsystems unabhängig voneinander erfragt werden, indem der Befragte die Charakteristika der Beziehung jeweils für jede Kontaktperson beschreibt. Eine andere Option ist die Frage nach einem Ranking der Kontaktpersonen, etwa bezüglich der Beziehungsintensität (Prell 2012: 75ff.; Wasserman/Faust 1994: 48). Dies ist jedoch deutlich anspruchsvoller für die Befragten – auch mit Blick auf die teils hohe Gruppenstärke der Wohnprojekte von mehr als 60 Bewohnern –, weshalb Rankings für diese Arbeit nicht in Betracht gezogen wurden.

Des Weiteren kann bei der Erhebung von Gesamtnetzwerken den Befragten eine vollständige Akteursliste vorgelegt oder die Alteri frei abgefragt werden (Jansen 2006: 76f.; Prell 2012: 69ff.). In dieser Arbeit liegt den Befragten bei der Erhebung eine Liste aller Gruppenmitglieder vor. Dies ist notwendig, damit jeder Bewohner auch tatsächlich Angaben zu jedem anderen Bewohner macht. Überdies kann besonders in den großen Wohnprojekten nicht davon ausgegangen werden, dass die Bewohner zum Zeitpunkt der Befragung alle Mitbewohner präsent haben.

Für die konkrete Erhebung bestand die Wahl zwischen diversen Erhebungsinstrumenten (Pfenning 1995: 42ff.). Von diesen werden bis heute besonders die von Burt und Fischer und am Rande von Wellman in der einen oder anderen adaptierten Form verwendet (z.B. Alterssurvey; Familiensurvey; Hollstein 2002; ISSP 2001; Kecskes/Wolf 1996: 37ff.; Petermann 2002; Schenk 1995). Wellman (1979: 1209) erhob die persönlichen Netzwerke der Befragten über die Frage nach den Personen, die Ego emotional am nächsten stehen. Eine ähnliche Frage findet sich im Instrument von Fischer (1982: 315ff.) bzw. McCallister und Fischer (1978: 137). In der 1985 im General Social Survey eingesetzten Version von Burt (1984: 331) lautet sie: „From time to time, most people discuss important personal matters with other people. Looking back over the last six months [...] who are the people with whom you discussed an important personal matter?“. Das Instrument von Fischer ist umfassender und beinhaltet acht Namensgeneratoren, die die folgenden drei Dimensionen abbilden: Geselligkeit (gemeinsame Aktivitäten wie z.B. Ausgehen, über Hobbies reden), praktische Hilfe (bei Abwesenheit nach dem Rechten sehen, Hilfe im Haushalt, Geld leihen) und Kommunikation (Arbeitsangelegenheiten besprechen, persönliche Dinge besprechen, Rat bei wichtigen Entscheidungen).

Bei allen drei Erhebungsinstrumenten kamen diverse Interpretatoren zum Einsatz, wie Geschlecht, Alter und Religion der Alteri sowie weitergehende

Informationen zur Beziehung, etwa Dauer, Kontakthäufigkeit, Wohnentfernung, emotionale Nähe oder besprochene Themen.

Zur Bewertung der Datenqualität der Netzwerkinstrumente zeigt sich, dass über die Instrumente von Burt und Wellman relativ kleine, homogene soziale Netzwerke generiert werden, die einen hohen Anteil starker Beziehungen zu engen Familienangehörigen und engen Freunden beinhalten (Wolf 2006: 248). Bemängelt wird eine nicht ausreichende Variation sozialer Kontexte und Interaktionen (Pfenning 1995: 172). Dagegen werden mit dem Fischer-Instrument größere, heterogenere und weniger dichte Netzwerke mit anteilig weniger Verwandtenbeziehungen und mehr schwachen Beziehungen erhoben (Campbell/Lee 1991: 210f.; Diaz-Bone 1997: 84f.; Pfenning/Pfenning 1987: 67). Nach Barrera et al. (1985: 11) zeigen bei verschiedenen Unterstützungsformen jene mit zunehmender Konkretetheit die höchste Validität, d.h. eher materielle und körperliche Hilfeleistungen als Formen emotionaler Unterstützung. Studien zu Freundschaftswahlen ergaben weniger valide Resultate unter der Annahme einer reziproken Freundschaft (Marsden 1990: 448). Es zeigte sich ebenso, dass Angaben von Individuen zufrieden stellender sind, wenn nach starken Beziehungen sowie häufigen Interaktionen und weniger nach einzelnen unbedeutenden Interaktionen in kurzen Zeiträumen gefragt wird (Diaz-Bone 1997: 70ff., Marsden 1990: 446f.; Prell 2012: 77). Pfenning (1995: 182f.) urteilt: „Das mehrstufige Fischer-Instrument besitzt im Vergleich mit dem uniplexen Burt-Instrument die bessere methodische Güte. Der Burt-Namensgenerator erweist sich nicht als eigenständiges Erhebungsverfahren, sondern als äquivalente Messung der latenten Interaktionsdimension ‚Vertrauen‘, die auf emotionaler Nähe [...] beruht“.

Neben der Prüfung der methodischen Güte der Namensgeneratoren wurden auch die diversen Namensinterpretatoren einem Methodencheck unterzogen. Die Qualität der Angaben des Befragten zu Merkmalen seiner Alteri hat in dieser Arbeit keine Bedeutung, da jene Daten von den Egos selbst erhoben werden. Von Interesse sind folglich Interpretatoren zu relationalen Merkmalen wie Bekanntheitsdauer, Kontaktfrequenz oder emotionale Nähe. Deren Datenqualität wurde von mehreren Quellen als gut beurteilt (Hammer 1984; Marsden 1990: 452; Pfenning 1995: 180, Wolf 2006: 261), so dass sie in dieser Arbeit verwendet werden können.

Zur Erhebung der sozialen Unterstützung in den Wohngruppen wurden Generatoren eingesetzt, die auf das Fischer-Instrument zurückgehen, angepasst auf die speziellen Gegebenheiten in Wohnprojekten. Bei den abgefragten zehn Hilfeleistungen handelt es sich primär um praktische, alltägliche Hilfeleistungen. Neben instrumentellen Unterstützungsleistungen (z.B. kleinere Gefälligkeiten, sachliche Beratung, Hilfe im Haushalt, bei Kinderbetreuung oder Pflege) werden auch Aspekte emotionaler Unterstützung erfragt

(persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen, Trost spenden). Erfasst werden folglich in diesem Zusammenhang die Dimensionen ‚praktische Hilfe‘ und ‚Kommunikation‘ von Fischer. Bei den Hilfeleistungen wurde sowohl die vom Akteur geleistete als auch die erhaltene Hilfe erfragt.

Zur Analyse von *Freundschaften* wurde einerseits nach engen Freunden in der Gruppe gefragt und andererseits zu jedem anderen Bewohner³⁴ die Stärke der Beziehung gemessen (s. auch Kap. 5.1). Bei allen Dimensionen wurde keine Unter- oder Obergrenze bezüglich der Anzahl zu nennender Interaktionspartner vorgegeben (‚free choice design‘). Im Anschluss an das Konzept starker Beziehungen werden die Bewohner gefragt, wie eng sie sich mit den Mitbewohnern verbunden fühlen auf einer endpunktbenannten Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘. Diese Operationalisierung der Beziehungsstärke wurde in ähnlicher Form in anderen Studien verwendet (Alterssurvey; Schenk 1995; SOEP), wobei bislang nur 5er-Skalen zum Einsatz kamen. Aufgrund von Erkenntnissen aus dem Pretest wird nun eine 7er-Skala eingesetzt (Kap. 7.1.2). Die unterschiedlichen Formulierungen „Meine Beziehung zu dieser Person ist ...“ im SOEP und „Wie eng fühlen Sie sich mit ...heute verbunden?“ im Alterssurvey führen nach Szydlík (2000: 105) zu vergleichbaren, validen Resultaten. In beiden Surveys wurde die emotionale Nähe ordinalskaliert abgefragt (‚sehr eng‘, ‚eng‘, ‚mittel‘, ‚weniger eng‘, ‚überhaupt nicht eng‘). Lediglich Schenk (1995: 269) verwendete eine endpunktbenannte Skala, die den Vorteil intervallskalierter Daten aufweist (Porst 2008: 92). Diese Operationalisierung über die emotionale Nähe zwischen den Interagierenden hat im Gegensatz zu einer Operationalisierung über den Begriff Freund/in den Vorteil, dass eine derart erhobene Beziehung bereits auf die Funktionen verweist, die sie für die Akteure haben kann im Sinne des mobilisierbaren sozialen Kapitals (Kap. 5.1). Zudem ist ein Kernkriterium der Freundschaft die Stärke der Beziehung, weshalb eine derartige Operationalisierung für eine Freundschaft als legitime, gute Lösung angesehen wird.

Zur Abbildung der Beziehungen außerhalb der Wohnprojekte wird der kontextbezogene Ansatz angewendet. Als relevante Kontexte gelten Lebenspartner und Kinder außerhalb des Haushalts, Eltern, Geschwister und enge Freunde. Folglich liegt der Fokus auf den wichtigsten, emotional nahe stehenden Bezugspersonen der Befragten. Zu den externen Kontakten der Bewohner wurden jeweils Wohndistanz, Kontakthäufigkeit und emotionale Nähe sowie teils Geschlecht und Alter der Alteri erfragt.

34 Der eigene (Ehe)Partner sollte nicht bewertet werden, um Verzerrungen zu vermeiden. So wird angenommen, dass Bewohner, die ihren Partner zusammen mit den anderen Bewohnern bewertet hätten, andere Urteile zu den übrigen Bewohnern abgegeben hätten als wenn sie ihren Partner unberücksichtigt lassen, auch im Vergleich zu alleinlebenden Bewohnern.

7.1.2 Pretest

Der Pretest wurde in einem Mehrgenerationenprojekt durchgeführt. Diesem Wohnprojekttyp wurde für den Pretest der Vorzug gegeben, da der Schwerpunkt der Erhebung auf Mehrgenerationenprojekten liegt. Zudem konnten auf diese Weise sowohl junge Eltern als auch alleinstehende Bewohner über 70 Jahre mit ihren spezifischen Wahrnehmungen und etwaigen Schwierigkeiten beim Umgang mit dem Fragebogen befragt werden. Aus dem kontaktierten Projekt konnten vier erwachsene Bewohner für die Teilnahme am Pretest gewonnen werden.

Gegenüber dem eher passiven Verfahren des klassischen Pretests, bei dem der Befragte nicht über die Testsituation informiert ist und Rückschlüsse zum Verständnis nur aus den Antworten und eventuellen Reaktionen der Befragten gezogen werden können, waren die Teilnehmer über die Testsituation informiert („participating pretest“) (Porst 1998: 36f.). Dieses Pretestverfahren, was sich am ehesten den häufig empfohlenen kognitiven Techniken zurechnen lässt (Mohler/Porst 1996: 11ff.; Prüfer/Rexroth 2000, 2005), ließ Aussagen über die folgenden Aspekte zu: Verständlichkeit von Fragen, Begriffen und Filterführung, Vollständigkeit und Angemessenheit von Antwortkategorien, Vermissen von „weiß nicht“-Kategorien, Abwehrhaltung gegenüber einzelnen Fragen, Handhabung der Liste mit den Codes der Gruppenmitglieder und Zeitaufwand für den Fragebogen. Die detaillierten, konstruktiven Anregungen der Teilnehmer des Pretests trugen erheblich zur Optimierung des Fragebogens bei.

Der Fragebogen umfasst letztlich drei Themenblöcke mit 71 Fragen: 1. Fragen zum Leben im Wohnprojekt, 2. Fragen zur Lebenssituation und den persönlichen Beziehungen, 3. Allgemeine Fragen zur Person³⁵

7.2 Stichprobenziehung

Um mit dieser Befragung repräsentative Aussagen über die Grundgesamtheit treffen zu können, muss zunächst die Gesamtheit der für die Forschungsfragen interessanten Fälle definiert und eingegrenzt werden. Ob die erhobenen Daten repräsentative Erkenntnisse zulassen, hängt außerdem von der Wahl eines adäquaten Stichprobenverfahrens sowie dem Ausmaß von Nonresponse in der realisierten Stichprobe ab.

³⁵ Die Soziodemografie wurde vorrangig nach den Konventionen der Standards des Statistischen Bundesamtes (Stat. BA 2004) operationalisiert oder aus Surveys wie Allbus (2008), Mikrozensus (2008), SOEP (2008) und Generations and Gender Survey (2005) entlehnt.

Die Grundgesamtheit der Datenerhebung sind Bewohner aus fertig gestellten Gemeinschaftswohnprojekten in Nordrhein-Westfalen. Die räumliche Eingrenzung resultiert daraus, dass das gemeinschaftliche Wohnen in Deutschland in den letzten Jahren eine solche Verbreitung gefunden hat, dass es in einem vertretbaren Rahmen nicht möglich wäre, über alle Projekte bundesweit auf dem aktuellsten Stand zu bleiben. Nordrhein-Westfalen wurde bereits als eines der Bundesländer mit vielen fertig gestellten Wohnprojekten identifiziert (Kap. 2.3.2) und bietet sich somit als aufschlussreiches Untersuchungsfeld an. Inwieweit sich Gemeinschaftswohnprojekte in Nordrhein-Westfalen von Projekten anderer Bundesländer unterscheiden, lässt sich aufgrund der Unübersichtlichkeit der deutschen Projektlandschaft nur anhand einzelner Quellen vermuten. So ist Nordrhein-Westfalen der Schwerpunkt der derzeitigen Entwicklung neuer Beginengemeinschaften.³⁶ Zudem wurden hier stärker als in anderen Bundesländern Investorenprojekte realisiert (MBV 2008: 10), in denen die Bewohner als Mieter einziehen.

Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte sind eine seltene, spezielle Population und lassen sich daher nicht über Standardverfahren der Stichprobengewinnung rekrutieren (Wagner 2009). Daher wurden Informationen zu Wohnprojekten in einer fortlaufend aktualisierten Liste dokumentiert. Diese enthält Angaben zu den Projekten, wie Adresse, Homepage, Ansprechpartner, Zeitpunkt des Einzugs, Zielgruppe sowie Anzahl der Wohneinheiten. Die aufwendige eigene Zusammenstellung war insofern erforderlich, da keine offizielle, erschöpfende Aufstellung von Wohnprojekten existiert (Göschel 2010b: 1).³⁷ Insgesamt umfasst die Liste 188 gemeinschaftliche Wohnprojekte, davon 98 geplante und 90 fertig gestellte (Stand 31.1.2010). Durch die Vielzahl eingesetzter Informationsquellen sollten die fertig gestellten Projekte recht umfassend ermittelt worden sein. In der Planung befindliche Projekte waren dagegen schwieriger zu erfassen, da diese in frühen Phasen der Entwicklung wenig öffentlich in Erscheinung treten. Für die Befragung sind jedoch geplante Projekte ohnehin nicht von Belang.

Von den 90 fertig gestellten Wohnprojekten sind 41 den Mehrgenerationen- bzw. Jung und Alt-Projekten zuzurechnen (45,6%), 20 Projekte sind für die Zielgruppe ab 50 Jahre bzw. ohne Kinder konzipiert (22,2%), in 14 Projekten leben nur Familien mit Kindern (15,6%) und acht Projekte sind reine

³⁶ <http://www.dachverband-der-beginen.de>

³⁷ Als Informationsquellen dienten Broschüren der Ministerien für Bauen und Verkehr (MBV 2006; MBV 2008) und für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (MAGS 2006). Überdies informieren einschlägige Internetseiten über aktuellste Entwicklungen, wie die Seiten der WohnBund-Beratung NRW, des Dachverbandes der Beginen, der Ökosiedlungen, sowie die Internetseiten ‚Neue Wohnformen‘ und ‚Wohnprojekte-Portal‘. Zudem erstellt eine Vielzahl von Wohnprojekten eine eigene Homepage. Auch Fachtagungen, wie der jährlich stattfindende Wohnprojekttag NRW, boten nützliche Hinweise.

Frauenprojekte (8,9%), meist Beginenhöfe. Für sieben Projekte konnte die Zielgruppe nicht ermittelt werden (7,7%), da jegliche Kontaktmöglichkeit fehlte. Wie in Abschnitt 3.1.1 ausgeführt, ist die Zuordnung der Projekte zu den Zielgruppen nicht so eindeutig, wie es scheinen mag. Dennoch bietet diese von den zukünftigen Bewohnern in der Planungsphase vorgenommene Festlegung eine grobe Richtlinie, um die Verschiedenartigkeit der Gemeinschaftswohnprojekte adäquat abzubilden.

Um einerseits der Vielfalt der Projekte gerecht zu werden und andererseits die Daten im begrenzten Spielraum der Arbeit so zu erheben, dass repräsentative Aussagen zu den formulierten Hypothesen möglich sind, wurde der Schwerpunkt der Erhebung auf Mehrgenerationenprojekte gelegt. Diese sind mit Abstand die größte Gruppe der derzeit realisierten und geplanten Wohnprojekte in Nordrhein-Westfalen. Zudem steht dieser Projekttyp im Mittelpunkt der politischen Förderung und des öffentlichen Interesses. Im Zusammenhang mit den Themen Wohnen im Alter und demografischer Wandel wurde diese Wohnform in den letzten Jahren immer bedeutsamer. Darüber hinaus finden sich in Jung-Alt-Projekten alle Bewohnergruppen, die in den übrigen Wohnprojekttypen leben, wie Haushalte mit minderjährigen Kindern, alleinstehende oder alleinerziehende Frauen sowie ältere Menschen ohne Kinder im Haushalt.

Neben der Zielgruppe unterscheiden sich gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte in einer Vielzahl weiterer Kriterien, wie Gruppengröße (Anzahl der Haushalte und Bewohner), Alter des Projekts (Zeitpunkt der Fertigstellung), Finanzierungsart, räumliche Anordnung von Wohnungen und Gemeinschaftsflächen oder Art der Projektinitiierung (Kap. 3.1.1).

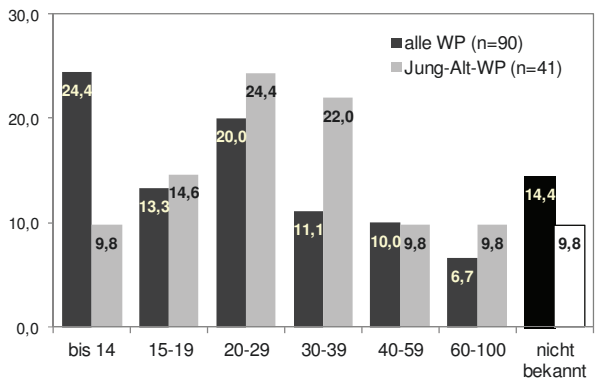
Das Alter von Wohnprojekten, abgebildet über den Zeitpunkt der Fertigstellung, ist neben der Zielgruppe ein wichtiges Differenzierungskriterium der Projekte. Von den 41 Mehrgenerationenprojekten wurden 26 zwischen 2000 und 2009 fertig gestellt (63%), bei neun Projekten lag der Einzug zwischen 1985 und 1999 (22%), bei sechs Projekten ist der Zeitpunkt des Einzugs nicht bekannt. In den letzten Jahren wurden zunehmend mehr Wohnprojekte fertig gestellt als in den Jahren zuvor. Es ist nicht auszuschließen, dass einige ältere Wohnprojekte, die in den 1980er und frühen 1990er Jahren realisiert wurden, nicht erfasst werden konnten. So war im genannten Zeitraum die professionelle Vernetzung und institutionelle Unterstützung nicht weit ausgebaut. Überdies stand das Internet als mittlerweile bedeutendste Informations- und Kontaktplattform nicht zur Verfügung, so dass Projekte nicht so öffentlich in Erscheinung traten, wie dies heute der Fall ist. Das älteste Wohnprojekt in der vorliegenden Aufstellung wurde 1985 fertig gestellt. Auch wenn in dieser Hinsicht eine Verzerrung in der erstellten Liste nicht auszuschließen ist, lässt die einschlägige Literatur keinen Zweifel da-

ran, dass sich die Entwicklung von Wohnprojekten in den letzten zehn Jahren erheblich beschleunigt hat. Sowohl in der Erhebung als auch in der Literatur wird außerdem deutlich, dass sich in den letzten Jahren der Schwerpunkt bei den Zielgruppen der Wohnprojekte verlagert hat, weg von den reinen Familienprojekten und hin zu Mehrgenerationenprojekten (BBSR 2012b).

Für diese Arbeit ist die Gruppengröße ein wichtiges Differenzierungskriterium, abgebildet über die Anzahl der Wohneinheiten bzw. Haushalte. Die Mehrgenerationenprojekte umfassen meist 20 bis 39 Haushalte (Abb. 2). In den übrigen Wohnprojekttypen dominieren die kleinen Wohngruppen mit unter 15 Haushalten, dabei besonders bei den in den 1980er und 1990er Jahren realisierten Wohnprojekten für Haushalte mit Kindern.

Obwohl der geplante Stichprobenumfang relativ klein ist, soll er dem Anspruch repräsentativer Daten möglichst gerecht werden. Generell wird die Repräsentativität von Daten durch eine Zufallsauswahl gewährleistet, wobei eine geschichtete Auswahl meist einer einfachen Zufallsauswahl vorzuziehen ist und das Fehlerintervall der Schätzung reduziert (Diaz-Bone 2006b: 134; Kreienbrock 1993: 81f.). Insbesondere wenn die Varianz eines relevanten Merkmals sehr hoch ausfällt, kann eine geschichtete Zufallsauswahl bessere Vorhersagen liefern (Kreienbrock 1993: 91). Zentrale Kriterien für eine optimal geschichtete Stichprobe sind die Auswahl einer für die Hypothesen relevanten Schichtungsvariablen sowie die Festlegung der Schichtgrenzen, der Anzahl der Schichten und der Aufteilung des Stichprobenumfangs je Schicht (Drexler 1982: 6f.).

Abb. 2: Wohnprojekte in Nordrhein-Westfalen nach Wohneinheiten



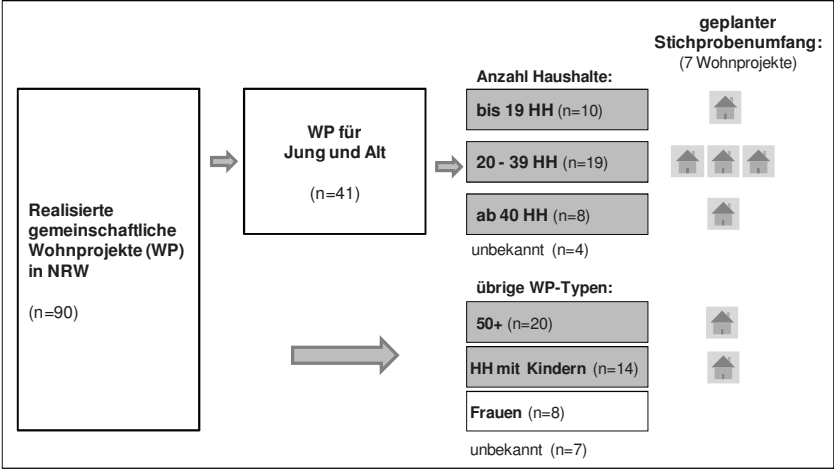
Angaben in %.

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Stichprobe der Mehrgenerationenprojekte wurde über eine geschichtete Zufallsauswahl gezogen, mit der Gruppengröße als Schichtungsvariable, angegeben über die Zahl der Wohneinheiten. Zu 37 der ermittelten 41 Jung-Alt-Wohnprojekte ist die Anzahl der Wohneinheiten bekannt (Abb. 2). Der Entscheidungsspielraum über die optimale Schichtanzahl ist aufgrund des geringen Gesamtstichprobenumfangs gering. Es wurden drei Schichten gebildet, aus denen je proportional Teilstichproben gezogen wurden. Eine proportionale Aufteilung des Stichprobenumfangs je Schicht wird präferiert, weil diese am ehesten einer repräsentativen Erhebung entspricht (Kreienbrock 1993: 94). So sollen möglichst drei Wohnprojekte zwischen 20 und 39 Wohneinheiten und je ein Wohnprojekt unter 20 bzw. über 40 Wohneinheiten befragt werden (Abb. 3). Die mit dem geplanten Stichprobenumfang je Schicht verknüpfte Wahrscheinlichkeit für jedes Wohnprojekt dieser Schicht, Element der Stichprobe zu sein, variierte zwischen 10 und 16 Prozent.

Neben den fünf Wohnprojekten für Jung und Alt sollte exemplarisch ein 50+-Projekt befragt werden. Nach der erfolgten Befragung fiel zudem die Entscheidung, zusätzlich ein Wohnprojekt für Haushalte mit Kindern zu rekrutieren, da in den Mehrgenerationenprojekten ältere Personen deutlich überrepräsentiert und demgemäß in der Stichprobe jüngere Haushalte deutlich weniger vertreten waren. Da vor der Erhebung keine empirischen Zahlen zur Sozialstruktur gemeinschaftlicher Wohnprojekte vorlagen, konnte dieser Umstand nicht vorab berücksichtigt werden.

Abb. 3: Überblick über Grundgesamtheit und Stichprobenziehung



Quelle: Eigene Darstellung, Stand: 31.1.2010.

7.3 Vorbereitung und Durchführung der Befragung

7.3.1 Rekrutierung der Wohnprojekte

Um fünf Jung-Alt-Wohnprojekte befragen zu können, wurde insgesamt eine vierfach höhere Stichprobe von 20 Wohnprojekten gezogen. Dieser hohe Wert ergibt sich, weil für die Erhebung von Gesamtnetzwerken bestenfalls alle Gruppenmitglieder befragt werden sollten. Unter Berücksichtigung des Stichprobendesigns wurde die Stichprobe der 20 Mehrgenerationenprojekte folgendermaßen gezogen: fünf Projekte mit bis zu 19 Haushalten, 11 Projekte zwischen 20 und 39 Haushalten sowie 4 Projekte mit über 40 Haushalten. Somit fiel die Wahrscheinlichkeit, bei der Stichprobenziehung berücksichtigt zu werden, in den drei Gruppen ähnlich groß aus mit 50 bis 58 Prozent.

Die Kontaktaufnahme und Organisation der Befragung erfolgte über die Ansprechpartner der einzelnen Wohnprojekte. Die ausgewählten Projekte erhielten Informationsmaterial zur Befragung. Fiel die Reaktion bei den Haushalten positiv aus, wurde ein Termin vereinbart, an dem die Autorin die Wohngruppe besuchen würde, um eventuell vorhandene Fragen zu klären.

Als Besuchstermine der Wohngruppen boten sich deren reguläre Gruppentreffen an. Auf diese Weise konnte ein großer Anteil der Bewohner erreicht werden. Bei den Besuchsterminen konnten meist noch eine Reihe von Unklarheiten und Bedenken geklärt werden.

Mit besonderer Sensibilität wurde bei den Vorabgesprächen mit den Wohngruppen das Thema der Namenslisten behandelt. Um in Gruppen die sozialen Beziehungen der Akteure untereinander zu erheben, ist es notwendig, die einzelnen Personen für den Befragten identifizierbar zu machen. Dennoch ist es aus Datenschutzgründen notwendig, die Daten anonymisiert zu erfassen. Da hier relativ große Gruppen befragt wurden³⁸, wurden zu diesem Zweck Codelisten eingesetzt. Darin wurde jedem Namen eine Codenummer zugeordnet, die von den Befragten bei den entsprechenden Fragen in den Fragebogen eingetragen wurden. Dies verhinderte, dass sich im Fragebogen konkrete Namen wiederfinden. Die Codelisten wurden nach Abschluss der Befragungen vernichtet und so der Bezug zu den Namen aufgelöst. Sowohl vor der Befragung bei den Besuchsterminen als auch bei den Befragungsterminen wurden von einigen Bewohnern Bedenken geäußert, ob die Befragung in Kombination mit der verwendeten Namensliste ausreichend

38 Werden Gesamtnetzwerke in kleineren Gruppen erhoben, die zum Befragungszeitpunkt alle gleichzeitig anwesend sein können, kann auf die Auflistung konkreter Namen verzichtet werden; siehe beispielsweise das Vorgehen der Erhebung von Schülernetzwerken im Projekt ‚Soziale Integration und soziale Netzwerke von Schulkindern‘ (Windzio/Winkler, AG für Migration und Stadtforschung, Universität Bremen, o.J.).

anonymisiert wäre. In den meisten Fällen konnten diese Bedenken durch konkretere Erklärungen zum anonymisierten Umgang mit den Daten zerstreut werden. Einzelne Bewohner blieben hingegen skeptisch und konnten daher nicht für eine Teilnahme an der Befragung gewonnen werden. Auch für Prell (2012: 79f.) ist der oft notwendige Einsatz von Namenslisten in Netzwerkstudien der kritischste Punkt hinsichtlich des Vertrauens der Befragten in die Anonymität der erhobenen Daten. Der Skepsis der Befragten kann nach Prell nur begegnet werden, wie es oben beschrieben erfolgt ist, mit einer möglichst breiten Information der Befragten über das eigene Vorgehen.

7.3.2 Durchführung der Befragung

Die insgesamt neun Befragungstage fanden in einem Zeitraum von zehn Wochen (April bis Juni 2010) statt³⁹. Durch mehrere Maßnahmen wurde angestrebt, am Befragungstag allen Bewohnern die Chance zu bieten, an der Befragung teilzunehmen. Erstens wurden die Befragungstermine auf das Wochenende, meist auf Samstag gelegt. Zweitens fand eine vorherige Terminabsprache mit den Bewohnern statt, für die den Gruppen möglichst freie Terminwahl gegeben wurde. Drittens konnten Bewohner, die am Befragungstag verhindert waren, die ausgefüllten Fragebögen kostenfrei an das Forschungsinstitut zurücksenden.

An allen Befragungstagen waren die Autorin sowie eine studentische Hilfskraft über den gesamten vereinbarten Zeitraum für die Befragten ansprechbar. Die Ausgabe der Fragebögen fand im Gemeinschaftsraum der Projekte statt. Gleichzeitig konnten die Befragten jederzeit den Gemeinschaftsraum aufsuchen, um Fragen zu klären oder Hilfestellung beim Ausfüllen der Fragebögen zu erhalten. Zudem wurde mit einzelnen Befragten der Fragebogen gemeinsam in deren Wohnung ausgefüllt, wenn sie diese Art der Befragung wünschten. Die meisten Bewohner füllten den Fragebogen allein aus, entweder im Gemeinschaftsraum oder in ihren Wohnungen.

In allen sieben Wohnprojekten boten die Befragungstermine bzw. die Besuche zur Abgabe der Fragebögen ausreichend Gelegenheit, das jeweilige Projekt genauer kennenzulernen. So waren in allen Projekten die verantwortlichen Ansprechpartner oder sonstige engagierte Bewohner sehr daran interessiert, ihr Wohnprojekt vorzustellen. Dazu überreichten sie Informationsmaterial, berichteten in ausführlichen Gesprächen oder ermöglichten die

39 Die Feldphase wurde von der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung gefördert (Projekt 'Soziale Integration und soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen', April – Dezember 2010, Projektleiter: Prof. Dr. Michael Wagner).

Besichtigung einzelner Wohnungen und – in allen Fällen – Führungen über das Projektgelände.

Die sieben befragten Wohnprojekte wurden für die späteren Analysen durchnummeriert: bei den Wohnprojekten 1 bis 5 handelt es sich um die Mehrgenerationenprojekte, Wohnprojekt 6 ist das 50+-Projekt und Wohnprojekt 7 das Projekt für Haushalte mit Kindern.

Besonderheiten in einzelnen Wohnprojekten:

Die Altersstruktur von *Wohnprojekt 6* wich erheblich von den übrigen befragten Projekten ab, auch wenn berücksichtigt wird, dass es sich bei Wohnprojekt 6 als einziges um ein 50+-Projekt ohne Kinder handelt (Kap. 8.2.2). So waren 16 Befragte (44%) 80 Jahre und älter, während in den übrigen fünf Projekten keine oder nur ein bis zwei Bewohner zur Altersgruppe der über 80-Jährigen zählten (0-8%).

Im Vergleich zum Verlauf der Befragungen in den übrigen Wohngruppen fiel der Unterstützungsbedarf in Wohnprojekt 6 deutlich größer aus, vor allem bei Bewohnern ab etwa 80 Jahren. Viele der hochaltrigen Befragten trauten sich die selbstständige Beantwortung eines schriftlichen Fragebogens nicht zu. Zudem waren einige Bewohner gesundheitlich eingeschränkt, z.B. durch Sehschwäche oder zittrige Hände. Daher nahmen viele das Angebot an, den Fragebogen gemeinsam mit ihnen auszufüllen. Etwa 20 Bewohner in Wohnprojekt 6 füllten den Fragebogen am Befragungstag gemeinsam mit den Forschern aus.

Einige Methodenstudien gehen der Frage nach, ob es Alterseffekte bei Teilnahmebereitschaft und Antwortverhalten sowie der Datenqualität gibt. Keine Differenzen in der Teilnahmebereitschaft an schriftlichen Befragungen fanden Brune et al. (1991). Noch nicht zufriedenstellend erforscht ist nach Knäuper et al. (2002: 93) der genaue „Einfluss altersabhängiger Veränderungen in sensorischen und kognitiven Funktionen auf den Frage-Antwort-Prozess“. Die Autoren empfehlen, persönlichen Interviews einen Vorrang vor Telefoninterviews zu geben, damit altersbedingte Restriktionen durch den Interviewer ausgeglichen werden können. In einem Methodenexperiment von Reuband (2006) zeigten Befragte bis zu einem Alter von etwa 70 Jahren in postalischen Befragungen keine größeren Probleme. Mit zunehmendem Alter stieg jedoch der Bedarf an fremder Hilfe, der bei ab 80-Jährigen bei etwa 50 Prozent lag. Bezüglich der Datenqualität, wie der Anzahl fehlender Werte, fanden sich keine altersbedingten Differenzen. Eine geringere Befragungskompetenz bei Befragten ab 70 Jahre war nicht auf einen Alters-, sondern auf einen Bildungseffekt zurückzuführen (Reuband 2006: 116).

Die Befragung von Wohnprojekt 6 wäre ohne die Unterstützung am Befragungstag kaum möglich gewesen. Die Ansprechpartner des Wohnprojekts hatten in der Vorplanungsphase nicht auf die Altersstruktur und deren Kon-

sequenzen für die Befragung hingewiesen. Wenn die für ein Wohnprojekt ungewöhnliche Altersstruktur vorab bekannt gewesen wäre, hätte soweit darauf reagiert werden können, dass ein bis zwei weitere Befragungstermine oder auch mehrere einzelne Besuchstermine der Bewohner vereinbart worden wären. Dadurch wäre die Atmosphäre der Befragung für die Bewohner eventuell etwas entspannter gewesen. Schlussfolgerungen bezüglich der Qualität der in Wohnprojekt 6 erhobenen Daten lassen sich allerdings auf Grundlage der berichteten Methodenliteratur nicht ziehen.

Wie bereits erwähnt, wurde nach Abschluss der Befragungen in den Wohnprojekten 1 bis 6 ein weiteres Projekt rekrutiert, um die Quote der Haushalte mit minderjährigen Kindern an der Gesamtstichprobe zu erhöhen. In diesem *Wohnprojekt 7* füllten nur 12 der 44 Bewohner einen Fragebogen aus. Die Rücklaufquote von 27 Prozent liegt damit deutlich unter denen der übrigen sechs Wohnprojekte (73-97%). Ein wichtiger Grund für den unterdurchschnittlichen Rücklauf war offenbar das geringe Zeitbudget der Bewohner. Vorab erklärte sich zwar ein Großteil der Bewohner bereit, an der Befragung teilzunehmen, der Fragebogen erschien vielen letztlich aber als zu umfangreich. Dieser Aspekt wurde von Bewohnern der übrigen sechs Wohnprojekte nicht als Verweigerungsgrund geäußert. Die Bewohner von Wohnprojekt 7 sind aber offensichtlich überdurchschnittlich in ihrem Alltag belastet. Alle befragten Bewohner sind berufstätig und leben mit ein bis drei Kindern in einem Haushalt. Als weiterer Verweigerungsgrund wurde von einigen Bewohnern geäußert, dass ihnen die Fragen zu persönlich waren. Solche Bedenken wurden in den übrigen Wohnprojekten nicht so dezidiert thematisiert. Allerdings wurden auch in der Befragung in Wohnprojekten von Hieber et al. (2005: 21f.) zu persönliche Fragen und ein als zu umfangreich beurteilter Fragebogen als Verweigerungsgründe angegeben. Die Skepsis bezüglich der Anonymität der Befragung in Zusammenhang mit der eingesetzten Namensliste, die die Bewohner der übrigen Wohnprojekte geäußert hatten, könnte auch in eine ähnliche Richtung weisen.

8 Daten und Methode

Befragt wurden die Bewohner von fünf Jung-Alt-Wohnprojekten (WP 1 - 5) sowie ein 50+-Projekt (WP 6) und eines für Haushalte mit minderjährigen Kindern (WP 7). Für die Jung-Alt-Projekte konnten wie geplant ein Projekt mit weniger als 19 Haushalten (WP 5), drei Projekte zwischen 20 und 39 Haushalten (WP 2, 3 und 4) sowie ein Projekt mit mehr als 40 Haushalten (WP 1) befragt werden. Über alle sieben Wohnprojekte wurde insgesamt ein Stichprobenumfang von 220 Befragten realisiert (Tab. 3).

Tab. 3: Realisierte Stichprobe

	Zielgruppe	Haus- halte	Erwachsene Bewohner	Rücklauf (abs.)	Missings (abs.)	Rücklauf (in %)
WP 1	Jung-Alt	64	75	73	2	97%
WP 2	Jung-Alt	21	27	25	2	93%
WP 3	Jung-Alt	34	41	30	11	73%
WP 4	Jung-Alt	28	30	25	5	83%
WP 5	Jung-Alt	13	20	18	2	90%
WP 6	50+	42	47	37	10	79%
WP 7	HH mit Kindern	30	44	12	32	27%
Σ			284	220	64	

Quelle: Eigene Erhebung.

Die Responseraten betragen bei drei der fünf Mehrgenerationenprojekte zwischen 90 und 97 Prozent, was bei der Erhebung von Gesamtnetzwerken eine sehr gute Quote ist (Newman 2009: 28). Bei zwei der generationenübergreifenden Projekten sowie dem 50+-Projekt liegen die Ausschöpfungsquoten zwischen 73 und 83 Prozent, was eine etwas vorsichtigere Interpretation der Resultate erfordert. In Wohnprojekt 6 konnte trotz der schwierigeren Bedingungen eine akzeptable Responserate von 79 Prozent erreicht werden. Lediglich beim Familienprojekt wurde aus den im letzten Kapitel dargelegten Gründen nur ein sehr geringer Rücklauf von 27 Prozent erzielt. Folglich werden für Wohnprojekt 7 keine Netzwerkanalysen durchgeführt. Nichtsdestotrotz werden die Daten der 12 Befragten für eine Reihe von Aspekten des Zusammenlebens in Wohnprojekten und sozio-demografische Merkmale der Bewohner in die Analysen einbezogen, da sie einen Einblick in das Alltagsleben eines bezüglich Alter und Lebensform sehr homogenen Wohnprojekts geben können.

8.1 Bestimmung der Netzwerkgrenze und fehlende Werte

Für die Analyse von Gesamtnetzwerken muss eine Menge von Akteuren definiert werden, zu denen jeweils die relevanten Beziehungen erhoben werden. Wichtige Qualitätskriterien für die Erhebung von Gesamtnetzwerken sind eine möglichst vollständige Erfassung aller Akteure des Sozialsystems sowie eine theoretisch adäquate Definition der Gruppengrenze (Diaz-Bone 1997: 48; Kossinets 2006: 249f.; Prell 2012: 66f.), d.h. eine Entscheidung, welche Akteure zur Gruppe gehören und welche nicht.

Gruppenmitgliedschaft (Bestimmung der Netzwerkgrenze)

Prinzipiell wurden alle erwachsenen Bewohner der Wohnprojekte zur Grundgesamtheit gerechnet, jedoch exklusive volljähriger Kinder, die mit ihren Eltern im Projekt leben. Letztere wurden nicht berücksichtigt, da ihr Einzug in das Projekt keine bewusste eigene Entscheidung gewesen sein wird. Zur Bestimmung von Netzwerkgrenzen unterscheiden Laumann et al. (1983: 20ff.) zwei Strategien. Während bei der nominalistischen Strategie die Grenzen des Netzwerks allein vom Forscher festgelegt werden, wird bei der realistischen Strategie die Einschätzung von Netzwerkmitgliedern berücksichtigt (Knoke/Yang 2008: 15; Prell 2012: 66f.). Bei den Sozialbeziehungen in Wohnprojekten handelt es sich um Gesamtnetzwerke, deren Gruppengrenzen eindeutig erscheinen. Allerdings zeigt sich in der Praxis in einigen Fällen ein komplizierteres Beziehungsgeflecht. Zur Bestimmung der Gruppengrenzen in den zu befragenden Wohnprojekten wurde daher auch das Urteil der Bewohner hinzugezogen (realistische Strategie). Grundlage für die Festlegung der Gruppengrenze war die von den Bewohnern erstellte Codeliste.

Vollständigkeit des Gruppennetzwerks (Fehlende Werte)

Fehlende Werte können in quantitativen Analysen je nach Art und Ausmaß zu inhaltlichen Verzerrungen führen (Kreienbrock 1993: 142ff.). Unproblematisch sind unsystematische Ausfälle bzw. Ausfälle erster Art (bereinigte Bruttostichprobe) im Gegensatz zu systematischen Ausfällen bzw. Ausfällen zweiter Art (Nettostichprobe). Letztere können die Aussagekraft der Analysen gefährden. Für diese Arbeit sind drei Arten von Ausfällen relevant, die jeweils systematisch oder unsystematisch sein können:

1. der Ausfall von Gruppen, d.h. diejenigen Projekte, die angefragt wurden, aber nicht teilnehmen wollten,
2. der Ausfall von Personen, d.h. die Nichtteilnahme von Bewohnern der befragten Wohnprojekte (Unit-Nonresponse) sowie
3. fehlende Werte bei einzelnen Fragen bei Personen, die an der Befragung teilgenommen haben (Item-Nonresponse).

Item-Nonresponse findet sich in allen quantitativen Studien. Die ersten zwei Arten von Ausfällen sind spezifisch für die Erhebung von Gesamtnetzwerken. Nonresponse auf Individualebene kann auch in anderen quantitativen Studien auftreten, wenn bestimmte Personengruppen unterdurchschnittlich erreicht werden. Kommt es in Surveys zu solchen systematischen Ausfällen, so dass bestimmte Personengruppen unterrepräsentiert sind, kann darauf mit einer Nacherhebung reagiert werden. Diese Möglichkeit existiert bei der Erhebung von Gesamtnetzwerken nicht, da es nicht bestimmte Personengruppen sind, die nicht erreicht wurden, sondern bestimmte Personen.

8.1.1 Ausfälle auf Gruppenebene

Von den 20 kontaktierten Wohnprojekten für Jung und Alt wurden fünf Projekte befragt. Der häufigste Grund ($n=5$), warum eine Befragung in den übrigen 15 Wohnprojekten nicht möglich war, war eine zu geringe positive Resonanz in der Gruppe, die zu einer zu geringen Ausschöpfungsquote geführt hätte. Überdurchschnittlich oft handelte es sich dabei um ältere Projekte (Einzug vor 2000) und um solche, die schon häufiger im Fokus der Öffentlichkeit standen („Leuchtturmprojekte“). Die Bewohner dieser Projekte scheinen zu häufig Auskunft über ihr Projekt gegeben zu haben. Bei der Kontaktaufnahme mit vier Projekten wurde deutlich, dass es sich bei diesen nicht um gemeinschaftliche Wohnprojekte handelte, etwa weil professionelle Betreuer mit im Projekt wohnen. Zu drei Projekten konnte kein Kontakt hergestellt werden. Zudem wurde von drei Wohngruppen mitgeteilt, dass der Befragungszeitraum der Studie ungünstig für die Gruppe sei.

Da die Verteilung beim Schichtungskriterium „Anzahl der Haushalte“ trotz der Absagen wie im Stichprobendesign geplant umgesetzt werden konnte, werden durch diese Ausfälle keine systematischen Verzerrungen bei der realisierten Stichprobe angenommen. Bei zwei Gruppenmerkmalen können Verzerrungen nicht ausgeschlossen werden: dem Projektalter und dem Initiator des Projekts. „Ältere“ Wohnprojekte wurden schlechter erreicht als „jüngere“. Der Schwerpunkt bei den derzeit realisierten Wohnprojekten liegt bei jüngeren Projekten, die in den letzten fünf bis zehn Jahren fertig gestellt wurden; für die Jung-Alt-Projekte gilt dies noch stärker als für die übrigen Projekte (Kap. 7.2). Dennoch bildet die Stichprobe bei diesem Kriterium kein repräsentatives Bild gemeinschaftlicher Wohnprojekte ab.

Zudem umfasst die Stichprobe nur bottom-up-Projekte, d.h. solche, bei denen die erste Initiative für die Umsetzung von Privatpersonen ausging. Zum zahlenmäßigen Verhältnis selbst- zu fremdinitiierten Projekten in Nordrhein-Westfalen liegen keine Daten vor. Nach Veröffentlichungen der Ministerien zu Modellprojekten und den Erkenntnissen aus mehreren Facha-

gungen scheint der Schwerpunkt eindeutig bei den bottom-up-Projekten zu liegen, was die Stichprobe demnach widerspiegeln würde. Auch in selbstinitiierten Projekten gehören nur einige Mitglieder der ersten Interessentengruppe an, da die zukünftigen Bewohner zu unterschiedlichsten Zeitpunkten im Planungsprozess oder auch erst nach der Fertigstellung zur Gruppe stoßen (Kap. 8.2.2). Da in fremdinitiierten Projekten die erste Initiative zwar von externen Akteuren ausgeht, die Planungsphase jedoch zu einem großen Anteil von den künftigen Bewohnern mitbestimmt und gestaltet wird, wird vermutet, dass die Differenz zwischen selbst- und fremdinitiierten Projekten nicht allzu bedeutend ist. Dazu kommt, dass in der Wohnphase auch top-down-Projekte selbstverwaltet sind und ohne externe, den Gruppenprozess steuernde Akteure agieren.

8.1.2 Ausfälle auf Individualebene (Unit-Nonresponse)

Es wird unterstellt, dass das für eine schriftliche Befragung vergleichsweise aufwendige Vorgehen in der Feldphase jedem der Bewohner der sieben Wohnprojekte die Möglichkeit gab, an der Befragung teilzunehmen.

An Befragungen nehmen solche Personen in unterdurchschnittlichem Maße teil, die schwer anzutreffen bzw. erreichbar sind und/oder über wenig Zeit verfügen („not-at-homes“, Schnell et al. 2008: 310). Dabei handelt es sich meist um sehr mobile, beruflich vielbeschäftigte Personen. Des Weiteren sind auch Alleinerziehende zeitlich stark belastet (Kahle 2004; Schneider et al. 2001). Beide Personengruppen sind nicht nur schwerer erreichbar, sondern verweigern auch aufgrund höherer Opportunitätskosten häufiger die Teilnahme an Befragungen (Schnell 1997: 204f.). Bestätigt hat sich dies bei der niedrigen Beteiligung in Wohnprojekt 7, in dem nahezu alle Bewohner hoch qualifiziert und stark beruflich engagiert sind. 13 der 44 erwachsenen Bewohner waren alleinerziehende (und gleichzeitig berufstätige) Frauen, von denen nur zwei einen Fragebogen ausgefüllt haben.

Neben fehlender Zeit führte teilweise eine zu große Skepsis gegenüber der Anonymität der Befragung und besonders der verwendeten Namensliste bei einzelnen Bewohnern zu einer Verweigerung der Teilnahme, wie in Abschnitt 7.3.1 dargelegt. Dies geht sowohl aus der direkten Kommunikation mit den Bewohnern als auch aus späteren Nachfragen bei den Ansprechpartnern hervor. Darüber hinaus wird vermutet, dass Personen, die sich wenig in Prozesse und Aktivitäten ihres Wohnprojekts einbringen und denen ihre Wohngruppe weniger wichtig sind, die Befragung häufiger verweigert haben als stark engagierte und eingebundene Bewohner. So ist es wahrscheinlich, dass die Teilnahme an der Studie bei diesen Personen auf wenig Interesse

stieß, sondern lediglich Kosten in Form von Zeit und Mühe für das Ausfüllen des Fragebogens verursacht hätte.

Während insgesamt 220 Bewohner an der Befragung teilgenommen haben, konnten 64 Bewohner aus den sieben Wohnprojekten nicht befragt werden. Aus dem Vergleich der bekannten Informationen zu diesen 64 Personen mit den Eigenschaften der Befragten kann geschlossen werden, ob es sich dabei um systematische Ausfälle handelt.

Da zur Erstellung der Codelisten von den Ansprechpartnern die Namen der Bewohner mitgeteilt wurden, ist das Geschlecht aller 284 erwachsenen Gruppenmitglieder bekannt. Es zeigt sich, dass in der Stichprobe männliche Bewohner etwas unterrepräsentiert sind, da Männer überproportional oft die Teilnahme an der Befragung verweigert haben.

Darüber hinaus stehen für die befragten wie auch die nicht befragten Bewohner Bewertungen der übrigen Gruppenmitglieder zur Verfügung. So wurden die Bewohner gefragt, wie eng sie sich auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘ mit den übrigen Bewohnern verbunden fühlen. Für die Missings liegen für diese Frage keine eigenen Wertungen vor, dafür aber die eingehenden Wahlen, d.h. wie die teilnehmenden Befragten die Beziehung mit dieser fehlenden Person bewertet haben (Indegree). Ein Methodencheck zeigte, dass die nicht befragten Bewohner durchgängig mehr ‚überhaupt nicht enge‘ Beziehungswahlen erhalten als die Befragten. Ein umgekehrtes Bild zeigt sich beim Blick auf die Anzahl ‚sehr enger‘ Beziehungen: Hier haben die Missings fast ausnahmslos weniger sehr enge Beziehungswahlen erhalten als die Befragten. Die vorherige Vermutung, dass vor allem weniger in Gruppenaktivitäten involvierte Bewohner die Teilnahme an der Befragung verweigert haben, lässt sich mit diesen Auswertungen tendenziell bestätigen, zumindest bezüglich der Realisierung emotional enger Beziehungen.⁴⁰ Obgleich die Stichprobe bei einer Integrationsdimension systematische Verzerrungen aufweist, wird angenommen, dass die Varianz bei den abhängigen Variablen der Dimension Freundschaft groß genug ist, um aussagekräftige Analysen durchführen zu können. Außerdem hat das Fehlen von weniger zentralen Akteuren in einem Gruppennetzwerk nicht so gravierende Effekte wie es das Fehlen zentraler Akteure hätte (Kap. 8.1.3).

8.1.3 Fehlende Werte bei der Analyse sozialer Netzwerke

In diesem Abschnitt wird dargelegt, wie bei den Analysen zu Unterstützungs- und Freundschafts-Netzwerken mit fehlenden Werten umgegangen wird. So

40 Auf mögliche Verzerrungen der Stichprobe beim Unterstützungs-Netzwerk wird in Abschnitt 10.1 eingegangen.

stellen fehlende Kanten (Beziehungen) und Knoten (Akteure) in der sozialen Netzwerkanalyse und speziell bei der Analyse von Gesamtnetzwerken ein viel diskutiertes Problem dar, das aus der relationalen Struktur der Daten resultiert. Können Akteure aus einer Gruppe nicht befragt werden, so fehlen nicht nur Angaben zu ihrer Person, sondern ebenfalls zu ihren Beziehungen, d.h. auch Angaben zu den Befragten sind unvollständig. Handcock und Gile (2007: 12) unterscheiden drei Arten von Dyaden, wenn das Gesamtnetzwerk nicht vollständig erhoben wurde. In den ersten Bereich fallen Dyaden, zu denen von beiden Akteuren Informationen über deren Existenz oder Bewertung vorliegen. Zum zweiten Bereich sind Kanten zu rechnen, zu denen nur von einer Akteursseite Informationen vorliegen, während Dyaden aus dem dritten Bereich vollständig unsichtbar sind, da beide Akteure hierzu keine Angaben gemacht haben.

Welche Konsequenzen solche unvollständigen Angaben auf die Aussagekraft der Netzwerkanalysen haben, ist schwer abzuschätzen (Trappmann et al. 2005: 218) und hängt von verschiedenen Faktoren wie der Art der Relation (gerichtet oder ungerichtet) oder der Bedeutung des Akteurs in seinem Gruppennetzwerkwerk ab. Trotz der umfangreichen Literatur zum Thema existiert noch kein völlig zufriedenstellendes Verfahren für den Umgang mit fehlenden Angaben in Gesamtnetzwerken (Knoke/Yang 2008: 44f.; Prell 2012: 78f.). Drei Strategien werden häufig diskutiert: vollständige, unvollständige oder unsichtbare Dyaden-Analyse.

Bei der *vollständigen Dyaden-Analyse* (complete-case analysis) werden unvollständige und unsichtbare Dyaden aus der Matrix entfernt (Stork/Richards 1992: 196), so dass die „Menge von Knoten und Kanten auf die empirisch beobachtbaren“ (Erlhofer 2008: 256) reduziert wird. Bei diesem Vorgehen gehen Informationen der unvollständigen Dyaden verloren (Little/Rubin 1989: 295). Dennoch ist es häufig die einzig sinnvolle Alternative.

Beim Verfahren der *unvollständigen Dyaden-Analyse* (available-case analysis bzw. Rekonstruktion) werden Informationen zu einer Dyade über deren bekannte Seite rekonstruiert, d.h. Angaben von Akteur A zu seiner Beziehung mit Akteur B, der nicht befragt wurde, werden für Akteur B ergänzt (Stork/Richards 1992: 198ff.). Anwendbar ist diese Strategie für unvollständige, nicht aber für unsichtbare Dyaden. Nach Stork und Richards (1992: 198) können Netzwerkdaten unter zwei Voraussetzungen rekonstruiert werden: „The first is that respondents should not be systematically different from nonrespondents. The second is that the data available from respondents should be reliable descriptions of the relationships that they have with nonrespondents“. Der Anspruch verlässlicher Daten ist für ungerichtete Relationen eher gegeben als für gerichtete. Die Aussage über die Existenz einer

Freundschaft bzw. der Bewertung der Intensität einer Beziehung wird nicht unbedingt von beiden Akteuren bestätigt.

Die *unsichtbare Dyaden-Analyse* greift auf Imputationsverfahren zurück, die sich bei anderen statistischen Analyseverfahren bewährt haben, jedoch eher schwer auf die Netzwerkanalyse übertragen lassen. Hierzu wurden verschiedene, teils sehr komplexe Methodenstudien durchgeführt (Huisman 2009; Little/Rubin 1989: 294f.; Robins et al. 2004: 260). Dennoch gibt es noch keine allgemeine Strategie, die empfehlenswert erscheint, insbesondere wenn alle Angaben eines Akteurs fehlen.

Bei der Entscheidung über das geeignete Verfahren wird zwischen den zwei Dimensionen soziale Unterstützung und Freundschaft unterschieden. Wie dargelegt, ist eine Rekonstruktion für gerichtete Relationen wie Freundschaften nicht empfehlenswert. So zeigt auch die Netzwerkgrafik des Freundschafts-Netzwerks von Wohnprojekt 4 (Abb. 5 in Kap. 9.1.1), dass reziproke starke Beziehungen nur einen kleinen Anteil an allen realisierten starken Beziehungen ausmachen. Aus theoretischen Erwägungen heraus gilt aber nur eine reziprok bestätigte als Freundschaft (Kap. 9.1.1). Eine Beibehaltung der fehlenden Knoten wäre sinnvoll, wenn der Indegree (die eingehenden Beziehungen) als Indikator für starke Beziehungen bzw. Freundschaften gelten würde. Da dies nicht der Fall ist, werden die Freundschafts-Netzwerke auf die empirisch beobachteten Fälle reduziert, d.h. die Akteure, die nicht an der Befragung teilgenommen haben, werden aus der Matrix entfernt.

Beim Unterstützungs-Netzwerk hingegen sollen die fehlenden Werte, d.h. erhaltene und geleistete Unterstützung, über die bekannte Seite der Dyade rekonstruiert werde. So werden für 192 Bewohner der Projekte 1 bis 5 Analysen zum Unterstützungs-Netzwerk durchgeführt.

Konkrete Schwellenwerte, ab denen zuverlässige Netzwerkanalysen durchgeführt werden können, finden sich selten in der Literatur (Knoke/Yang 2008: 44f.). Als einer der wenigen Autoren, die konkrete Werte nennen, empfiehlt Newman (2009: 28) eine Responserate von mindestens 90 Prozent. Demgegenüber halten sich die meisten Autoren mit einer eindeutigen Empfehlung für eine Minimalquote zurück. Dies liegt sicherlich daran, dass das Fehlen eines Akteurs in einem Gruppennetzwerk unterschiedliche Konsequenzen auf die Analysen haben kann. So fallen Verzerrungen größer aus, wenn zentrale Akteure fehlen (Heidler 2009: 6; Trappmann et al. 2005: 23). Folglich würde das Fehlen von mehreren isolierten Akteuren weniger ins Gewicht fallen als das eines zentralen Akteurs. In Abschnitt 8.1.2 wurde gezeigt, dass die nicht befragten Bewohner aus den Wohnprojekten weniger starke Beziehungen zu haben scheinen als die befragten, so dass sie folglich im Freundschafts-Netzwerk keine zentralen Positionen einnehmen und ihr Fehlen weniger gravierende Folgen haben sollte.

8.2 Beschreibung der Stichprobe

8.2.1 Basisinformationen zu den Wohnprojekten

Die sieben befragten Wohnprojekte unterscheiden sich hinsichtlich verschiedener Aspekte wie räumliche Gegebenheiten, Eigentumsverhältnisse oder formale Gruppenstruktur. Die hier vorgestellten Informationen dazu basieren auf Gesprächen mit Bewohnern und eigenen Beobachtungen während der Befragungstermine. Zudem wurde auf Angaben aus Informationsbroschüren/-flyern sowie den Homepages der Wohnprojekte zurückgegriffen. So verfügen sechs der sieben Projekte über eine eigene Internetseite. An dieser Stelle wird ein detaillierter Überblick über die befragten Wohnprojekte und ihre Besonderheiten gegeben, ohne jedoch die Anonymität der befragten Projekte aufzugeben. Aus diesem Grunde werden die Informationen ohne Angabe des konkreten Projekts dargelegt.

(1) Räumliche Gegebenheiten und Gemeinschaftsflächen

- Bei fünf der sieben Wohnprojekte befinden sich alle Wohnungen in einem gemeinsamen Haus bzw. verbundenen Häuserkomplex, häufig aber mit mehreren separaten Hauseingängen und teils Ausgängen zu verschiedenen Straßen. Die Wohneinheiten sind dabei oft räumlich verbunden, etwa über Laubengänge oder Tiefgarage. Zwei Wohnprojekte setzen sich aus mehreren Häusern zusammen, wobei in diesen Fällen gemeinsame Gartenflächen das verbindende Element bilden.
- In fast allen Gruppen verfügt jeder Bewohner über eigenen Balkon, Terrasse oder Gartenabschnitt, teils zur Gemeinschaftsfläche (Garten, Hof) hin, teils nach außen.
- Alle Wohnprojekte haben einen eigenen Gemeinschaftsraum, der für Gruppenaktivitäten genutzt sowie von Bewohnern und zuweilen auch externen Personen für private Feiern oder Veranstaltungen gemietet werden kann. Der Raum befindet sich meist in einer zentralen, für alle schnell erreichbaren Lage innerhalb des Projektgeländes. Integriert sind häufig Küchezeile, Büro oder Gästezimmer.
- An den Gemeinschaftsraum grenzen oft weitere gemeinsam nutzbare Flächen, wie Hof, Terrasse oder Garten. In vielen Fällen werden Kellerräume gemeinsam genutzt, etwa als Hobby- oder Gymnastikraum, Waschküche oder Fahrradkeller.
- In einigen Projekten wurden beim Bau ökologische Aspekte integriert, wie Solaranlage, Regenwasseraufbereitung oder Passivhaus-Bauweise.
- Fünf der sieben Wohnprojekte waren Neubauten, bei zwei Projekten fand eine Umnutzung bereits vorhandener Gebäude statt.

- Die Projekte befinden sich mehrheitlich in innenstadtnahen Quartieren oder in einem Vorort der Stadt.

(2) *Einzug, Planung, Eigentumsverhältnisse, Nachbelegung*

- *Zeitpunkt des Einzugs:* Bei drei Wohnprojekten lag der Zeitpunkt der Fertigstellung des Projekts maximal zwei Jahren zurück. Drei Projekte waren zwischen drei und sechs Jahren alt. Lediglich ein Projekt besteht bereits seit mehr als 12 Jahren.
- *Planungsphase:* Alle sieben Wohnprojekte sind bottom-up-Initiativen, d.h. die Planung wurde von privaten Akteuren initiiert. Die Interessentengruppen entstanden teils aus bereits bestehenden Gruppen oder Vereinen. Während einige Projekte eine sehr kurze Planungs- und Bauphase von etwa zwei Jahren hatten, waren andere Projekte langwierigen Planungsschwierigkeiten ausgesetzt, etwa bei der Suche nach einem geeigneten Grundstück. Im Mittel betrug die Planungsphase etwa fünf Jahre.
- *Eigentumsverhältnisse:* Bei drei Wohnprojekten handelt es sich um reine Mietprojekte, teils um öffentlich geförderten sozialen Mietwohnungsbaus. Trotzdem wurden zum Teil vom Bewohnerverein oder den Bewohnern selbst finanzielle Eigenleistungen erbracht, etwa zur Finanzierung des Gemeinschaftsraums oder von speziellen Wünschen für die eigene Wohnung. Drei Projekte sind über eine Mischfinanzierung realisiert, d.h. einige Bewohner sind Mieter, einige Eigentümer ihrer Wohnungen. Ein Wohnprojekt wurde als Genossenschaft umgesetzt.
- *Nachbelegung der Wohnungen:* Zu vier der sieben befragten Wohnprojekte liegen Informationen über die Regelung der Nachbelegung der Wohnungen vor. In all diesen Projekten hat der Bewohnerverein – zumindest für einen Zeitraum von drei Monaten – das Entscheidungsrecht für die Nachbelegung, auch in Abhängigkeit von den Eigentumsverhältnissen im Projekt. So ist es in Eigentums- oder Genossenschaftsprojekten einfacher, die Entscheidungsmacht allein bei der Wohngruppe zu belassen, während bei Mietprojekten die Ansprüche und Anrechte eines Investors zu berücksichtigen sind. Den Ablauf der Nachbelegung können die Bewohner bzw. Vereinsmitglieder individuell festlegen. Der Aspekt der Nachbelegung spielt eine wichtige Rolle bezüglich der Nachhaltigkeit der Wohnprojekte. Hat die Bewohnergruppe Einfluss auf die Nachbelegung, können sie eher garantieren, dass Bewohner einziehen, denen die Idee des gemeinschaftlichen Wohnens wichtig ist bzw. die in die bestehende Gemeinschaft passen.

(3) Festlegung der Altersstruktur

- Einige Projekte haben in ihrer Konzeptions- und Planungsphase feste Kriterien für die Gruppenzusammensetzung festgelegt, wie zum Beispiel je ein Drittel unter 40 Jahre, zwischen 40 und 60 Jahre und über 60 Jahre oder zum Verhältnis von Haushalten mit und ohne Kinder. Teilweise muss dieser Plan bei der konkreten Belegung der Wohnungen aufgegeben werden, wenn gewünschte Bewohnergruppen nicht im entsprechenden Maße gewonnen werden können. Dies zeigt sich bei den befragten Jung-Alt-Projekten fast durchgängig bei den Haushalten mit Kindern, die zu- meist unterrepräsentiert sind.

(4) Formale Gruppenstruktur

- In allen Wohnprojekten existiert ein Vereinsvorstand, da die Gründung dieser Rechtsform in der Planungsphase unumgänglich ist. Der Vorstand soll nur für Gruppenbelange mit externen Akteuren zuständig sein, d.h. die hierarchische Struktur wirkt nicht in das Innenleben der Wohngruppen hinein, so lautet zumindest der Anspruch der Gruppen nach basisdemo-kratischen Strukturen.
- In den meisten Wohnprojekten finden regelmäßige Gruppensitzungen statt, meist im drei- oder vierwöchigen Turnus. An den Treffen nehmen nicht immer alle Bewohner teil, sondern – je nach Gruppengröße – etwa die Hälfte der Mitglieder.
- Anfallende Aufgaben werden in den Projekten unterschiedlich verteilt. In einer Gruppe gilt die Verpflichtung für jeden Bewohner, eine feste Auf- gabe zu übernehmen. In den übrigen Projekten werden die Gruppenauf- gaben auf freiwilliger Ebene vergeben, etwa mittels fester Arbeitsgruppen zu spezifischen Themen oder einzelner verantwortlicher Personen. Typi- sche Verantwortlichkeiten Einzelner sind zum Beispiel Gartenpflege, Vereins- und Vorstandsarbeit, Pflege des Gemeinschaftsraums, Öffent- lichkeitsarbeit oder handwerkliche Arbeiten bzw. Hausmeistertätigkeiten.

8.2.2 Die Sozialstruktur der Wohnprojekte

Nachfolgend wird die Verteilung der Stichprobe nach sozio-demografischen Merkmalen der Bewohner in den sieben Wohnprojekten vorgestellt. Beachtet werden muss, dass die Zusammensetzung der Wohngruppen als Ganzes von diesen Werten insofern teilweise abweicht, als dass nicht alle Bewohner der Wohnprojekte für eine Befragung gewonnen werden konnten. In den Wohn- projekten 1, 2 und 5 wurden nur je zwei Bewohner nicht befragt, und auch in Projekt 4 war der Ausfall mit fünf Bewohnern relativ gering. Dagegen fehlen in den Projekten 6, 3 und 7 mit 10, 11 bzw. 32 nicht befragten Bewohnern

deutlich mehr Angaben für ein vollständiges Bild der Sozialstruktur dieser Wohnprojekte.

Das durchschnittliche Alter der 220 Bewohner aus den sieben Wohnprojekten beträgt 58 Jahre (Tab. 4), die jüngste (erwachsene) Person ist 24 Jahre, die älteste 91 Jahre. Die unter 50-Jährigen machen ein Drittel der befragten Bewohner aus; sie leben mehrheitlich in Haushalten mit Kindern. Ein Großteil der Bewohner der befragten Wohnprojekte zählt somit zu den höheren Altersgruppen, wobei der Schwerpunkt auf den mittleren Alten zwischen 65 und 79 Jahren liegt (34%). Demgegenüber leben nur wenige Menschen über 80 Jahre in den befragten Projekten (10%).

Die sieben Wohnprojekte unterscheiden sich stark in der Altersstruktur (Kruskal-Wallis-Test: 81,21***). In den fünf Mehrgenerationenprojekten (WP 1-5) beträgt der Altersmittelwert zwischen 51 und 63 Jahre. Lediglich bei Projekt 3 sind die über 50-Jährigen in der Stichprobe mit 84 Prozent sehr dominant, was aber dem Umstand geschuldet ist, dass in dieser Gruppe viele der nicht befragten 11 Bewohner unter 50 Jahre alt sind. In Wohnprojekt 6 sind nahezu alle Bewohner über 65 Jahre alt. Der Altersmittelwert liegt mit 78 Jahren ungewöhnlich hoch, auch für ein 50+-Wohnprojekt. Überdies ist erwähnenswert, dass von den 21 befragten Hochaltrigen 16 in Wohnprojekt 6 leben. Folglich leben in den fünf Jung-Alt-Projekten insgesamt lediglich fünf Personen über 80 Jahre. Wohngruppe 7 – konzipiert für Haushalte mit Kindern – ist wie Projekt 6 ebenfalls sehr altershomogen, im Vergleich zu den übrigen Projekten jedoch sehr jung. Auch wenn in Wohnprojekt 6 und 7 verhältnismäßig viele Bewohner nicht befragt werden konnten (n=10 bzw. 32), hat dies kaum einen Effekt auf die dargestellte Altersstruktur, wie aus der Kommunikation an den Befragungstagen bekannt ist.

In der Geschlechterverteilung beträgt der Anteil der Frauen an den 220 Befragten 72 Prozent (Tab. 4). Frauen sind in allen Wohnprojekten deutlich überrepräsentiert. Der größte Anteil der Männer lebt in einem Haushalt mit ihren Partnerinnen (74%). Der Anteil alleinlebender Männer in den sieben Wohngruppen beträgt im Durchschnitt 7 Prozent. Alleinlebende Frauen stellen demgegenüber einen der häufigsten Haushaltstypen dar (44%). Alleinlebende Männer und Frauen zählen mehrheitlich zu den älteren Bewohnern (MW: 63 bzw. 65 Jahre). Frauen und Männer, die mit Partner, aber ohne Kinder im Haushalt leben, machen 27 Prozent der Befragten aus und zählen ebenfalls eher zu den älteren Bewohnern, wenngleich sie im Mittel mit 59 Jahren etwas jünger sind als die Alleinlebenden.

Zur mit Abstand jüngsten, altershomogensten Gruppe zählen diejenigen, die mit Kindern zusammenleben. Sie machen 22 Prozent der Befragten aus, wobei es sich eher um Elternpaare und weniger um Alleinerziehende handelt. In den fünf Jung-Alt-Projekten sind Haushalte mit Kindern mit 23 Prozent

vertreten, wobei ihr Anteil zwischen 7 und 48 Prozent schwankt (Cramer's V: 0,32***). So leben in einzelnen Projekten nur ein oder zwei Haushalte mit Kindern. Die Mehrheit der befragten Eltern ist erwerbstätig (80% der Elternpaare, 100% der alleinerziehenden Frauen).

Tab. 4: Verteilung der Stichprobe nach sozio-demografischen Merkmalen

	N	%	Alter in Jahren	
			MW	SD
18-49 Jahre	72	33,0		
50-64 Jahre	51	23,4		
65-79 Jahre	74	33,9		
ab 80 Jahre	21	9,6		
Männer	62	28,2	56,1	16,3
Frauen	158	71,8	59,2	16,6
Frau, allein lebend	96	43,8	65,2	14,5
Mann, allein lebend	16	7,3	62,9	14,7
Paarhaushalt ohne Kind	59	27,0	58,9	16,6
Paarhaushalt mit Kind	39	17,8	42,0	6,9
Frau, allein erziehend	9	4,1	42,1	8,1
ohne Schulabschluss / Haupt-/Volksschule	40	18,6	69,9	12,6
mittlere Reife/Realschule	42	19,4	66,8	15,1
(Fach)Hochschulreife	134	62,0	51,9	14,9
erwerbstätig	103	47,5	47,0	11,9
nicht erwerbstätig	114	52,5	68,3	13,3
Berufsprestige Stufe 1-2	28	13,7	61,8	17,7
Berufsprestige Stufe 3	76	37,1	58,4	14,7
Berufsprestige Stufe 4-5 ^a	84	41,0	56,6	17,0
gesamt	220	100,0	58,3	16,5

a übrige 8,2 Prozent: ,in Ausbildung' oder ,nie erwerbstätig'

MW: Mittelwert, SD: Standardabweichung

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Die Frage nach dem höchsten Bildungsabschluss zeigt, dass es sich bei den befragten Bewohnern mehrheitlich um hoch gebildete Personen handelt. So verfügen im Durchschnitt der sieben Wohnprojekte 62 Prozent über die (Fach-)Hochschulreife (Tab. 4), 45 Prozent über einen Fachhochschul- oder

Hochschulabschluss. Unter dem Durchschnitt aller Projekte liegt Wohnprojekt 6, in dem nur 15 Prozent der Befragten eine (Fach-)Hochschulreife haben, was sich jedoch in erster Linie mit dem deutlich höheren Alterslevel dieses Projekts erklären lässt. Demgegenüber verfügen in Wohnprojekt 7 92 Prozent der Befragten über die (Fach-) Hochschulreife, womit es sich hier um eine äußerst bildungshomogene Gruppe handelt. Dieses Resultat erklärt sich maßgeblich aus dem geringen Altersdurchschnitt von Wohnprojekt 7.

Erwerbstätig sind 48 Prozent der Befragten, davon 26 Prozent Vollzeit. Die Erwerbstätigen sind im Mittel 47 Jahre alt, die Nichterwerbstätigen mit durchschnittlich 68 Jahren deutlich älter, d.h. bei den Nichterwerbstätigen handelt es sich mehrheitlich um Personen im Ruhestand. Die Befragten haben oder hatten im Hinblick auf ihre zuletzt ausgeübte Erwerbstätigkeit überwiegend mittlere oder höhere berufliche Positionen⁴¹ inne.

Die Bewohner kamen in unterschiedlichen *Phasen der Projektrealisierung* zur Gruppe hinzu und konnten sich folglich in unterschiedlichem Ausmaß in die Planung einbringen. Daher sollten die Bewohner angeben, in welcher Phase sich das Projekt befand, als sie zur Gruppe stießen. Der Anteil derjenigen, die von der ersten Stunde an zur Gruppe gehörten, beträgt 17 Prozent. Weitere 25 Prozent kamen im Entwicklungsprozess und 24 Prozent im Bauprozess hinzu (Tab. 36 im Anhang). Ein Drittel der derzeitigen Bewohner wurde erst kurz vor der Fertigstellung des Projekts Gruppenmitglied oder zog zu einem späteren Zeitpunkt im Zuge eines Bewohnerwechsels ein.

Der Anteil von Frauen, die an den verschiedenen Planungsphasen beteiligt waren, ist mit 46 Prozent höher als der Anteil der mitplanenden Männer (32%), die eher im Bauprozess oder erst zur Fertigstellung hinzukamen. Bei den Merkmalen Altersklasse, Haushaltsform und Erwerbsstatus muss berücksichtigt werden, dass sich der Eintritt in die Gruppe auf einen Zeitpunkt mehrere Jahre zuvor beziehen kann und somit die derzeitige Zugehörigkeit zu einer Kategorie von der damaligen Lebenssituation abweichen kann.

Dennoch gibt es eindeutige Tendenzen, welche Personen in welcher Phase hinzustoßen: So sind es primär die mittleren Alten zwischen 50 und 79 Jahren, die Mitglieder der ersten Interessentengruppe sind oder im weiteren Verlauf der Planung mitwirken. Dagegen stoßen Bewohner über 80 Jahre mehrheitlich erst bei der Fertigstellung zur Gruppe (71%), was wahrscheinlich gesundheitlichen Beeinträchtigungen geschuldet ist. Die Gruppe der 18- bis 49-Jährigen und Haushalte mit Kindern gehören sehr selten zu den Projektinitiatoren, sondern kommen häufig ebenfalls erst zum oder nach der Fertigstellung dazu. Zudem engagieren sich in der ersten Planungszeit eher

41 Operationalisiert wurde die berufliche Stellung nach den Konventionen der demographischen Standards des Statistischen Bundesamtes. Anhand dieser wurde eine 5-stufige Skala zur Bestimmung des Berufsprestiges gebildet (Hoffmeyer-Zlotnik 2003).

Personen, die ohne einen Partner leben (22%), als Personen, die mit Partner im Haushalt leben (11%). Personen mit mittlerem Bildungsabschluss gehören eher als Personen mit niedrigem oder hohem Bildungsabschluss der ersten Initiativgruppe an. Nichterwerbstätige sind eher in der ersten Interessentengruppe aktiv (22%) als Erwerbstätige (12%). Je höher das berufliche Prestige der Befragten ist, desto eher gehören sie der Gruppe der Projektinitiatoren an.

Die Differenzen zwischen den Geschlechtern, den Bildungs- und Berufsprestigeklassen sowie den Erwerbs- und Nichterwerbstätigen sind nicht signifikant, die zwischen den vier Altersgruppen hingegen hoch signifikant und die zwischen Personen aus unterschiedlichen Haushaltskonstellationen schwach signifikant. Demgemäß lassen sich die Projektinitiatoren charakterisieren als eher weiblich, im Alter zwischen 50 und 79 Jahren, alleinlebend, nicht (mehr) erwerbstätig, mit mittlerem Bildungsniveau und in der zuletzt ausgeübten Erwerbstätigkeit in höherer beruflicher Position aktiv.

An dieser Stelle wird die Soziodemografie der Stichprobe dieser Befragung verglichen mit Resultaten anderer empirischer Studien. In Studien aus Nord-europa und den USA sind Frauen ebenfalls deutlich stärker vertreten als Männer und machen mindestens zwei Drittel der befragten Bewohner aus (Berggren 2013: 24; Binner et al. 2011: 178; Brenton 1999: 9; Choi 2004: 1196; Glass 2012: 351; Tyvimaa 2011: 202; Woodward 1987: 223). Bei den höheren Altersgruppen überwiegen auch in anderen Studien die jungen und mittleren Alten, während wenig über 80-Jährige in den Projekten leben (Choi 2004: 1196; Tyvimaa 2011: 202). Es zeigt sich außerdem, dass der überwiegende Teil der Bewohner in einer gesundheitlich sehr guten bis guten Verfassung ist (Brenton 2001: 174; Choi 2004: 1196). In älteren empirischen Untersuchungen wurde eine Dominanz von akademisch gebildeten Personen aus sozialen bzw. pädagogischen Berufen konstatiert (Novy 1989: 57; Voesgen 1989b: 254; Woodward 1987: 223). Auch in aktuelleren Studien überwiegen meist Bewohner mit höherem Bildungsniveau und sozialem Status (Berggren 2013: 24; Binner et al. 2011: 178; Fromm 2000: 105; Glass 2012: 351; Korpela 2012: 343; Millonig et al. 2010: 98; Tyvimaa 2011: 202; s. auch Kap. 3.1.1). Lediglich in der Erhebung von Choi (2004: 1196) dominieren Personen mit eher niedrigem und mittlerem Bildungslevel.

8.3 Auswertung und statistische Verfahren

In diesem Abschnitt wird kurz dargelegt, auf Basis welcher statistischer Verfahren die Analysen in den Kapiteln 9 und 10 erfolgen. Auf Verfahren, die

nur für einzelne Analysen und Fragestellungen erfolgen, wird in den entsprechenden Abschnitten eingegangen.

Die Analysen erfolgen teils auf Individual- und teils auf Dyadenebene. So ist bei den Analysen zum Ausmaß sozialer Integration und den Bedingungen sozialer Unterstützung die Analyseseinheit der einzelne Bewohner (Kap. 9.1, 10.2 und 10.3). Demgegenüber bewegen sich die Analysen zu den Bedingungen der Freundschaftswahl (Kap. 9.2) und zu Charakteristika von Unterstützungsbeziehungen (Kap. 10.1) auf Dyadenebene. Letzteren liegt eine deutlich erhöhte Fallzahl zugrunde. Für gerichtete Relationen⁴² errechnet sich in einer Gruppe mit n Personen die Anzahl möglicher Beziehungen zwischen ihnen als $n \cdot (n-1)$.

Die Netzwerkanalysen, besonders jene auf Dyadenebene, wurden mit der Software Ucinet 6 for Windows⁴³ (Version 6.446, Stand 19.11.2012) durchgeführt. Bei dieser handelt es sich um eine Spezialsoftware für die Analyse von Gesamtnetzwerken, die fortlaufend aktualisiert wird. Standardstatistiksoftware ist demgegenüber nicht in der Lage, Analysen auf der Ebene von Beziehungsmatrizen auszuführen. Informationen zu einzelnen Analysen wurden primär den Handbüchern von Hanneman und Riddle (2005) sowie Borgatti et al. (2002) entnommen. Für die Analyse von Gesamtnetzwerken wird vielfach das QAP-Verfahren (quadratic assignment procedure) verwendet, was auf Permutationen basiert. Diese besondere Prozedur, die auf wiederholten Zufallsauswahlen beruht, ist notwendig, da bei Netzwerkdaten auf Dyadenebene keine Unabhängigkeit der Fälle besteht (Dekker et al. 2007; Hanneman/Riddle 2005: 227ff.; Hubert/Schultz 1976; Krackhardt 1988; Martin 1999; Prell 2012: 202f.). Das QAP-Verfahren liegt nahezu allen Analysen auf Dyadenebene zugrunde (Kap. 9.2 und 10.1).

Im Folgenden wird eine Maßzahl bestimmt, die das Ausmaß der sozialen Integration der Bewohner adäquat abbildet. Hierzu bietet sich der Degree bzw. die Degree-Zentralität an. Diese ist in der sozialen Netzwerkanalyse eine der wichtigsten Zentralitätsmaße, welche die Anzahl direkter Beziehungen angibt (Jansen 2006: 127ff.; Prell 2012: 97ff.; Trappmann et al. 2005: 25ff.). Demgegenüber geben andere Maße wie Closeness- und Betweenness-Zentralität keine Auskunft über direkte, sondern über indirekte Beziehungen. Sie sind daher Indikatoren für strategisch günstige Positionen des Akteurs in seinem Gruppennetzwerk und bei Fragestellungen etwa zu Machtpositionen oder der Diffusion von Informationen relevant.

42 Bei gerichteten Beziehungen wird unterschieden „von wem eine Beziehung ‚ausgeht‘ und an wen sie ‚gerichtet‘ ist“ (Diaz-Bone 1997: 40f.). Die Entscheidung, ob eine Relation gerichtet oder ungerichtet ist, ist stets eine theoretisch zu beantwortende Frage. Freundschafts- und Unterstützungsbeziehungen sind beide gerichtet.

43 Borgatti, S.P., Everett, M.G. and Freeman, L.C. 2002. Ucinet for Windows: Software for Social Network Analysis. Harvard, MA: Analytic Technologies.

Neben dem Degree als absolute Maßzahl gibt es in der Netzwerkanalyse ein Zentralitätsmaß, welches die Gruppengröße berücksichtigen soll: der Normalized Degree (Prell 2012: 99f.). Dieses von Freeman (1979: 221) entwickelte Maß errechnet sich durch das Teilen des Degrees durch die Anzahl der Gruppenmitglieder und stellt somit eine Art Dichtemaß dar. Dem Normalized Degree liegt die Annahme zugrunde, dass die Wahrscheinlichkeit einer realisierten Beziehung proportional mit der Anzahl von Gruppenmitgliedern steigt. Dies ist jedoch eine problematische Annahme. So gibt Prell (2012: 170) zu bedenken, dass größere Netzwerke häufig eine geringere Dichte haben als kleinere Netzwerke: „[B]ecause larger networks have a greater potential for more ties, this very fact makes it difficult for large networks to have high density values; it is much easier for smaller networks to reach their full potential density score“. Daher wird dem absoluten Degree als Maß für soziale Integration der Vorzug gegeben. Die exakte Operationalisierung der zwei Maße für soziale Integration wird in den entsprechenden Abschnitten ausgeführt (Kap. 9.1.1 und 10.2.1).

Wie bereits in der Einführung dargelegt, konzentriert sich diese Arbeit auf individuelle Merkmale der Bewohner. Um dies zu erreichen, wurden auf Individualebene möglichst umfassende Daten erhoben (Gesamtnetzwerke), weshalb die Stichprobe auf Gruppenebene nicht zu groß ausfallen konnte. Daher konnte für die multivariaten Analysen nicht auf Mehrebenenanalysen zurückgegriffen werden, in denen Individual- wie Gruppeneffekte hätten gleichzeitig modelliert werden können. Hierfür sollten mindestens 10, im besten Fall 30 Fälle auf Gruppenebene vorliegen (Maas/Hox 2005; Snijders/Boskers 1999: 44f.). Als Alternative werden Regressionsmodelle für die Gesamtstichprobe⁴⁴ der fünf Mehrgenerationenprojekte geschätzt (lineare und binär logistische), in denen neben den individuellen Merkmalen Dummy-Variablen für die Zugehörigkeit der Bewohner zu den einzelnen Wohnprojekten einbezogen werden. Dieses Vorgehen kann keine Mehrebenenanalysen ersetzen und gibt nur eingeschränkt Auskunft über den Einfluss von Gruppenmerkmalen auf die soziale Integration des Einzelnen. So wird ein Wohnprojekt als Referenz bestimmt, d.h. untersucht werden jeweils die Differenzen zwischen den übrigen Projekten und diesem Referenzprojekt. Die Wahl fiel auf das größte der fünf Mehrgenerationenwohnprojekte⁴⁵ (WP 1). Wenn sich hier signifikante Differenzen zeigen, ist dies ein erster Hinweis auf mögliche Gruppeneffekte. Zugleich wurden Tests auf signifikante Unterschiede

44 Als Beispiel für eine andere Untersuchung, in der mehrere Gesamtnetzwerke (Schulklassen) für eine Analyse individueller Merkmale in einem Gesamtdatensatz analysiert wurden, sei auf Dunkake (2012) verwiesen.

45 Testanalysen, in denen das Referenzprojekt ausgetauscht wurde, kamen zu vergleichbaren Ergebnissen.

bei den jeweiligen abhängigen und unabhängigen Variablen durchgeführt (Cramer's V, F-Test und K-W-Test). Dennoch bleibt der Fokus des Forschungsinteresses klar auf dem Einfluss der individuellen Merkmale der Bewohner auf das Ausmaß ihrer sozialen Integration in die Wohngruppe.

Nochmals wird zusammenfassend auf die komplexe Frage nach der Repräsentativität der vorliegenden Daten eingegangen. Ob mit empirischen Daten repräsentative Aussagen über die Grundgesamtheit möglich sind, hängt von vielen Faktoren ab, insbesondere der Stichprobenziehung und den Ausfällen. Grundgesamtheit dieser Arbeit sind realisierte Mehrgenerationenwohnprojekte in Nordrhein-Westfalen. Die zu befragenden Projekte wurden als geschichtete Zufallsstichprobe nach der Anzahl der Haushalte gezogen (Kap. 7.2). Hinsichtlich dieses Kriteriums weist die realisierte Stichprobe keine Verzerrungen im Vergleich zur Grundgesamtheit auf. Leichte Verzerrungen bestehen bei den Merkmalen Projektalter und Projektinitiatoren, die aber als wenig gravierend beurteilt werden: So wurden eher jüngere als ältere und nur selbstinitiierte und keine fremdinitiierten Projekte befragt (Kap. 8.1.1). Auf Ebene der Individuen hat sich gezeigt, dass Männer etwas unterrepräsentiert sind (Kap. 8.1.2). Dennoch stimmt die hier realisierte Stichprobe tendenziell⁴⁶ bei den Merkmalen Geschlecht und Bildung mit anderen empirischen Studien zu Wohnprojekten überein (Kap. 8.2.2). Bei diesen Studien handelt es sich mehrheitlich um Studien zu Wohnprojekten bzw. Cohousing-Projekten aus dem Ausland (etwa Dänemark, Niederlande oder den USA) (u.a. Berggren 2013; Binner et al. 2011; Choi 2004; Glass 2012; Tyvimaa 2011). In Bezug auf das Merkmal Alter ist ein Vergleich der zitierten Studien mit der Stichprobe dieser Arbeit schwieriger, da nicht immer Mehrgenerationenprojekte befragt wurden. Dennoch überwiegen auch in anderen Studien bei den höheren Altersgruppen die jungen und mittleren Alten. Da sich diese Arbeit auf die Einflüsse individueller Merkmale der Bewohner auf ihre soziale Integration fokussiert und die Stichprobe anscheinend die Bewohnerschaft gemeinschaftlicher Mehrgenerationenwohnprojekte recht repräsentativ abbildet, wird in den nachfolgenden Analysen auf eine Gewichtung des Gesamtdatensatzes verzichtet.

Zu den Analysen zum Freundschafts-Netzwerk (Kap. 9) muss diesbezüglich beachtet werden, dass eines der fünf Jung-Alt-Projekte (WP 3) nicht in die Analysen einbezogen werden konnte aufgrund zu hoher Missingraten bei der abhängigen Variable. Hinsichtlich der in die Analysen zum Freundschafts-Netzwerk einbezogenen Variablen zeigen sich zwischen Projekt 3 und den übrigen Jung-Alt-Projekten (WP 1, 2, 4 und 5) folgende auffällige Differenzen: In Projekt 3 leben etwas mehr Frauen. Zudem sind die Befrag-

46 Da es keine offiziellen Zahlen hierzu gibt und die zum Vergleich herangezogenen Studien selten repräsentativ sind, kann ein solcher Vergleich nur Tendenzen aufzeigen.

ten dieses Projekts etwas älter, seltener erwerbstätig und leben seltener mit Partner und/oder Kind(ern) zusammen im Vergleich zu den Befragten der anderen vier Projekte. Außerdem ist der Anteil derjenigen, die in frühen Projektphasen zur Gruppe kamen, in Projekt 3 höher als in den übrigen Projekten. All diese berichteten Unterschiede werden aber nicht auf eine abweichende Sozialstruktur der Bewohnerschaft, sondern in erster Linie auf systematischen Unit-Nonresponse in Projekt 3 zurückgeführt, wie bereits in Abschnitt 8.2.2 erwähnt. Aufgrund dessen wird das Fehlen des Wohnprojekts in den Analysen zum Freundschafts-Netzwerk als wenig gravierend für die Repräsentativität der Ergebnisse eingestuft. Ebenfalls aufgrund zu hoher Missingraten können das Seniorenprojekt (WP6) und das Familienprojekt (WP7) nicht in die Netzwerkanalysen einbezogen werden; das Familienprojekt wird zumindest in den Analysen in Abschnitt 10.3 zu den Bedingungen sozialer Unterstützung berücksichtigt.

Bei den befragten Mehrgenerationenprojekten handelt es sich um unterschiedlich große Gruppen, die Anzahl von Bewohnern schwankt zwischen 18 und 72 Personen. Vermutet wird, dass die Projektgröße einen Einfluss auf das verfügbare Beziehungspotential zum Aufbau von Freundschaften und dem Austausch sozialer Unterstützung hat, was Einfluss auf die Größe des Netzwerks des einzelnen Bewohners haben könnte. Dieser Aspekt wird bei der Operationalisierung der jeweiligen abhängigen Variable diskutiert und entsprechend berücksichtigt, bei der Analyse der Freundschaften durch eine Transformation, bei sozialer Unterstützung durch eine Dichotomisierung der abhängigen Variable.

In vielen bivariaten und den multivariaten Analysen wurden Signifikanztests durchgeführt. In den Sozialwissenschaften ist es meist üblich, eine Nullhypothese zu verwerfen, wenn die Irrtumswahrscheinlichkeit P „kleiner oder gleich 5% bzw. sogar kleiner oder gleich 1% ist“ (Bortz 1999: 114). Bortz fügt hinzu, dass es bei „[i]nnovative[n] Forschungen in einem relativ jungen Untersuchungsgebiet“ (ebd.: 122) zu rechtfertigen ist, die Irrtumswahrscheinlichkeit auf 10 Prozent zu erhöhen. Daher werden in dieser Arbeit vier Signifikanzniveaus unterschieden:

Tab. 5: Signifikanzniveaus

Irrtumswahrscheinlichkeit	Interpretation	Symbolisierung
$p \leq 0,10$	schwach signifikant	†
$p \leq 0,05$	signifikant	*
$p \leq 0,01$	hoch / sehr signifikant	**
$p \leq 0,001$	höchst signifikant	***

Quelle: eigene Darstellung.

9 Freundschaften in Wohnprojekten

Auf die offene Frage, was ihnen „besonders gut am Leben in ihrem Wohnprojekt“ gefällt⁴⁷, führen viele befragte Bewohner positiv an, dass sie bekannte und vertraute Menschen im direkten Wohnumfeld haben und in eine klar umgrenzte Gemeinschaft eingebunden sind. Der Umgang miteinander und die Atmosphäre in der Gruppe werden als positiv, unkompliziert und vertrauensvoll beurteilt („Nähe und Vertrautheit mit den Bewohnern“, „gegenseitiges Vertrauen“, „vertrauten Menschen im Flur, Hof, an der Mülltonne usw. zu begegnen“). Dadurch, dass die räumliche Nähe hoch ist und sich die Gruppenmitglieder alle untereinander kennen, ist die Möglichkeit zu spontanem Austausch fast jederzeit gegeben, was Gefühlen der Anonymität und Einsamkeit entgegenwirken kann („keine Anonymität; immer trifft man jemanden zum Plausch im Treppenhaus“, „Gefühl, nicht allein zu sein“). Außerdem betonen die Bewohner, dass sie sich bei Bedarf problemlos in ihre Wohnung zurückziehen können („man ist mittendrin, kann aber selbst bestimmen, wie viel Nähe und Gemeinschaft man benötigt“, „gute Mischung von Privatleben und Leben in der Gemeinschaft – Distanz und Nähe“).

Häufig positiv genannt werden auch gemeinsame Freizeitaktivitäten, die sich spontan mit Einzelnen ergeben oder geplant im Rahmen kleiner Freizeitgruppen oder mit der ganzen Gruppe stattfinden („zufällige Treffen, aus denen sich schöne Runden ergeben“, „Verabredung zu Unternehmungen [...] fast jederzeit möglich“). So gibt es in fast allen sieben Wohnprojekten feste Gruppen, die sich im regelmäßigen Turnus für verschiedene Aktivitäten treffen, zum Beispiel Chor, Walken, Skatrunde, Videoabend, Kaffeeklatsch oder gemeinsames Kochen. Des Weiteren finden einmalige Veranstaltungen im Gemeinschaftsraum statt, wie Leseabende, Vorträge oder politische Diskussionen, oft auch als Angebot für das gesamte Stadtquartier. Überdies werden Feste gemeinsam gefeiert, etwa zu Geburtstagen, Hochzeiten, Weihnachten, als Sommer- oder Stadtteilstfest oder am Tag der offenen Tür.

Auch wenn es insgesamt bei den zwei offenen Fragen in allen sieben befragten Wohnprojekten mehr positive als negative Nennungen zum Gemeinschaftsleben gab, nennen einige Bewohnern auch Gefühle sozialer Kontrolle und fehlender Distanz zu den anderen. Teils erzeugt die räumliche Nähe der Bewohner auch unterschwellige Konflikte. Dies zeigen Antworten auf die offene Frage, was den Bewohnern „gar nicht gut am Leben in ihrem Wohnprojekt“ gefällt: „mangelnde Privatsphäre“, „gegenseitiges Kontrollieren“, „dass das Miteinander manchmal zu eng ist“.

47 Die Ausführungen auf dieser und der nächsten Seite wurden in ähnlicher Form in Gierse/Wagner (2012) veröffentlicht.

Während die Antworten der Bewohner insgesamt auf einen vertrauensvollen, wenig distanzierten Umgang untereinander hinweisen, wird nun weiter untersucht, inwieweit sich auch enge, emotional nahe Freundschaften bilden. So wurde gefragt, ob die Bewohner prinzipiell der Meinung sind, dass es möglich ist, in ihrem Wohnprojekt enge Freunde zu finden. Insgesamt sind 93 Prozent der Bewohner der sieben Wohnprojekte der Meinung, dass dies möglich ist, wobei der Anteil in fast allen Projekten zwischen knapp 90 und 100 Prozent lag. Lediglich in Wohnprojekt 6 – dem Seniorenprojekt – waren ‚nur‘ 76 Prozent dieser Ansicht. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass Hochaltrige in Wohnprojekten möglicherweise weniger enge Freundschaften suchen als jüngere Bewohner oder dass sie enge Freundschaften anders bzw. restriktiver definieren als die Jüngeren. Darauf verweisen auch andere Analysen aus der Befragung dieser Arbeit, die in Gierse/Wagner (2012: 74f.) veröffentlicht wurden, wonach der Wunsch nach vertrauensvollen Beziehungen bei Hochaltrigen deutlich geringer ausfällt als bei jüngeren Befragten. In die gleiche Richtung deutet die Analyse nach Altersgruppen über alle sieben Wohnprojekte: Mit 99 Prozent Zustimmung sind die 18- bis 49-Jährigen nahezu alle der Meinung, dass sie prinzipiell im Projekt enge Freunde finden können. Bei den 50- bis 79-Jährigen gibt es noch über 93 bis 94 Prozent Zustimmung, während der Wert bei den über 80-Jährigen nur noch bei 75 Prozent liegt. Die Differenz der 80-Jährigen zu den übrigen Altersgruppen ist auf dem 5-Prozent-Niveau signifikant. Da es sich aber bei der Befragung um eine Querschnittserhebung handelt, kann nicht bestimmt werden, ob es sich tatsächlich um Alterseffekte oder aber um Kohorteneffekte handelt. Die Freundschafts-Netzwerke werden anhand der folgenden Fragen beleuchtet:

1. Welche Bewohner sind wie stark über Freundschaften in ihre Wohngruppe integriert? (Kap. 9.1)
2. Wer ist mit wem befreundet? (Kap. 9.2)

Bei beiden Fragen steht der Einfluss von Gelegenheitsstruktur und Homophilieprinzip im Fokus, wie in Kapitel 5 ausgeführt wurde. Ob unter den Bewohnern emotional enge, freundschaftliche Beziehungen existieren, wurde über zwei Fragen operationalisiert:

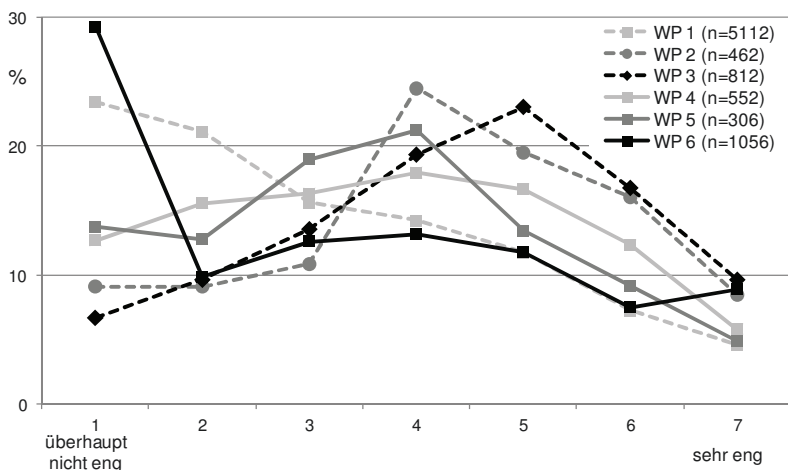
1. Die Frage „Wie eng fühlen Sie sich mit den einzelnen Personen in Ihrer Gruppe verbunden auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘?“ misst die emotionale Nähe zweier Akteure bzw. deren Beziehungsintensität oder -stärke. Die Frage hat jeder Bewohner zu jedem anderen aus seiner Gruppe beantwortet, so dass ein Gesamtnetzwerk starker Beziehungen jedes Wohnprojekts abgebildet werden kann. Auf der Basis von Granovetters (1973) theoretischer Differenzierung zwischen schwachen und starken Beziehungen haben Marsden und Campbell in einer Me-

thodenstudie diese „closeness (the measure of the emotional intensity of a tie)“ (1984: 497) als besten Indikator zur Abbildung der Stärke einer Beziehung identifiziert.

2. Des Weiteren wird als stärkerer Indikator danach gefragt, ob die Bewohner enge Freunde in ihrer Wohngruppe gefunden haben, und um wen es sich dabei handelt: „Gibt es in Ihrer Wohngruppe eine oder mehrere Personen, die Sie als engen Freund / enge Freundin bezeichnen würden?“.

Bevor detailliert auf die Fragen eingegangen wird, gibt die Verteilung der Beziehungsintensität bei den Projekten 1 bis 6 über die sieben Skalenpunkte einen ersten Eindruck. Auffällig ist, dass über alle sechs Wohnprojekte der höchste Wert 7 für eine sehr enge Beziehung von den Befragten auf ähnlich selektivem Niveau vergeben wird: Zwischen 4,6 und 9,6 Prozent der Dyaden in jeder Wohngruppe wurden als ‚sehr eng‘ benotet (Abb. 4).

Abb. 4: Stärke der sozialen Beziehungen in den Wohnprojekten



Frage: „Wie eng fühlen Sie sich mit den einzelnen Personen in Ihrer Gruppe verbunden?“
Datenbasis: Dyaden. Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Beim Vergleich der Verteilungen der sechs Wohnprojekte zeigen sich ansonsten keine eindeutigen Muster. Mit dem Wert 6, der ebenfalls noch als emotional enge Beziehung interpretiert werden könnte, wurden zwischen 7,2 und 16,8 Prozent der Dyaden bewertet. Den höchsten Anteil ‚überhaupt nicht enger‘ Beziehungen (Wert 1) verzeichnet Wohnprojekt 6 (29,3%). Dieses Ergebnis erscheint im Hinblick auf den hohen Altersdurchschnitt dieser Wohngruppe und den bereits berichteten geringeren Wunsch hochaltriger

Bewohner nach vertrauensvollen Beziehungen plausibel (Gierse/Wagner 2012: 74f.). Ebenfalls überdurchschnittlich viele ‚überhaupt nicht enge‘ Dyaden gibt es in Wohngruppe 1 (23,4%). Dies resultiert höchstwahrscheinlich aus dem Umstand, dass sich die Bewohner nach einem Jahr Wohndauer und einer Gruppengröße von 75 Erwachsenen noch nicht alle kennen.

Als stärkerer Indikator für realisierte Freundschaften gilt die Frage, ob die Bewohner einen oder mehrere enge Freunde gefunden haben. Diese Frage bejahten 52 Prozent aller Befragten. Zwischen den sieben Wohnprojekten schwankte dabei der Anteil zwischen 24 und 70 Prozent. Die Entscheidung, welcher dieser beiden Indikatoren für die weiteren Analysen eingesetzt wird, bedarf tiefergehender Untersuchungen, die in Abschnitt 9.1.1 erfolgen.

Beleuchtet werden vor der Analyse außerdem die fehlenden Werte in den Beziehungsmatrizen zur emotionalen Nähe. Neben denjenigen Akteuren, die gar nicht an der Befragung teilgenommen haben (Missings A in Tab. 6), werden zwei weitere Arten von Ausfällen unterschieden: zum einen Personen, die die Frage insgesamt nicht beantwortet haben (Missings B) und zum anderen Personen, die nur bei einzelnen Bewohnern keine Wertung abgegeben haben (Missings C). Von den 207 Befragten der Wohnprojekte 1 bis 6 haben neun Personen die Frage 16 gar nicht ausgefüllt (Missings B). Am ehesten kann vermutet werden, dass diesen Bewohnern die Frage nach der emotionalen Bindung zu den anderen Gruppenmitgliedern zu persönlich und intim war. Dies wurde von einzelnen Befragten als Begründung am Befragungstag angegeben oder im Fragebogen vermerkt. Gestützt wird diese Annahme durch die Methodenstudie von Shoemaker et al. (2002), nach der Befragte eine Antwort verweigern, wenn ihnen die Frage zu persönlich erscheint und ihnen die Beantwortung unangenehm ist.

Haben Befragte nur für einzelne Gruppenmitglieder keine Bewertung abgegeben (Missings C), wird hingegen angenommen, dass sich die Befragten nicht in der Lage sahen, eine Bewertung der Intensität dieser Beziehung abzugeben. Es wird vermutet, dass es sich dabei um eher schwache, weniger enge Beziehungen handelt. Von den 194 Missings der dritten Kategorie entfallen 87 auf das größte Wohnprojekt 1 und 92 auf das zweitgrößte Wohnprojekt 6, wobei sich die fehlenden Werte in letzterer Gruppe nur auf drei Personen verteilen, die die Frage nicht vollständig beantwortet haben. In den übrigen vier Wohngruppen machen diese fehlenden Werte nur einen marginalen Anteil aus. Wie bereits angeführt, kann der hohe Anteil fehlender Werte in Projekt 1 erklärt werden über die große Gruppe und die kurze Wohndauer.

Von den über alle sechs Projekte fehlenden 194 Dyaden sind 159 unvollständig und 35 unsichtbar. Um zu prüfen, welche Intensität die unvollständigen Dyaden der Missingart 3 aus Sicht der Interaktionspartner haben, wurden

die fehlenden Werte über die bekannte Seite der Dyade rekonstruiert.⁴⁸ Bei der Verteilung der unvollständigen Dyaden über die Intensitätsskala zeigt sich, dass 80 Prozent der Missings in Wohnprojekt 1 von den Interaktionspartnern als weniger bis überhaupt nicht eng bewertet wurden (Werte 1 bis 3). Hierin bestätigt sich zumindest für Wohnprojekt 1 die zuvor geäußerte Vermutung, dass die schwachen Beziehungen bei den unvollständigen Dyaden überwiegen. Ein ähnlicher Trend, jedoch weniger stark ausgeprägt, zeigt sich bei den übrigen Wohnprojekten 2 bis 6. Dieser Befund ergab sich auch in einer Methodenstudie von Burt (1987).

Tab. 6: Fehlende Werte: Beziehungsmatrix ‚emotionale Nähe‘

	WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5	WP 6	ges. abs.	ges. in %
Gruppenmitglieder	74	27	41	30	20	47	239	100,0
Befragte	72	25	30	25	18	37	207	86,6
Dyaden (Basis: Gruppenmitglieder)	5.402	702	1.640	870	380	2.162	11.156	100,0
Responderate in %	95,7	81,5	70,5	80,2	89,0	66,2		83,9
fehlende Dyaden in %	4,4	18,5	29,5	19,8	11,1	33,8		16,1
fehlende Dyaden abs.	235	130	484	172	42	730	1.793	
davon ...								
Missings A (Unit-Nonresponse)	148	51	440	142	38	455	1.274	71,1
Missings B (Item-Nonresponse, gesamte Frage)	0	78	38	26	0	183	325	18,1
Missings C (Item-Nonresponse, Teile der Frage)	87	1	6	4	4	92	194	10,8

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Geprüft wurde überdies das Auftreten von Response-Sets, d.h. ob Befragte stets die gleiche Bewertung für die übrigen Bewohner gegeben haben. Auf diese Weise hätten sich Befragte teils großen Aufwand für das sorgfältige Beantworten der Frage ersparen können. Checks der Beziehungsmatrizen der sechs Wohnprojekte haben nur in Projekt 6 Hinweise auf einige Response-Sets gegeben. Die Ausfallquoten in den Wohnprojekten 3 und 6 lassen keine soliden Auswertungen zur Integrationsdimension Freundschaft zu. Daher werden die Analysen zum Freundschafts-Netzwerk auf die Wohnprojekte 1,

48 Die Rekonstruktion soll aber nicht zu der Annahme verleiten, dass die Bewertung eines Akteurs eine valide Angabe der Intensität der Beziehung darstellt. Inwiefern eine von einem Akteur als eng beurteilte Beziehung vom Interaktionspartner ebenso als eng empfunden wird, ist eine empirisch zu prüfende Frage. Daher werden hier nur Tendenzen aufgezeigt, warum einige Befragte nur Teile der Frage beantwortet haben.

2, 4 und 5 mit insgesamt 136 Befragten beschränkt. In diesen vier Projekten liegen die Responseraten bei mindestens 80 Prozent (Tab. 6). Diese Grenzziehung muss jedoch in Ermangelung von Empfehlungen aus der Literatur zu Schwellenwerten eher willkürlich bleiben (Kap. 8.1.3). Die identifizierten Response-Sets in Projekt 6 sind somit nicht relevant für die Analysen.

9.1 Differenzen im Integrationsgrad

Die vorhergehenden Befunde geben erste Hinweise zum Ausmaß freundschaftlicher Bindungen in den Wohnprojekten, denen nun detaillierter nachgegangen wird. In diesem Abschnitt werden die Hypothesen F1a bis F1c geprüft (Kap. 5.3).

9.1.1 *Operationalisierung der abhängigen Variable*

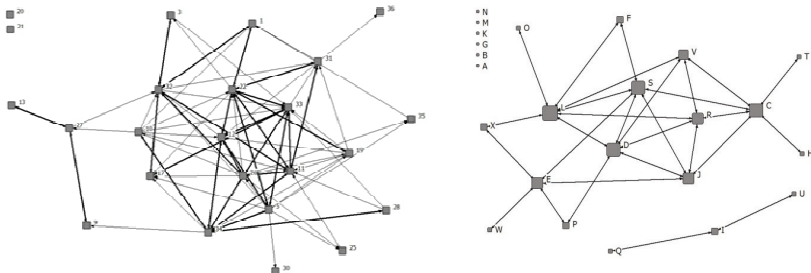
Zunächst wird eine Maßzahl als abhängige Variable definiert, welche das Ausmaß der Integration über Freundschaften abbildet. Wie in Abschnitt 8.3 ausgeführt, wird hierzu der Degree als Maßzahl herangezogen. Bei gerichteten Beziehungen wird beim Degree differenziert zwischen Outdegree bzw. Degree-Zentralität (Anzahl ausgehender Dyaden) und Indegree bzw. Degree-Prestige (Anzahl eingehender Dyaden). Die Bewertung der emotionalen Nähe ist eine gerichtete und zugleich bewertete Relation. Die Bezeichnung eines engen Freundes ist eine gerichtete und dichotome Relation.

Zu entscheiden ist nun, welche der beiden Variablen als abhängige Variable verwendet wird und welche der Maßzahlen Outdegree, Indegree oder reziproker Degree am besten geeignet ist. Bei der emotionalen Nähe muss außerdem bestimmt werden, bei welcher Intensität (Skala 1 bis 7) von einer starken, emotional engen Beziehung bzw. Freundschaft ausgegangen wird. Als Basis für diese Entscheidung sind in Tabelle 7 verschiedene Maßzahlen aufgeführt, dabei jeweils der maximale Wert für jedes Wohnprojekt. Beim Outdegree zeigen sich zwischen den vier Wohnprojekten die größten Differenzen. Nachteil des Outdegree ist, dass dieser auf dem Urteil nur einer Person basiert, während der Indegree einer Person auf das Urteil aller anderen Bewohner – folglich auf eine breitere Bewertungsbasis – zurückgeht (Prell 2012: 78). Im Vergleich zu anderen Zentralitätsmaßen ist der Indegree das stabilste Maß hinsichtlich des Einflusses fehlender Werte (Costenbader/Valente 2003: 291). Aus theoretischer Perspektive erscheint hingegen der reziproke Degree als die sinnvollste Maßzahl, da nur in diesem Fall eine von

Die Verteilungen des Degree stützen die in Abschnitt 8.3 getroffene Entscheidung, als Integrationsmaß dem absoluten Degree den Vorzug vor dem relativen Degree (Normalized Degree) zu geben. So fällt die Verteilung für die Werte 6 und 7 in den vier Wohnprojekten relativ ähnlich aus. In Wohnprojekt 1 – als der mit Abstand größten Gruppe (n=72) – haben 10 Prozent der Befragten einen überdurchschnittlich hohen Degree zwischen 9 und 17. Bei 90 Prozent der Bewohner liegt der Degree zwischen 0 und 7 und damit auf dem Level der übrigen vier Wohnprojekte. In allen vier Wohngruppen hat ein nennenswerter Anteil keine Freundschaft realisiert (25-50%). Über alle Wohngruppen hat ein hoher Anteil der Befragten eine bis drei Freundschaften realisiert (42-55%). Dies scheint vorerst zu belegen, dass Freundschaften in den Wohnprojekten eher selektiv zu wenigen Bewohnern eingegangen werden, auch relativ unabhängig von der Projektgröße.

Anschaulicher gemacht werden können die realisierten Freundschaften über Netzwerkgrafiken (exemplarisch für Wohnprojekt 4: Abb. 5). Die linke Grafik zeigt alle realisierten Beziehungen, die von den Bewohnern mit den Werten 6 oder 7 bewertet wurden, sowohl die einseitigen (dünnere Linien) als auch die beidseitig bestätigten (dickere Linien). Das Verhältnis der reziproken im Vergleich zu allen realisierten Beziehungen wird auf diese Weise gut verdeutlicht (Reziprozitätsmaß). In Wohnprojekt 4 sind 41 Prozent der Freundschaftswahlen der Befragten reziprok. In den übrigen drei Gruppen liegt der Anteil reziproker Freundschaftswahlen niedriger (20-27%). Das Reziprozitätsmaß kann im Gegensatz zu anderen Maßzahlen wie etwa der Dichte eines Netzwerks unabhängig von der Gruppengröße interpretiert werden. So kann die Reziprozität auch hoch ausfallen, wenn nur wenige Beziehungen realisiert wurden, diese jedoch mehrheitlich beidseitig bestätigt sind.

Abb. 5: Freundschafts-Netzwerk von Wohnprojekt 4



linke Grafik: reziproke und nicht reziproke Freundschaften (dickere Linien: reziprok)
rechte Grafik: nur reziproke Freundschaften (Knotengröße: gewichtet nach Anzahl Freundschaften)
n=24

Quelle: Eigene Erhebung und Darstellung.

In der rechten Netzwerkgrafik sind die reziproken Freundschaften der Befragten abgebildet, d.h. die für die weiteren Analysen relevanten Relationen. Die unverbundenen Akteure, die über keine reziproke Freundschaft verfügen, finden sich am linken Rand der Grafiken. Die Anzahl realisierter Freundschaften ist über die unterschiedliche Größe der Knoten abgetragen, d.h. je größer der Knoten, über desto mehr Freundschaften verfügt der Bewohner.

Die vier Wohnprojekte wurden für die weiteren Analysen in einen Gesamtdatensatz zusammengefasst ($n=136$). Bei der Verteilung der abhängigen Variablen für diese gesamte Stichprobe ist eine starke Rechtsschiefe festzustellen, die Werte sind also nicht normalverteilt. Im Mittel sind in der Gesamtstichprobe 2,35 Freundschaften realisiert. Bei der Zusammenführung der Daten der vier Projekte in einen Gesamtdatensatz muss beachtet werden, dass Wohnprojekt 1 mit 72 Bewohnern gravierend von den Gruppengrößen der übrigen Projekte abweicht, die zwischen 18 und 24 Bewohner haben. Dies ist insbesondere deswegen wichtig, da es wie zuvor gezeigt in Wohnprojekt 1 im Degree einzelne Ausreißer nach oben gibt. Diese Ausreißer führten in ersten Regressionsanalysen zur Heteroskedastizität der Residuen, was nach Fox (1997: 64ff.) eine häufige Folge schief verteilter Variablen ist. Ausreißer können gerade in recht kleinen Stichproben gravierende Effekte auf die multivariaten Analysen haben (Jann 2009). Die extremen Fälle sollen jedoch nicht aus der Stichprobe eliminiert werden, da sie für die Fragestellungen als zu interessant erachtet werden. Vielmehr wird ein anderer Weg beschritten, der häufig in der Literatur bei fehlender Varianzhomogenität empfohlen wird: die Transformation der abhängigen Variable (Diaz-Bone 2006b: 204ff.; Fox 1991: 50ff.; Fox 1997: 59ff.; Schnell 1994: 71ff.). Es wird angeraten, verschiedene Transformationen auf ihre Geeignetheit auszuprobieren, wie den natürlichen Logarithmus oder verschiedene Exponentialfunktionen, so genannte ‚Power-Transformationen‘ (Fox 1997: 65; Schnell 1994: 73).

Wichtig bei der Transformation der vorliegenden abhängigen Variable ist es, die extremen Fälle abzuschwächen, gleichzeitig aber die Varianz der Werte nicht zu stark zu reduzieren. Daher wird die Exponentialfunktion $f(x) = x^{0,75}$ als geeignete Variante gewählt. Der Mittelwert der gesamten Stichprobe liegt nun bei 1,6 anstatt 2,4 Freundschaften, das Maximum bei 8,4 anstatt zuvor 17 Freundschaften. Ein Mittelwertvergleich ergibt schwache signifikante Differenzen auf 10 Prozent-Niveau zwischen Wohnprojekt 1 und 5. Auch mit alternativen Exponentialfunktionen, die die Varianz noch weiter reduzieren würden, etwa $f(x) = x^{0,70}$ oder $f(x) = x^{0,60}$, bleiben diese schwach signifikanten Unterschiede bestehen. Dies wird als akzeptabel erachtet, da Dummy-Variablen für die Zugehörigkeit zu den Wohnprojekten als Kontrollvariablen in die multivariate Analyse eingehen.

Die Transformation der abhängigen Variablen hat nicht nur statistische Vorteile. Bei der ursprünglichen Variablen waren die Differenzen zwischen den einzelnen Ausprägungen identisch. Nach der Transformation sinken die Abstände zum vorhergehenden Wert mit zunehmendem Wert, was bedeutet, dass mit zunehmender Anzahl von Freundschaften die einzelne Freundschaft weniger ‚zählt‘: So besteht nun die größte Differenz zwischen ‚0‘ und ‚1‘, während beispielsweise die Differenz zwischen den ursprünglichen Werten ‚1‘ und ‚2‘ 0,68 und die Differenz zwischen den ursprünglichen Werten ‚2‘ und ‚3‘ 0,60 beträgt. Auch unter Heranziehung der Annahme des abnehmenden Grenznutzens (erstes Gossen'sches Gesetz) (Wildmann 2010: 69ff.) ermöglicht dies, die Integration der Bewohner adäquater abzubilden. So wird unterstellt, dass es für die soziale Integration einen Unterschied macht, ob ein Bewohner eine oder keine Freundschaft hat. Etwas weniger bedeutsam erscheint hingegen, ob ein Bewohner zum Beispiel 9 oder 10 Freunde im Projekt gefunden hat. Diese Herangehensweise hat den Vorteil, dass sie wie in Abschnitt 5.3 definiert die soziale Integration der Bewohner von der Anzahl ihrer Freunde abhängig macht, aber trotzdem die besondere Wichtigkeit des ‚ersten‘ Freundes betont.

9.1.2 Operationalisierung der unabhängigen Variablen

In den Hypothesen in Abschnitt 5.3 wurden die Prädiktoren genannt, über die der Einfluss von Gelegenheitsstruktur und Ähnlichkeit der Interaktionspartner auf die Anzahl von Freunden untersucht werden soll. Tabelle 8 gibt einen Überblick über die in die Analysen einbezogenen unabhängigen Variablen. Die unterschiedliche *Gelegenheitsstruktur* der Bewohner, in ihrem Projekt Freundschaften aufbauen zu können, wird über vier Variablen abgebildet. Für diese wird je von einem positiven Effekt auf die Anzahl von Freundschaften ausgegangen. Als Prädiktor zur Prüfung von Hypothese F1a gibt der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe an, in welcher Entwicklungsphase sich das Wohnprojekt befand, als der Befragte zur Gruppe hinzu kam (s. auch Kap. 8.2.2). In der Gesamtstichprobe sind 45 Prozent der Befragten Mitglieder der ersten Interessentengruppe oder kamen in der Planungsphase hinzu.

Drei Variablen geben an, inwiefern die Befragten an regelmäßigen Aktivitäten ihrer Gruppe teilnehmen (Hypothese F1b). An formellen Planungstreffen der Wohngruppen nehmen insgesamt 71 Prozent der Befragten immer oder meistens teil. An regelmäßigen geselligen Treffen ihrer Gruppe nimmt die Hälfte der Befragten immer oder meistens teil. Beide Variablen zur Teilnahme an regelmäßigen Treffen wurden für die weiteren Analysen dichotomisiert. Die dritte Variable ist die Frage danach, ob der Befragte Mitglied

einer regelmäßig stattfindenden Freizeitgruppe ist. Über alle vier Gruppen bejahen fast 60 Prozent der Bewohner diese Frage.

Tab. 8: Unabhängige Variablen – Integration über Freundschaften

	MW	SD	Min	Max	N	Fehlend	erwarteter Effekt
<i>Gelegenheits-Hypothese (F1a und F1b)</i>							
Eintritt in die Gruppe ^a	0,45	0,50	0	1	133	3	+
Teilnahme an regelm. Planungstreffen ^b	0,71	0,45	0	1	129	7	+
Teilnahme an regelm. geselligen Treffen ^b	0,52	0,50	0	1	132	4	+
Aktiv in Freizeitgruppe ^c	0,58	0,50	0	1	130	6	+
<i>Homogenitäts-Hypothese (F1c)</i>							
Geschlecht (1=m, 0=w)	0,31	0,46	0	1	136	0	–
Schulbildung (1=hoch, 0=niedrig/mittel)	0,68	0,47	0	1	135	1	+
Erwerbstätigkeit (1=ja, 0=nein)	0,60	0,49	0	1	136	0	+
<i>Kontrollvariablen</i>							
Alter	53,25	15,06	24	87	136	0	
Kind(er) im Haushalt (1=ja, 0=nein)	0,25	0,44	0	1	136	0	
Lebenspartner (1=ja, 0=nein)	0,59	0,50	0	1	135	1	

- a In welcher Phase befand sich das Wohnprojekt, als Sie zur Gruppe dazu kamen? (1=erste Interessentengruppe/Planungsphase; 0=Bauphase/Einzug)
b Wie häufig nehmen Sie an den folgenden Aktivitäten, Treffen oder Feiern teil? (1=meistens/immer; 0=nie/selten)
c Sind Sie bei einer oder mehreren Freizeitgruppen regelmäßig oder ab und zu dabei? (1=ja, 0=nein)
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Personen, die zu einem frühen Entwicklungszeitpunkt des Projekts zur Gruppe hinzukamen, nehmen regelmäßig an Planungstreffen ($r_{\Phi}=0,33^{***}$) und geselligen Treffen der Gruppe teil ($r_{\Phi}=0,15^{\dagger}$) (bivariate Korrelationen: Tab. 37 im Anhang).⁴⁹ Diejenigen, die häufig bei Planungstreffen dabei sind, nehmen auch regelmäßig an geselligen Treffen teil ($r_{\Phi}=0,18^{*}$). In einer Freizeitgruppe aktive Befragte nehmen auch regelmäßig an geselligen Treffen teil ($r_{\Phi}=0,28^{**}$).

Hinsichtlich der Wirksamkeit des *Homophilieprinzips* sollten als unabhängige Variablen Geschlecht, Alter, Schulbildung, Erwerbsstatus, Zusammenleben mit Kindern und sozio-ökonomischer Status der Befragten geprüft werden (Hypothese F1c). Von diesen Variablen werden aber nur für Ge-

49 Hier und in den folgenden Kapiteln werden bei der Deskription nicht alle signifikanten Korrelationen der unabhängigen Variablen untereinander berichtet, sondern nur ausgewählte Befunde. In den Tabellen im Anhang sind jedoch alle Korrelationen aufgeführt.

schlecht, Schulbildung und Erwerbstätigkeit Annahmen formuliert. Bei den übrigen drei Variablen ist die Verteilung zwischen den vier Wohnprojekten zu heterogen, um einen konsistenten Effekt erwarten zu können. So ist für die Homogenitäts-Hypothese die Verteilung in den Projekten entscheidend dafür, in welche Richtung ein Effekt erwartet wird. Alter und Zusammenleben mit Kindern werden stattdessen als Kontrollvariablen berücksichtigt.⁵⁰

Als eine der wichtigsten Variablen gilt das Geschlecht der Befragten, da besonders Geschlechtshomophilie in Freundschaften vielfach empirisch nachgewiesen wurde (Kap. 5.1). In allen vier Projekten gibt es deutlich mehr Frauen als Männer, weshalb ein negativer Effekt auf die Integration erwartet wird. Insgesamt machen die Frauen einen Anteil von 69 Prozent aus. 68 Prozent aller Befragten können die (Fach-)Hochschulreife vorweisen. Die dreistufige Variable Schulbildung wurde für die weiteren Analysen dichotomisiert. Erwartet wird ein positiver Effekt der Bildung auf die abhängige Variable. Erwerbstätig sind insgesamt 60 Prozent aller Befragten. Es wird erwartet, dass der Erwerbsstatus einen leicht positiven Effekt auf die abhängige Variable hat, da die Erwerbstätigen in den Projekten überwiegen.

Im Mittel sind die Befragten über alle vier Projekte 53 Jahre alt. Mit einem oder mehreren Kindern leben 25 Prozent der Befragten zusammen. 59 Prozent der Befragten haben einen Lebenspartner innerhalb oder außerhalb des Haushalts.

Personen, die mit Kind(ern) im Haushalt leben, sind jünger ($r_s=-0,44^{***}$), erwerbstätig ($r_\phi=0,23^{**}$) und höher gebildet ($r_\phi=0,21^*$). Auch Erwerbstätige gehören zu den jüngeren ($r_s=-0,53^{***}$) und höher gebildeten Befragten ($r_\phi=0,29^{***}$). Einen Partner haben eher männliche ($r_\phi=0,40^{***}$), jüngere ($r_s=-0,29^{***}$) und höher gebildete Befragte ($r_\phi=0,16^\dagger$) sowie Bewohner mit Kindern im Haushalt ($r_\phi=0,30^{***}$) (Tab. 37 im Anhang).

9.1.3 Ergebnisse

Erste Tendenzen zur Beantwortung der Hypothesen F1a bis F1c werden in den *bivariaten Korrelationen* sichtbar (Tab. 9). Alle vier unabhängigen Variablen zur Gelegenheitsstruktur sind positiv mit der abhängigen Variablen korreliert, am stärksten dabei die Zugehörigkeit zu einer Freizeitgruppe. So haben diejenigen Bewohner, die in einer Freizeitgruppe aktiv sind, regelmäßig an geselligen Treffen und Planungstreffen der Gruppe teilnehmen und

50 Nicht weiter berücksichtigt wird die Variable sozio-ökonomischer Status bzw. Berufsprestige. Die Verteilung zwischen den vier Projekten ist hier recht heterogen (C-V: 0,26*). Überdies weist die Variable einen hohen Anteil fehlender Werte auf (n=20), was ebenfalls einen Einbruch in die Analysen erschweren würde.

bereits in der Planungsphase zur Gruppe gehörten, signifikant mehr Freunde als die Bewohner, die selten oder gar nicht an Treffen teilnehmen, keiner Freizeitgruppe angehören und erst später zur Gruppe hinzukamen.

Tab. 9: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der Anzahl von Freundschaften: Rang-Korrelationen und lineare Regression

Variablen	r _s	LinReg		
		β-Koef. (stand.)	b-Koef. (unstand.)	S.E.
Eintritt in die Gruppe ^a	0,29***	0,18*	0,58	0,279
Teiln. an Planungstreffen ^b	0,21*	0,09	0,32	0,324
Teiln. an gesell. Treffen ^b	0,27**	0,17 [†]	0,54	0,285
Aktiv in Freizeitgruppe ^c	0,33***	0,20*	0,65	0,318
Geschlecht (m=1, w=0)	-0,20*	-0,16 [†]	-0,57	0,316
Schulbildung (hoch=1, niedrig/mittel=0)	-0,13	-0,05	-0,16	0,310
Erwerbstätigkeit ^c	0,07	0,23*	0,76	0,329
Alter	0,19*	0,24 [†]	0,03	0,013
Kind(er) im Haushalt ^c	-0,07	0,10	0,37	0,384
Lebenspartner ^c	-0,18*	-0,01	-0,02	0,330
Wohnprojekt 2 (Ref. WP 1)		-0,20*	-0,85	0,400
Wohnprojekt 4 (Ref. WP 1)		-0,05	-0,22	0,415
Wohnprojekt 5 (Ref. WP 1)		-0,24*	-1,12	0,439
r ²			0,32***	
r ² korrigiert			0,24***	
n	116-136		122	

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10
abhängige Variable: Anzahl Freundschaften (transformiert)
S.E.=Standardfehler
a erste Interessentengruppe/Planungsphase = 1; Bauphase/Fertigstellung=0
b meistens/immer=1; selten/nie=0; c ja=1; nein=0
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Ein weniger einheitliches Bild ergeben die bivariaten Ergebnisse zur Homogenitäts-Hypothese. Einzig das Geschlecht der Befragten hängt mit der Anzahl vorhandener Freundschaften zusammen. So haben Männer, wie erwartet, insgesamt signifikant weniger Freunde in ihrer Wohngruppe als Frauen. Keine signifikanten Zusammenhänge ergeben sich zwischen der abhängigen Variablen und dem Erwerbsstatus sowie dem Bildungslevel der Befragten. Bei der Schulbildung ist der Effekt zumindest tendenziell negativ, wenn auch nicht signifikant: Niedriger oder mittel gebildete Befragte haben mehr Freunde als höher gebildete Befragte. Dieser schwache Zusammenhang spricht

gegen die Homogenitäts-Hypothese, nach der ein positiver Effekt erwartet wird.

Mit zunehmendem Alter der Bewohner steigt die Anzahl von Freunden. Keinen signifikanten Effekt hat das Zusammenleben mit Kind(ern). Die Existenz eines Lebenspartners im oder außerhalb des Haushalts hängt negativ mit der Anzahl von Freunden zusammen. So haben Bewohner ohne Lebenspartner mehr Freunde in ihrer Gruppe als Bewohner mit Lebenspartner.

Nun schließt sich die *multivariate Regressionsanalyse* zur Erklärung der Anzahl realisierter Freundschaften in den Wohnprojekten an (Tab. 9). Vor der Darstellung der Ergebnisse wird die Regressionsdiagnostik dargelegt, um zu klären, inwieweit die Voraussetzungen für die Anwendung der linearen Regression erfüllt sind. Die erfolgten Tests basieren vor allem auf den Ausführungen von Fox (1991, 1997: 265ff.) und Diaz-Bone (2006b: 198ff.). Die Linearität der abhängigen mit den unabhängigen Variablen kann anhand partieller Regressionsdiagramme bestätigt werden. Eine eventuelle Multikollinearität der unabhängigen Variablen konnte über die Toleranzwerte ausgeschlossen werden. Inwieweit die standardisierten Residuen normalverteilt sind, wurde über Histogramme und P-P-Diagramme sowie Kolmogorov-Smirnov-Tests geprüft. Eine Normalverteilung kann bestätigt werden. Die Erfüllung dieser Voraussetzung ist für die vorliegende Analyse besonders wichtig, da sie mit der Stichprobengröße zusammenhängt und gerade bei kleineren Stichproben teils nicht erfüllt ist. Eine Autokorrelation der Residuen, welche eher selten auftritt, wurde mittels des Durbin-Watson-Koeffizienten ausgeschlossen. Ein etwas größeres Problem war die Frage nach der Varianzhomogenität der Residuen (Homoskedastizität). Diese Annahme ließ sich für erste geschätzte Modelle nicht bestätigen. Geprüft wurde sie über Streudiagramme von Vorhersagewerten und Residuen sowie über einen Vergleich der Varianzen der Residuen über unterschiedliche Ausprägungen der Vorhersagewerte. Bei größeren Vorhersagewerten zeigten sich größere Varianzen der Vorhersagefehler, d.h. bei größeren Ausprägungen der abhängigen Variable ist die Vorhersageleistung des Modells weniger gut als bei kleineren Ausprägungen. Daher wurde, wie in Abschnitt 9.1.1 dargelegt, die abhängige Variable transformiert, was einen positiven Effekt auf die Varianzhomogenität hatte. Tendenziell blieb der berichtete Trend bestehen, aber er ist nun deutlich geringer ausgeprägt als vor der Transformation und bleibt damit im Rahmen empfohlener Schwellenwerte.

Das Regressionsmodell erklärt 24 Prozent der Varianz in der Anzahl vorhandener Freunde. Der Zeitpunkt des Eintritts in die Wohngruppe zur Prüfung von Hypothese F1a (Gelegenheitsstruktur Zeit) hat einen signifikant positiven Effekt auf die abhängige Variable ($\beta=0,18^*$). So haben Bewohner, die zur ersten Interessentengruppe gehörten oder in der weiteren Planungs-

phase zur Gruppe hinzukamen, mehr Freunde als Bewohner, die in der Bauphase oder kurz vor oder nach Fertigstellung des Projekts zur Gruppe hinzukamen. Somit bestätigt sich der bivariate positive Zusammenhang.

Von den drei Variablen zur Überprüfung von Hypothese F1b (Gelegenheitsstruktur Aktivitäten) hat – wie auch in den bivariaten Analysen – die Zugehörigkeit zu einer Freizeitgruppe den stärksten Effekt ($\beta=0,20^*$). So haben Bewohner, die in einer oder mehreren Freizeitgruppen aktiv sind, mehr Freunde in ihrer Wohngruppe gefunden als Bewohner, die nicht in mindestens einer Freizeitgruppe aktiv sind. Eine regelmäßige Teilnahme an Planungstreffen der Wohngruppe hat keinen Effekt auf die Anzahl realisierter Freundschaften, während die Teilnahme an geselligen Treffen einen schwach signifikanten Einfluss auf die abhängige Variable hat ($\beta=0,17^\dagger$). So haben Bewohner, die regelmäßig an diesen Treffen teilnehmen, mehr Freunde als Bewohner, die nicht regelmäßig teilnehmen.

Mittels der drei sozio-demografischen Merkmale Geschlecht, Schulbildung und Erwerbstätigkeit soll geprüft werden, inwieweit das Homophilieprinzip nicht nur bestimmt, mit wem die Bewohner befreundet sind, sondern auch wie viele Freundschaften sie insgesamt aufweisen. Wie in Abschnitt 5.3 angeführt, lässt sich die Homophilie von Freundschaften auf diese Weise nur indirekt testen.⁵¹ Es zeigt sich, dass Frauen signifikant mehr Freunde haben als Männer ($\beta=-0,16^\dagger$), wie schon bivariat nachgewiesen. Nicht nur bivariat, sondern auch multivariat gibt es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Bildungslevel der Befragten und der Anzahl ihrer Freunde, d.h. keinen Beleg für Bildungshomophilie der Freundschaften.

Die Erwerbstätigkeit hat einen signifikant positiven Einfluss auf die Anzahl vorhandener Freundschaften, d.h. Erwerbstätige haben mehr Freunde als Nichterwerbstätige ($\beta=0,23^*$). Dieser Effekt spricht für eine Bestätigung der Homogenitäts-Hypothese. So wurde ein positiver Effekt erwartet, da Erwerbstätige mit Anteilen zwischen 56 und 67 Prozent überwiegen.

Das Alter der Befragten als Kontrollvariable hat einen schwach signifikant positiven Effekt auf die Anzahl der Freundschaften ($\beta=0,24^\dagger$). So haben ältere Bewohner mehr Freunde in ihrer Wohngruppe als jüngere Bewohner, wie auch schon bivariat belegt. Das Zusammenleben mit Kind(ern) hat auch multivariat keinen signifikanten Effekt auf die Anzahl vorhandener Freunde. Die Existenz eines Lebenspartners als weitere Kontrollvariable hat entgegen den bivariaten Befunden keinen Effekt mehr auf die Anzahl vorhandener Freunde im Wohnprojekt.⁵²

51 Zur adäquateren Prüfung der Homogenitäts-Hypothese wird daher auf Kap. 9.2 verwiesen.

52 Der Einfluss weiterer Netzwerkpersonen außerhalb des Projekts wurde im vorliegenden Modell nicht untersucht. Partielle Korrelationen unter Kontrolle von Alter und Geschlecht zeigen, dass die Anzahl enger Familienangehöriger nicht die Anzahl von Freunden im Pro-

Als weitere Kontrollvariablen auf Gruppenebene wurden Dummy-Variablen für die Zugehörigkeit zu den Wohnprojekten einbezogen. Es zeigt sich, dass Bewohner aus den Projekten 2 und 5 signifikant weniger Freunde aufweisen als Bewohner aus Projekt 1. Diese Befunde waren unter Betrachtung der unterschiedlichen Verteilung bei der abhängigen Variable erwartbar. Diese Differenzen lassen sich nicht mit den einbezogenen unabhängigen Variablen erklären und müssen folglich auf Spezifika in den Gruppen zurückgeführt werden. Hierzu kann vor allem die unterschiedliche Projektgröße und das damit verbundene unterschiedliche Beziehungspotential als Erklärung angeführt werden. So stehen den Bewohnern in Projekt 1 erheblich mehr potentielle (auch homogene) Freunde zur Auswahl als in den übrigen deutlich kleineren Projekten. Trotzdem sich die Arbeit klar auf die Erklärung der sozialen Integration über Individualmerkmale beschränkt, wurde an dieser Stelle ein gesondertes Regressionsmodell für Wohnprojekt 1 geschätzt, um möglicherweise erste Belege für diese Vermutung zu finden. Dieses Modell hat mit einer Stichprobengröße von nur 63 Fällen eine weniger solide Basis als das Gesamtmodell und kann daher nur grobe Tendenzen aufzeigen. Es offenbart sich, dass die regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe in Wohnprojekt 1 von allen unabhängigen Variablen den stärksten Effekt auf die abhängige Variable hat ($\beta=0,30^*$). Das Gewicht, das diesen regelmäßigen Geselligkeiten der gesamten Gruppe in Wohnprojekt 1 für die Freundschaftsformation zukommt, kann womöglich auf die Gruppengröße zurückgeführt werden. So könnten diese Treffen in einem solch großen Projekt mit über 70 Bewohnern eine besonders herausragende Bedeutung für das Gemeinschaftsleben und auch den Aufbau enger Beziehungen haben, während sie in kleineren Projekten etwas weniger bedeutsam scheinen.

9.2 Bedingungen der Freundschaftswahl

In diesem Abschnitt werden die Hypothesen F2a bis F2c zu den Bedingungen der Freundschaftswahl geprüft (Kap. 5.3). So wird untersucht, ob sich Freundschaften in Wohnprojekten zwischen ähnlichen Bewohnern bilden oder zwischen Bewohnern, die überdurchschnittlich häufig Gelegenheit zur Interaktion haben, entweder da ihre Wohnungen nahe beieinander liegen oder da sie sich regelmäßig bei Aktivitäten ihrer Wohngruppe treffen. Die Analysen zur Beantwortung dieser zweiten Forschungsfrage bewegen sich – im Gegensatz zu den vorherigen Analysen – nicht auf Individual- sondern auf

jekt beeinflussen. Demgegenüber haben Bewohner mit vielen Freunden im Projekt auch viele Freunde außerhalb des Projekts ($r_{xyz}=0,33^{***}$, $n=128$).

Dyadenebene, d.h. die untersuchte Einheit ist nicht der Bewohner, sondern seine Beziehungen zu den anderen Bewohnern.

9.2.1 Operationalisierung der abhängigen Variable

Abhängige Variable ist die Bewertung der emotionalen Nähe der Beziehungen, die bereits in Abschnitt 9.1 herangezogen wurde. Auch für die Untersuchung der zweiten Forschungsfrage wird eine Beziehung als Freundschaft definiert, wenn die Werte 6 oder 7 vergeben wurden (Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘). Im Gegensatz zu den Analysen zum Integrationsgrad werden hier nicht nur die beidseitig bestätigten Freundschaften betrachtet, sondern auch die einseitigen Freundschaftswahlen. Soweit es das Programm Ucinet erlaubt⁵³, werden die folgenden Analysen jeweils für beide Relationen durchgeführt, für die unsymmetrische Matrix (Freundschaftstyp 1) und die symmetrische Matrix (Freundschaftstyp 2) (Tab. 10).

Tab. 10: Realisierte Beziehungen der Matrix ‚emotionale Nähe‘

	WP 1	WP 2	WP 4	WP 5
	abs. (%)	abs. (%)	abs. (%)	abs. (%)
Freundschaftstyp 1: Reziproke und nicht reziproke Beziehungen (unsymmetrisch)	602 (12,3)	113 (25,2)	100 (18,7)	43 (15,1)
Freundschaftstyp 2: Reziproke Beziehungen (symmetrisch) ^a	202 (4,1)	42 (9,4)	58 (10,8)	18 (6,3)
Fehlende Dyaden	198 (3,9)	14 (3,0)	16 (2,9)	22 (7,2)
N	4914 (96,1)	448 (97,0)	536 (97,1)	284 (92,8)
max. mögliche Beziehungen	5112	462	552	306

a realisierte Beziehung, wenn von beiden Seiten bestätigt
(Symmetrisierungs-Verf.: ‚und‘-Verknüpfung)
jeweils Werte 6 - 7 der Skala 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Beide Matrizen sind dichotom codiert, mit einer ‚1‘ für eine vorhandene und eine ‚0‘ für eine nicht vorhandene Freundschaft. Diese Erweiterung der Analysen auf einseitige Freundschaftswahlen erfolgt, um die Prüfung der Hypothesen auf eine solidere Datenbasis zu stellen. So ist der Anteil reziproker

53 Einzelne Analyseverfahren – wie die E-I-Indizes und die multivariaten logistischen Regressionen – konnten nicht für beide Relationen durchgeführt werden, was an entsprechender Stelle genauer ausgeführt wird.

und nicht reziproker Freundschaften in den vier Wohnprojekten deutlich höher (12-25%) als der Anteil nur reziproker Freundschaften (4-11%).

Aus theoretischer Perspektive ist zwar die beidseitige Freundschaftswahl die bessere Alternative als abhängige Variable. So betrachten die in Kapitel 5 vorgestellten Theorien meist den gesamten Prozess der Freundschaftswahl, d.h. nicht nur das Freundschaftsangebot eines Akteurs, sondern auch die Annahme dieses Angebotes durch den anderen Akteur. Aufgrund der sehr geringen Anteile realisierter reziproker Freundschaften scheint die Ergänzung um die einseitigen Freundschaftswahlen jedoch sinnvoll und notwendig. Im Gegensatz zur Untersuchung der ersten Forschungsfrage, bei der eine Berücksichtigung einseitiger Freundschaftswahlen aus theoretischer Sicht nicht denkbar wäre, wird die Erweiterung in diesem Fall als vertretbar angesehen.

9.2.2 *Operationalisierung der unabhängigen Variablen*

Einen Überblick über die unabhängigen Variablen zur Prüfung der Frage, unter welchen Bedingungen Freundschaften entstehen, geben die Tabellen 38 und 39 im Anhang. Da die Analysen in diesem Abschnitt auf Dyadenebene erfolgen, liegen nicht nur die abhängige Variable sondern auch die unabhängigen Variablen in Form von Actor-by-Actor-Matrizen vor. Hierzu wurden teils Merkmale der Bewohner in Matrizen transformiert, teils die Matrizen aus offenen Angaben der Bewohner neu erstellt.

Die räumliche Nähe zweier Bewohner als ein Aspekt der Gelegenheitsstruktur (Hypothese F2a) wird über zwei Abstufungen der Distanz abgebildet: zum ersten die direkte Nachbarschaft von Bewohnern, zum zweiten das Wohnen auf der gleichen Etage. Für jedes Wohnprojekt wurden hierfür aus den Angaben der Bewohner je zwei dichotome Matrizen erstellt. Grundlage waren die Fragen: „Wer wohnt momentan direkt neben Ihnen, d.h. rechts und links von Ihnen?“ sowie „Und wer wohnt außerdem noch mit auf Ihrer Etage?“.⁵⁴ Die Angaben der Bewohner zu ihren Nachbarn (direkt und auf gleicher Etage) werden als zuverlässig bewertet: Die Angaben zu Nachbarn auf gleicher Etage konnten, wenn sie bei einigen Bewohnern unvollständig waren, über ausreichend Antworten von anderen Bewohnern auf der gleichen Etage lückenlos rekonstruiert werden. Die Aussagen zu direkten Nachbarn erforderten kaum Rekonstruktionen, sondern wurden von den Befragten nahezu vollständig erfasst. In den vier Wohnprojekten sind zwischen 2 und 8

54 Um auszuschließen, dass zwei Bewohner direkt nebeneinander wohnen, weil sie sich selbst dafür entschieden haben, etwa weil sie schon vor dem Einzug befreundet waren, wurden hierzu Fragen gestellt. Sollten Bewohner sich bei der Vergabe der Wohnungen als direkte Nachbarn gewählt haben, wurden sie in den Matrizen nicht als nebeneinander wohnend berücksichtigt, sondern als Missings. Dies traf in Wohnprojekt 1 in zwei Fällen zu.

Prozent direkte Nachbarschaften. Der Anteil von Nachbarschaften auf gleicher Etage schwankt stärker zwischen den vier Wohnprojekten (8-28%). Hinsichtlich der räumlichen Struktur der Wohnprojekte ist anzumerken, dass die Projekte 1 und 4 mehrere Häuser umfassen, die Projekte 2 und 5 hingegen nur ein Gebäude. Zudem besteht die höchste räumliche Dichte in Gruppe 1, die geringste in Gruppe 2.⁵⁵

Inwieweit sich Freundschaften zwischen Bewohnern bilden, die beide regelmäßig an Aktivitäten ihrer Wohngruppe teilnehmen (Hypothese F2b) wird über zwei Variablen geprüft: die Teilnahme an Planungstreffen und an geselligen Treffen der Gruppe. Beide Variablen wurden bereits in den Analysen zur ersten Forschungsfrage als Prädiktoren berücksichtigt (Kap. 9.1). Dort wurden die zwei vierstufig skalierten Variablen dichotomisiert. So wurden Bewohner, die immer oder meistens teilnehmen, mit ,1‘ codiert, Bewohner, die selten oder nie teilnehmen, mit ,0‘. Aus diesen zwei dichotomen Variablen auf Akteursebene wurden nun mittels Transformationen Actor-by-Actor-Matrizen erstellt. In diesen erhält eine Beziehung den Wert ,1‘, wenn beide Akteure regelmäßig (immer/meistens) teilnehmen, und den Wert ,0‘, wenn beide oder ein Akteur nicht regelmäßig, sondern selten oder nie teilnehmen. Die zwei Matrizen geben somit an, welche Bewohner bei Aktivitäten ihrer Wohngruppe häufiger aufeinander treffen und damit Gelegenheit zur Interaktion und zum Aufbau von Freundschaften haben. Zwischen 46 und 60 Prozent der Beziehungen bestehen zwischen Bewohnern, die beide regelmäßig an Planungstreffen teilnehmen; und zwischen 22 und 50 Prozent zwischen Bewohnern, die beide regelmäßig an geselligen Treffen teilnehmen.

Ob sich Freundschaften zwischen Bewohnern entwickeln, die sich ähnlich sind (Hypothese F2c), wird für Alter, Geschlecht, Kind(er) im Haushalt, Erwerbsstatus und Schulbildung untersucht. Das Alter als einzige metrisch skalierte Variable wird so in eine Matrix umgewandelt, dass für jede Beziehung die Altersdifferenz der zwei Akteure in Jahren angegeben wird. Daraus resultiert, dass eine altershomogene Beziehung einen kleineren Wert aufweist als eine altersheterogene Beziehung (Minimum=0). Alle übrigen unabhängigen Variablen sind dichotom codiert, wobei der Wert ,1‘ für eine homogene, der Wert ,0‘ für eine heterogene Beziehung steht. Die Verteilung bei der Altersdifferenz ist in den vier Wohnprojekten recht ähnlich: Im Mittel unterscheidet sich das Alter der Befragten zwischen 16 und 21 Jahre. Geschlechtshomogen sind zwischen 52 und 61 Prozent der Beziehungen. Beim Merkmal ,Kind(er) im Haushalt‘ ist in Projekt 1 mit 70 Prozent ein sehr hoher Anteil der Beziehungen homogen, was aus dem geringen Anteil von Haushalten mit Kindern resultiert. Demgegenüber ist in den Projekten 2 und 4 das Verhältnis

55 Diese Angabe basiert nicht auf konkreten Berechnungen bzw. Abmessungen, sondern auf einer subjektiven Beurteilung auf Grundlage der Besuche am Befragungstag.

zwischen homogenen und heterogenen Beziehungen ausgeglichener. In Projekt 5 kann die Ähnlichkeit von Bewohnern beim Zusammenleben mit Kindern nicht untersucht werden, da es nur einen Haushalt mit Kindern gibt. Sehr ausgeglichen ist in allen vier Projekten das Verhältnis homogener und heterogener Beziehungen hinsichtlich des Erwerbsstatus (50-53%). Den höchsten Anteil bildungshomogener Beziehungen verzeichnet Projekt 4 mit 71 Prozent, was aus dem hohen Anteil überdurchschnittlich hoch gebildeter Bewohner folgt. In den übrigen drei Projekten liegt der Anteil bildungshomogener Beziehungen zwischen 48 und 56 Prozent.

9.2.3 Ergebnisse

Es liegen folgende Analysen vor: Für alle Prädiktoren wurden bivariate QAP-Korrelationen berechnet (Tab. 11) und als ausführlichere Prüfung der Homogenitäts-Hypothese E-I-Indizes für die fünf Merkmale (Tab. 12). Anschließend wurden alle Prädiktoren multivariat in einem binär logistischen QAP-Regressionsmodell getestet (Tab. 13).

Die vier Wohnprojekte können nicht wie in den vorherigen Analysen zum Integrationsgrad in einem Gesamtdatensatz zusammengefasst werden, da Datengrundlage nun Beziehungsmatrizen sind. Um dennoch für jede unabhängige Variable einen Gesamteffekt über die vier Projekte zu erhalten, wurden *Meta-Analysen*⁵⁶ auf Basis der bivariaten QAP-Korrelationen sowie der multivariaten logistischen Regression geschätzt. Dieses Vorgehen nennt Martin (1999: 51) als mögliche Lösung: „QAP implementations are unable to analyze data from more than one group at a time. But it is possible to do separate analyses for each network, and then summarize the results in a meta-analytic procedure“ (s. auch Krackhardt/Porter 1986). Die Meta-Analyse ist ein Verfahren, bei welchem zu einer Fragestellung über mehrere Studien ein Gesamteffekt geschätzt wird. Es basiert auf Konzepten und Annahmen des Mehrebenenmodells. In diesem Fall werden die einzelnen Wohnprojekte als jeweils eigene Studie betrachtet. Grundsätzlich muss bei einer Meta-Analyse⁵⁷ zwischen zwei verschiedenen Modellen entschieden werden: dem Fixed-Effects- (FE) und dem Random-Effects-Modell (RE). In das FE-Modell gehen nur die Stichprobenfehler der einzelnen Studien ein. Demgegenüber wird beim RE-Modell zusätzlich ein weiterer Fehlerterm auf Basis der Gesamtvarianz über alle Studien berücksichtigt: der „between-studies error“ (Thompson/Weiß 2012: 6). Die Entscheidung für eines der zwei Modelle wird statis-

⁵⁶ Diese wurden von Bernd Weiß durchgeführt.

⁵⁷ Die folgenden Ausführungen basieren auf Hedges (2009), Thompson/Weiß (2012) und Weiß (2008). Zur Diskussion der Meta-Analyse als Verfahren der Forschungssynthese s. Weiß/Wagner (2008).

tisch und möglichst auch methodologisch bzw. inhaltlich getroffen. Aus statistischer Sicht empfiehlt sich das Random-Effects-Modell, wenn die Verteilung der einzelnen Effektstärken zu heterogen ist. Bekannte Heterogenitätstests sind der Q-Test und I^2 . Q gibt auf Basis eines χ^2 -Tests an, ob sich die Effektstärken signifikant voneinander unterscheiden. I^2 „ist das prozentuale Verhältnis der Zwischengruppenvarianz zur Gesamtvarianz“ (Weiß 2008: 87). Werte über 50 Prozent werden als deutliche Heterogenität bewertet. Für die Interpretation gibt es aber keine klaren Schwellenwerte, weshalb I^2 stets zusammen mit Q berichtet werden sollte.

Mit Blick auf die Ergebnisse der Heterogenitätstests für die bivariaten QAP-Korrelationen (Tab. 40 im Anhang) empfiehlt sich aus statistischer Sicht das Random-Effects-Modell. So sind die Effektstärken der vier Wohngruppen bei einigen Prädiktoren heterogen, so bei ‚Teilnahme an Planungstreffen‘ und ‚Kind(er) im Haushalt‘. Aber auch aus methodologischer Sicht scheint für diese Analysen das RE-Modell die bessere Wahl zu sein. So sollen mit den Analysen dieser Arbeit repräsentative Aussagen über die Grundgesamtheit getroffen werden, mit der kleinen Einschränkung, die in Abschnitt 8.3 für die Analysen zum Freundschafts-Netzwerk genannt wurde. Repräsentative Aussagen sind mit dem RE-Modell möglich, wogegen das FE-Modell nur Aussagen für die in die Analyse integrierten Studien machen kann. Durch den zweiten Fehlerterm hat das RE-Modell höhere Standardfehler und breitere Konfidenzintervalle als das FE-Modell, weshalb die Nullhypothese beim RE-Modell weniger schnell verworfen werden kann.

Die Effektstärken der einzelnen Studien/Gruppen gehen gewichtet in die Analyse ein, d.h. mit dem gewichteten arithmetischen Mittel. Das jeweilige Gewicht der Studien ist abhängig von den Varianzen innerhalb und zwischen den Studien. Je größer die Zwischenstudienvarianz im Vergleich zur Varianz innerhalb der Studien ist, „desto geringer ist der Effekt der Gewichtung. Das heißt, dass größere Studien heruntergewichtet werden, während kleinere Studien einen stärkeren Einfluss erlangen“ (Weiß 2008: 81f.). Mit welchem Anteil die Wohngruppen in die einzelnen Meta-Analysen eingehen, wird in Tabelle 40 abgebildet (im Anhang). Bei Prädiktoren mit hoher Heterogenität der Effektstärken werden die vier Wohnprojekte nahezu gleich gewichtet, während bei geringer Heterogenität Projekt 1 mit der größten Stichprobe deutlich stärker gewichtet wird als die drei kleineren Wohnprojekte.

Tab. 11: Bivariate QAP-Korrelationen – Bedingungen der Freundschaftswahl

	WP 1	WP 2	WP 4	WP 5	Gesamt- effekt ^f
<i>direkte Nachbarschaft^a</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,07***	0,00	0,04	-0,01	0,05**
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,06**	0,02	0,01	-0,07	0,02
<i>auf gleicher Etage wohnend^b</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,09***	0,05	0,10*	0,09	0,09***
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,05**	0,08	0,00	0,09	0,05***
<i>Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe^c</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,16***	-0,07	0,12	0,15 [†]	0,09 [†]
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,09*	-0,10	0,10	0,16 [†]	0,06
<i>Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe^c</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,15***	0,01	0,12 [†]	0,30***	0,15**
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,10**	-0,06	0,14 [†]	0,20*	0,10*
<i>Alter^d</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	-0,08***	-0,14*	0,06	-0,14*	-0,07 [†]
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	-0,03 [†]	-0,09	0,04	-0,07	-0,03
<i>Geschlecht^e</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,06*	0,10*	0,00	0,07	0,06***
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,08**	0,06	0,00	0,02	0,06**
<i>Kind(er) im Haushalt^e</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,06 [†]	0,19**	0,02		0,08*
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	-0,01	0,11	-0,02		0,02
<i>Erwerbsstatus^e</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,04**	0,01	-0,02	-0,05	0,02
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,06**	-0,01	-0,03	-0,20*	-0,04
<i>Schulbildung^e</i>					
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,02	0,01	0,03	0,08	0,02
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,03	0,00	0,07	0,12	0,03*
*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10	n=5001 / 4914	n=450 / 448	n=537 / 536	n=288 / 284	n=6276 / 6182

a wohnen direkt nebeneinander = 1, wohnen nicht direkt nebeneinander = 0

b wohnen auf gleicher Etage = 1, wohnen nicht auf gleicher Etage = 0

c beide Akteure: meistens/immer teilgenommen = 1,
einer oder beide Akteure: selten/nie teilgenommen = 0

d absolute Differenz in Jahren

e gleiches Merkmal=1, nicht gleiches Merkmal=0

f Ergebnisse aus Meta-Analysen über die vier Wohnprojekte (Random-Effects-Modelle)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung; Meta-Analysen: durchgeführt von Bernd Weiß.

Bivariate Ergebnisse

Direkte Nachbarschaft hat im größten der vier Wohnprojekte (WP 1) einen signifikanten Effekt auf die Freundschaftsformation. Dies bedeutet, dass direkte Nachbarn eher miteinander befreundet sind als nicht direkte Nachbarn. Dies gilt für beide Freundschaftstypen. In den übrigen drei (kleineren) Wohnprojekten gibt es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen direkter Nachbarschaft und der Existenz von Freundschaften. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass eine Freundschaft unter direkten Nachbarn in kleineren Stichproben unwahrscheinlicher ist als in größeren Stichproben. So handelt es sich beispielsweise im kleinsten Wohnprojekt 5 bei nur 22 der 284 vorhandenen Dyaden um direkte Nachbarschaften. Dies zeigt, dass ein überdurchschnittlich häufiges Auftreten von Freundschaften unter direkten Nachbarn eher unwahrscheinlich ist. Da direkte Nachbarschaft in den Projekten so selten auftritt, das Merkmal also sehr extrem verteilt ist, wird es nicht in die logistische Regression einbezogen. Die Meta-Analyse ergibt für Freundschaftstyp 1 einen signifikanten Effekt ($r=0,05^{**}$), für Freundschaftstyp 2 ist der Zusammenhang nicht signifikant.

Bewohner, die auf der gleichen Etage wohnen, sind in allen vier Wohnprojekten bei Freundschaftstyp 1 eher miteinander befreundet als Bewohner, die nicht auf der gleichen Etage wohnen, wenngleich dieser Zusammenhang lediglich in zwei Projekten signifikant ist (1 und 4). Für Freundschaftstyp 2 zeigt sich eine ähnliche Tendenz für drei Projekte, wobei der Effekt nur in einem Projekt (WP 1) signifikant ist. Die Meta-Analyse ergibt für beide Freundschaftstypen signifikante Effekte (F-Typ 1: $r=0,09^{***}$; F-Typ 2: $r=0,05^{***}$). Die Verteilung der Effektstärken ist bei diesem Merkmal sehr homogen. Im Vergleich mit den übrigen acht untersuchten Merkmalen weist lediglich die Bildung ähnlich konsistente Resultate über alle Wohnprojekte auf (Tab. 40 im Anhang).

Nehmen zwei Bewohner regelmäßig an Planungstreffen ihrer Wohngruppe teil, so sind sie in drei der vier Wohnprojekte (1, 4 und 5) bei beiden Freundschaftstypen eher miteinander befreundet als Bewohner, von denen einer oder auch beide nicht regelmäßig an diesen Treffen teilnehmen. Signifikant sind die Effekte nur in zwei Projekten (1 und 5). Im vierten Projekt (WP 2) zeigt sich ein negativer, wenn auch nicht signifikanter Zusammenhang: Hier sind zumindest tendenziell Bewohner eher miteinander befreundet, die nicht regelmäßig an Planungstreffen teilnehmen. Dieser gegenläufige Trend in Projekt 2 impliziert eine hohe Heterogenität bei den Meta-Analysen (Tab. 40 im Anhang). Daher ist auch der Gesamteffekt nur für Freundschaftstyp 1 schwach signifikant ($r=0,09^{\dagger}$), für Freundschaftstyp 2 ergibt die Meta-Analyse keinen signifikanten Zusammenhang (Tab. 11).

Ähnliche Resultate ergeben sich für die Teilnahme an geselligen Treffen: Hier sind in drei Wohnprojekten (1, 4 und 5) Bewohner eher miteinander befreundet, die meistens oder immer an geselligen Treffen ihrer Gruppe teilnehmen. Dies gilt für beide Freundschaftstypen. In Projekt 5 fallen die Effekte bei beiden Freundschaftstypen im Vergleich mit den übrigen Projekten besonders stark aus, da hier ein vergleichsweise hoher Anteil der Bewohner regelmäßig bei geselligen Treffen dabei ist. Wiederum zeigt sich in Wohnprojekt 2 eine gegenläufige Tendenz bzw. kein Zusammenhang zwischen der Existenz einer Freundschaft und der regelmäßigen Teilnahme an Geselligkeiten. Trotz der dadurch ebenfalls relativ hohen Heterogenität der Effektstärken bei den Meta-Analysen (Tab. 40 im Anhang) ist bei beiden Freundschaftstypen der Gesamteffekt signifikant (F-Typ 1: $r=0,15^{**}$; F-Typ 2: $r=0,10^{*}$).

Ein wichtiges Analyseverfahren der Netzwerkanalyse zur Aufdeckung von Homophilien in Gesamtnetzwerken ist der External-Internal-Index bzw. E-I-Index (Everett/Borgatti 2012; Krackhardt/Stern 1988: 127ff.). Analog entwickelte Wolf (1995) für die Analyse bei egozentrierten Netzwerken den Homophilie-Index. Der External-Internal-Index gibt Auskunft über die Geschlossenheit des Gruppennetzwerks bzw. die Einbindung der Akteure in Subgruppen. Die Maßzahl errechnet sich aus dem Verhältnis der externen (E) zu den internen Freundschaften (I): $(E - I) / (E + I)$. Der Index nimmt Werte zwischen -1 und +1 an. Bei -1 sind alle Freundschaften homogen (intern) und bei +1 alle Freundschaften heterogen (extern). Für den Index wird mittels Permutationstests angegeben, ob der empirische Wert signifikant vom erwarteten Wert abweicht. So werden die Randverteilungen der Subgruppen und die Dichte der Freundschafts-Netzwerke in den Subgruppen berücksichtigt. Die E-I-Indizes wurden nur für Freundschaftstyp 2 berechnet, da dieses Verfahren symmetrische Beziehungsmatrizen voraussetzt (Tab. 12).

Altershomophilie zeigt sich bei Freundschaftstyp 1 in drei der vier Wohnprojekte (1, 2, 5). Der Gesamteffekt über alle vier Projekte ist schwach signifikant ($r=-0,07^{+}$) (Tab. 11). Die Verteilung der vier Effektstärken ist nicht konsistent. Dies ergibt sich aus der gegenläufigen Tendenz der Effektstärke in Wohnprojekt 4, die eher auf Heterogenität hinweist, wenn auch nicht auf signifikantem Niveau. Bei den reziproken Typ-2-Freundschaften erweisen sich nur diejenigen in Wohnprojekt 1 als schwach signifikant altershomogen, wobei die Freundschaften in den Projekten 2 und 5 zumindest tendenziell auf Altershomogenität hinweisen. Die E-I-Indizes ergeben für alle Wohnprojekte keine Dominanz altershomogener Freundschaften (Tab. 12). Alle vier Indizes weisen aber auf zumindest schwache Homogenität hin, wie der Vergleich der tatsächlichen mit den erwarteten Indizes zeigt.

Tab. 12: External-Internal-Indizes zum Test von Homophilie

	WP 1		WP 2		WP 4		WP 5	
	abs.	Dichte	abs.	Dichte	abs.	Dichte	abs.	Dichte
<i>Alter</i>								
homogene Freundschaften ^a	114	0,05	28	0,11	34	0,12	12	0,08
heterogene Freundschaften	88	0,03	14	0,07	24	0,09	6	0,04
erwarteter E-I-Index	0,00		-0,09		-0,07		0,06	
E-I-Index	-0,13		-0,33		-0,17		-0,33	
<i>Geschlecht</i>								
homogene Freundschaften	162	0,05	26	0,11	32	0,11	10	0,07
heterogene Freundschaften	40	0,02	16	0,07	26	0,10	8	0,05
erwarteter E-I-Index	-0,21		-0,03		-0,07		0,01	
E-I-Index	-0,60**		-0,24		-0,10		-0,11	
<i>Kind(er) im Haushalt</i>								
homogene Freundschaften	134	0,04	28	0,12	26	0,10		
heterogene Freundschaften	68	0,04	14	0,06	32	0,11		
erwarteter E-I-Index	-0,40		-0,03		0,04			
E-I-Index	-0,33		-0,33		0,10			
<i>Erwerbsstatus</i>								
homogene Freundschaften	128	0,05	20	0,09	28	0,10	2	0,01
heterogene Freundschaften	74	0,03	22	0,09	30	0,12	16	0,11
erwarteter E-I-Index	0,00		0,01		-0,07		-0,06	
E-I-Index	-0,27**		0,05		0,03		0,78*	
<i>Bildung</i>								
homogene Freundschaften	124	0,04	20	0,09	46	0,12	14	0,08
heterogene Freundschaften	78	0,03	22	0,09	12	0,08	4	0,03
erwarteter E-I-Index	-0,10		0,05		-0,42		-0,15	
E-I-Index	-0,23		0,05		-0,59		-0,56	
<i>Gesamt</i>								
Freundschaften	202	0,04	42	0,09	58	0,11	18	0,06
N	4914		448		536		284	

E-I-Index: -1: nur homogene Beziehungen; +1: nur heterogene Beziehungen

Freundschaftstyp 2: nur reziprok

a Die metrische Variable Alter wurde in zwei Subgruppen zerlegt: Bewohner unter und über 50 Jahre.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Geschlechtshomophilie zeigt sich bei Freundschaftstyp 1 in zwei der vier Projekte (1 und 2). Der Gesamteffekt über alle vier Projekte ist höchst signifikant ($r=0,06^{***}$). Dabei ist die Verteilung der Effektstärken sehr ähnlich, wie aus den Homogenitätstests der Meta-Analyse ersichtlich ist (Tab. 40 im Anhang). So weist der Koeffizient in Projekt 5 in die gleiche Richtung, wenn auch nicht auf signifikantem Niveau. In Projekt 4 gibt es keinen Zusammenhang zwischen einer Freundschaft und der Homogenität im Geschlecht der zwei Akteure. Die Geschlechtshomophilie ist bei Freundschaftstyp 2 etwas schwächer ausgeprägt als bei Freundschaftstyp 1: Bei den QAP-Korrelationen zeigt sich lediglich für Wohnprojekt 1 ein signifikanter Effekt. Dennoch ist der Gesamteffekt ebenfalls signifikant ($r=0,06^{**}$). Analog ergibt sich bei den E-I-Indizes für Projekt 1 ein signifikanter Effekt ($E-I=-0,60^{**}$) (Tab. 12).

In zwei der drei untersuchten Projekte sind Freundschaften vom Typ 1 homogen hinsichtlich des Zusammenlebens mit Kindern (WP 1 und 2). Auch der Gesamteffekt ist signifikant ($0,08^{*}$). Bei den beidseitig bestätigten Typ 2-Freundschaften ergab die Meta-Analyse kein signifikantes Resultat ($r=0,02$). Ähnlich wie beim Alter sind hier die Effektstärken der einzelnen Wohnprojekte relativ heterogen (Tab. 40 im Anhang). Folglich sind die Ergebnisse im Gegensatz zum Geschlecht der Befragten weniger einheitlich. Bei Freundschaftstyp 2 verweist Projekt 2 am stärksten in Richtung Homogenität, wie auch die E-I-Indizes zeigen (Tab. 12).

Haben Bewohner den gleichen Erwerbsstatus (erwerbstätig oder nicht erwerbstätig), sind sie in Wohnprojekt 1 eher miteinander befreundet als Bewohner mit unterschiedlichem Erwerbsstatus. Dies gilt für beide Freundschaftstypen. In den übrigen drei Projekten bestätigt sich dieser Zusammenhang nicht, so dass die Meta-Analysen keine signifikanten Effekte ergeben (Tab. 11). In Wohnprojekt 5 gibt es sogar signifikant mehr heterogene als homogene reziproke Freundschaften (s. Tab. 12). Für alle fünf untersuchten Merkmale in den vier Wohnprojekten ist dies das einzige, für das signifikant mehr heterogene als homogene Freundschaften bestehen.

Für beide Freundschaftstypen ließ sich keine Bildungshomophilie in den vier Projekten nachweisen, zumindest nicht auf signifikantem Niveau (Tab. 12). Tendenziell gibt es jedoch zumeist mehr homogene als heterogene Freundschaften. Aufgrund dessen ergibt sich für die reziproken Freundschaften ein signifikanter Gesamteffekt ($r=0,03^{*}$). Die Homogenitätstests der Meta-Analysen bestätigen für beide Freundschaftstypen, dass die Effektstärken der vier Wohnprojekte eine sehr ähnliche Tendenz haben (Tab. 40 im Anhang).

Zusammenfassung der bivariaten Ergebnisse

Von den vier Variablen zur Gelegenheitsstruktur hängt das Wohnen auf der gleichen Etage am stärksten mit der Existenz einer Freundschaft zusammen

(Hypothese F2a). Dies zeigt sich sehr konsistent über alle vier Wohnprojekte und bei beiden Freundschaftstypen. Von den zwei Aktivitäten (Hypothese F2b) hängt die Teilnahme an geselligen Treffen stärker mit dem Bestehen einer Freundschaft zusammen als die Teilnahme an Planungstreffen.

Bei der Untersuchung der Homophilie der Freundschaften (Hypothese F2c) hat das Geschlecht den stärksten Effekt. Die Resultate sind hier über die vier Wohnprojekte recht konsistent. Außerdem sprechen die bivariaten Befunde für eine schwach ausgeprägte Homophilie bei Alter, Zusammenleben mit Kindern und Bildung, aber nicht beim Erwerbsstatus.

Multivariate Ergebnisse

Die unabhängigen Variablen sollen nun in einem multivariaten Modell getestet werden. Da die abhängige Variable dichotom ist, bietet sich die binär logistische Regression an. Die logistische Regression, die auf dem bewährten QAP-Verfahren beruht, ist in Ucinet erst seit Mai 2012 (Version 6.396) verfügbar.⁵⁸ Zur logistischen QAP-Regression liegen daher noch keine Veröffentlichungen vor, die Prozedur basiert aber auf der multiplen linearen QAP-Regression.⁵⁹ Deren Vorteile gegenüber einer gängigen OLS-Regression, besonders hinsichtlich des Problems der Autokorrelation, wurden von Krackhardt (1988) geprüft und nachgewiesen.

Wie bei den bivariaten Befunden erwähnt, wird ‚direkte Nachbarschaft‘ nicht mit in die multivariaten Analysen einbezogen, ist aber über ‚auf gleicher Etage wohnend‘ abgedeckt. Außerdem wurde die logistische Regression nur für Freundschaftstyp 1 geschätzt. So ist die Verteilung bei den reziproken Freundschaften (F-Typ 2) zu extrem. Logistische Regressionen bedürfen einer nicht zu extremen Verteilung der abhängigen Variable, d.h. „nicht mit 5% und 95%“ (Diaz-Bone 2006b: 232). Diese Voraussetzung erfüllen die reziproken Freundschaftsmatrizen nicht: Nur bei 4 bis 11 Prozent der Dyaden handelt es sich in den vier Wohnprojekten um beidseitig bestätigte Freundschaften. Die Analysen erfolgen wie auch zuvor getrennt für jedes der vier Wohnprojekte und im Rahmen einer Meta-Analyse über alle vier Projekte.

Auf Grundlage der Meta-Analyse haben vier Merkmale über alle Wohnprojekte einen signifikanten Effekt auf die Existenz einer Freundschaft: das Wohnen auf der gleichen Etage, die gemeinsame, regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe sowie Homogenität der Bewohner in Geschlecht und dem Zusammenleben mit Kindern (Tab. 13).

58 Zuvor wurde auch für Netzwerkanalysen mit dichotomen abhängigen Variablen in Ermangelung besserer Alternativen auf die entsprechende OLS-Regression zurückgegriffen, wie Martin (1999: 51) kritisch anmerkt.

59 So schreibt Stephen Borgatti (einer der Entwickler von Ucinet) am 6.11.2012 im User's Forum: „It is basically the equivalent of the Y-permutation version of MR QAP, just using a logistic regression in place of OLS“.

Tab. 13: Binär logistische QAP-Regression – Bedingungen der Freundschaftswahl

Kovariaten	WP 1		WP 2		WP 4		WP 5		Meta-Analyse
	Koeff.	OR	Koeff.	OR	Koeff.	OR	Koeff.	OR	OR
auf gleicher Etage wohnend	0,63***	1,88	0,30	1,35	0,59 [†]	1,81	0,92*	2,51	1,83***
Teilnahme an Planungstreffen	0,81***	2,25	-0,38	0,68	0,78	2,18	0,24	1,27	1,47
Teiln. an geselligen Treffen	0,60**	1,83	-0,10	0,90	1,17 [†]	3,23	1,78**	5,90	2,14*
Alter	-0,01*	0,99	-0,03 [†]	0,98	0,03 [†]	1,03	-0,05*	0,95	0,99
Geschlecht	0,32 [†]	1,38	0,52*	1,69	0,13	1,14	0,70 [†]	2,02	1,41***
Kind(er) im Haushalt	0,45 [†]	1,57	0,86**	2,35	0,49	1,63			1,65***
Erwerbsstatus	0,08	1,08	0,12	1,13	-0,66 [†]	0,52	-0,68	0,51	0,89
Schulbildung	0,12	1,13	0,21	1,23	-0,18	0,83	0,83 [†]	2,29	1,18
Pseudo-r ²	0,05 [†]		0,07*		0,05 [†]		0,20***		
n	4271		365		406		260		5302

OR: Odds Ratio *** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$; [†] $p \leq 0,10$

abhängige Beziehungsmatrix: Freundschaftstyp 1 (reziprok und nicht reziprok)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung; Meta-Analyse: Bernd Weiß.

Einen starken Effekt hat das Wohnen auf der gleichen Etage: Befragte auf der gleichen Etage sind signifikant häufiger miteinander befreundet als Befragte, die auf unterschiedlichen Etagen wohnen. Dieser Zusammenhang ist – wie bei den bivariaten Ergebnissen – konsistent über die vier Wohnprojekte (Tab. 14). Signifikant ist der Zusammenhang in drei der vier Projekte. Die unterschiedliche Stärke der Effekte bei den vier Projekten lässt sich über die unterschiedlich dichte Bauweise erklären: So besteht die höchste räumliche Dichte der Wohnungen in den Projekten 1 und 5. Die mit Abstand höchste räumliche Distanz zwischen den Wohnungen gibt es in Wohnprojekt 2, bei dem entsprechend der Zusammenhang mit der abhängigen Variable zwar wie in den übrigen Projekten positiv ist, aber nicht auf signifikantem Niveau.

Einen ebenfalls starken Einfluss auf die Existenz einer Freundschaft haben ‚Geschlecht‘ und ‚Kind(er) im Haushalt‘. So sind Bewohner eher miteinander befreundet, die sich darin ähnlich sind. Auch diese Effekte zeigen eine hohe Konsistenz über die vier Projekte (Tab. 14). Geschlechtshomophilie besteht auf signifikantem Niveau in drei der vier Projekte, Homophilie im Zusammenleben mit Kindern in zwei der drei Projekte.

Nehmen zwei Bewohner regelmäßig an Geselligkeiten teil und treffen daher häufiger in diesem Kontext aufeinander, sind sie eher miteinander befreundet als Bewohner, von denen mindestens einer selten oder nie an diesen Treffen teilnimmt. Dieser Zusammenhang wurde in drei der vier Wohnprojekte nachgewiesen. In einem Projekt (WP 2) zeigt sich ein gegenläufiges

Ergebnis, wenn auch nicht auf signifikantem Niveau. Aufgrund dessen besteht für dieses Merkmal eine hohe Heterogenität der Effektstärken. In Projekt 5, in denen ein überdurchschnittlich hoher Anteil der Bewohner regelmäßig an Geselligkeiten teilnimmt, ist der Effekt mit Abstand am stärksten ausgeprägt. Die Erklärungskraft des Regressionsmodells für Wohnprojekt 5 ist deutlich höher als die der übrigen drei Projekte (s. Pseudo- r^2), was maßgeblich auf diesen starken Effekt der Teilnahme an geselligen Treffen zurückgeführt werden kann.

Bei der Interpretation der Ergebnisse muss beachtet werden, dass es im Gegensatz zu den übrigen unabhängigen Variablen für ‚Teilnahme an Planungstreffen‘ und ‚Teilnahme an geselligen Treffen‘ nicht möglich ist, einen Kausalzusammenhang mit der abhängigen Variable herzustellen. So kann die Frage nicht beantwortet werden, ob sich Freundschaften erst in diesen Kontexten bilden oder ob hauptsächlich Bewohner an den Treffen teilnehmen, die bereits miteinander befreundet sind. Dies gilt für die Teilnahme an Geselligkeiten stärker als für die Teilnahme an Planungstreffen, da bei letzteren das Besprechen formeller Angelegenheiten der Gruppe im Mittelpunkt steht.

Tab. 14: Meta-Analyse der binär logistischen QAP-Regression zur Erklärung der Bedingungen der Freundschaftswahl (random-effects-model)

	OR	Tests auf Heterogenität		Gewichte (in %)			
		Q	I^2	WP 1	WP 2	WP 4	WP 5
auf gleicher Etage wohnend	1,83***	1,54	0,00	69,3	13,3	9,7	7,8
Teilnahme an Planungstreffen	1,47	18,70***	0,84	31,0	26,1	24,2	18,8
Teilnahme an geselligen Treffen	2,14*	13,07**	0,77	33,6	26,2	21,3	18,8
Geschlecht	1,41***	2,06	0,00	75,3	10,7	9,4	4,6
Alter	0,99	13,42**	0,78	33,4	24,4	24,4	17,8
Kind(er) im Haushalt	1,65***	1,69	0,00	78,6	11,9	9,5	
Erwerbsstatus	0,89	5,84	0,49	46,9	25,1	17,1	10,9
Schulbildung	1,18	3,96	0,24	59,6	19,5	12,2	8,7

OR=Odds Ratio *** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$

Quelle: Eigene Erhebung; Berechnungen: Bernd Weiß.

Die gemeinsame regelmäßige Teilnahme an Planungstreffen hängt nur in einem Projekt (WP 1) signifikant positiv mit dem Bestehen einer Freundschaft zusammen. In zwei weiteren Projekten (4 und 5) ist der Zusammenhang ebenfalls positiv, wenn auch nicht signifikant. Wiederum ist es Projekt 2, bei dem der Zusammenhang in eine konträre, folglich negative Richtung weist: Hier sind Bewohner tendenziell eher miteinander befreundet, von denen mindestens einer nicht regelmäßig an Planungstreffen teilnimmt. Daraus resultiert die hohe Heterogenität der Meta-Analyse bei diesem Merkmal.

Altershomophilie wurde in drei der vier Projekte nachgewiesen (1, 2 und 5). In Projekt 4 hingegen gibt es signifikant mehr altersheterogene als altershomogene Freundschaften. Daher ergibt die Meta-Analyse bei diesem Merkmal kein konsistentes Resultat. Bildungshomogenität zeigt sich nur in den Freundschaften eines Wohnprojekts (WP 5). Homogenität im Erwerbsstatus konnte in keinem der vier Projekte belegt werden. Im Gegenteil, in zwei Projekten (4 und 5) gibt es sogar mehr heterogene als homogene Freundschaften bei diesem Merkmal.

Zusammenfassung der multivariaten Ergebnisse

In manchen Projekten hängen beide Faktoren (Gelegenheitsstruktur und Ähnlichkeiten) mit dem Bestehen von Freundschaften zusammen: beim größten (WP 1) und beim kleinsten Wohnprojekt (WP 5). In anderen Projekten ist nur einer der zwei Faktoren bedeutsam für die Freundschaftsformation. In Wohnprojekt 2 lässt sich Homophilie bei einigen Merkmalen nachweisen. Weniger Einfluss hat hier die Gelegenheitsstruktur: Die räumliche Nähe hängt nur schwach mit dem Bestehen von Freundschaften zusammen, was über die hohe Distanz der Wohnungen erklärt wurde. Gruppenaktivitäten stehen sogar eher in einem negativen Zusammenhang mit der Existenz von Freundschaften. Möglicherweise wird in diesem Wohnprojekt solchen Aktivitäten keine so hohe Bedeutung beigemessen oder das Gruppenleben konstituiert sich eher in Form anderer, hier nicht untersuchter Aktivitäten. Dieser Erklärungsversuch muss an dieser Stelle spekulativ bleiben. In Projekt 4 hat die Gelegenheitsstruktur dagegen – in Form der räumlichen Nähe und der gemeinsamen Teilnahme an Geselligkeiten – einen Effekt auf die Freundschaftsformation, während das Homophilieprinzip im Kontrast zu den übrigen drei Projekten nicht nachgewiesen wurde. Im Gegenteil, bei Alter und Erwerbsstatus zeigt sich sogar eine Dominanz heterogener Freundschaften. Eine mögliche Erklärung ist, dass in Wohnprojekt 4 die Sozialbeziehungen eventuell teils nicht die Intensität ‚klassischer‘ Freundschaften erreichen. So siezt sich in diesem Projekt ein Teil der Bewohner, während sich in den übrigen Projekten alle Bewohner untereinander duzen. Wie in der Diskussion der Varianten der Operationalisierung von Freundschaften gezeigt wurde (Kap. 9.1.1), gibt es in Wohnprojekt 4 im Vergleich mit den übrigen Wohngruppen ähnlich viele Beziehungen, die hinsichtlich der emotionalen Nähe als sehr nah (Werte 6 oder 7) bewertet wurden. ‚Enge Freunde‘ wurden hingegen weniger häufig genannt. Inwieweit das Homophilieprinzip nur bei sehr emotional nahen Beziehungen bzw. engen Freundschaften wirksam ist, muss an dieser Stelle offen bleiben. Auch die in Abschnitt 5.2 vorgestellten Theorien, die sich nur auf die Formation von Freundschaften und nicht positiver Beziehungen allgemein beziehen, geben dazu keinen Aufschluss.

10 Soziale Unterstützung in Wohnprojekten

Auf die zwei auch zu Beginn des Kapitels 9 angeführten offenen Fragen, was den Bewohnern ‚besonders gut‘ und ‚gar nicht gut‘ am Leben in ihrem Projekt gefällt, wurde die reziproke Unterstützung häufig als positiver Faktor genannt.⁶⁰ Besonders betonen die Bewohner dabei, dass diese Hilfen selbstverständlich erfolgten und ein allgemeines Klima der gegenseitigen Fürsorge und Anteilnahme herrsche („selbstverständliche Hilfen“, „gegenseitige Fürsorge“, „Hilfsbereitschaft, Interesse an der Befindlichkeit der Mitbewohner“, „verlässliche Nachbarschaft“). Außerdem werden die Möglichkeit des Ressourcenaustauschs und ein allgemeines Gefühl der Sicherheit aufgrund der räumlichen Nähe vieler bekannter Menschen positiv bewertet („Gefühl von Sicherheit, wenn man alleine zu Hause ist“, „man kennt sich, hilft sich, großes Sicherheitsgefühl“). So werden Leistungen wie Car-Sharing oder Getränkelieferungen leicht gemeinschaftlich organisierbar. Zudem werden Informationen ausgetauscht, häufig über schwarze Bretter. Dies können etwa Tipps für Ärzte oder Handwerker sein, Informationen über Veranstaltungen oder darüber, welcher der Bewohner zu welchen Zeiten in Urlaub fährt.

Kritisiert wird dagegen von einigen Bewohnern, dass das Engagement in der Gruppe unterschiedlich ausfällt. Diejenigen, die sich stark engagieren, beklagen mangelndes Engagement der anderen („dass einige nie zu sehen sind und sich nicht einbringen“, „dass ich das Gefühl habe, es engagieren sich immer dieselben“). Demgegenüber erwarten die Bewohner, die sich nicht so stark einbringen können, größeres Verständnis für ihre Zurückhaltung („der Druck, sich engagieren zu müssen“, „ältere Mitbewohner haben kein Verständnis für Berufstätige und deren damit verbundene geringe Zeit“).

Der Austausch sozialer Unterstützung wird mittels folgender Fragen näher beleuchtet:

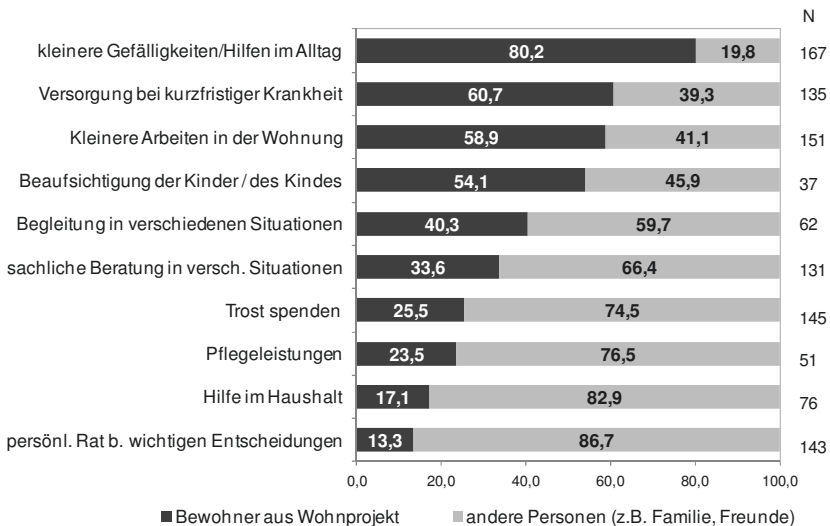
1. Welche Unterstützungsarten erbringen die Bewohner füreinander? Wie reziprok und multiplex sind die Unterstützungsbeziehungen und welche Akteure unterstützen sich gegenseitig? (Kap. 10.1)
2. Wie stark sind die Bewohner über den Austausch sozialer Unterstützung in die Gruppe integriert? (Kap. 10.2)
3. Unter welchen Bedingungen leisten die Bewohner füreinander Hilfe? (Kap. 10.3)

60 Die Ausführungen auf dieser und der nächsten Seite wurden in ähnlicher Form in Gierse/Wagner (2012) veröffentlicht.

10.1 Unterstützungsdimensionen und -beziehungen

Welche Hilfeleistungen werden vorrangig in Wohnprojekten ausgetauscht? Und in welchen Bedarfslagen wird eher auf Personen aus dem persönlichen Netzwerk wie Familienangehörige oder Freunde zurückgegriffen? Zu zehn Hilfeleistungen (acht instrumentellen, zwei emotionalen) wurde erfragt, ob die Bewohner diese von Bewohnern aus ihrer Wohngruppe oder von anderen Personen erhalten oder ob niemand diese Hilfe für sie erbringt bzw. sie diese Hilfe nicht benötigen. Die Bewohner unterstützen sich in ihrer Gruppe in erster Linie mit kleineren Gefälligkeiten und Hilfen im Alltag, indem sie etwa beim eigenen Einkauf etwas füreinander mitbringen oder sich bei Abwesenheit um die Wohnung kümmern (Abb. 6). Auch die Versorgung bei kurzfristiger Krankheit, kleinere Arbeiten in der Wohnung und Kinderbetreuung werden überwiegend von Personen aus der Wohngruppe erbracht.

Abb. 6: Erhaltene Hilfeleistungen aus dem persönlichen Netzwerk



Frage: „Bei welchen Gelegenheiten bekommen Sie Hilfe von Personen außerhalb Ihres Haushalts? Wer hilft Ihnen dabei in erster Linie?“ (N=Befragte, die angegeben haben, dass sie diese Hilfe erhalten)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Bei anderen Bedarfslagen spielen die Bewohner eine untergeordnete Rolle, insbesondere bei emotionaler Unterstützung (persönlicher Rat und Trost

spenden) sowie bei Hilfen im Haushalt und Pflegeleistungen. Hier wird eher auf Personen aus dem sonstigen persönlichen Umfeld zurückgegriffen.

Nach diesem ersten Vergleich, welche Hilfen von welchen Personengruppen vorrangig erbracht werden, wird nachfolgend analysiert, welche Hilfe die Bewohner im Detail erhalten und an andere gegeben haben. Wie in Abschnitt 7.1.1 dargelegt, basieren die abgefragten acht instrumentellen und zwei emotionalen Hilfeleistungen auf dem Erhebungsinstrument von Fischer und decken vor allem die Dimensionen praktische Hilfe und Kommunikation ab. Die Bewohner sollten im Fragebogen die Codenummern der Gruppenmitglieder angeben, die sie in den letzten sechs Monaten unentgeltlich unterstützt haben und von denen sie unterstützt wurden. Dabei wurde keine Obergrenze festgelegt, wie viele Personen maximal genannt werden dürfen („free choice design“). Der Zeitraum von sechs Monaten wurde analog zu den Erhebungen bei McCallister und Fischer (1978) sowie Burt (1984) gesetzt, denn es wird vermutet, dass die Erbringung von Hilfen wie Versorgung bei kurzfristiger Krankheit oder persönlichem Rat bei wichtigen Entscheidungen bei einem zu kurz festgelegten Zeitraum nicht adäquat abgebildet wird. Demgegenüber entwickelten Kecskes und Wolf ein Erhebungsinstrument, bei dem die Alteris für einen Zeitraum von 14 Tagen erhoben wurden (Wolf 2006: 250f.). Des Weiteren wurde nicht nach dem potentiell verfügbaren Hilfenetz, sondern den tatsächlich ausgetauschten Hilfeleistungen gefragt, wie auch im Erhebungsinstrument von Kecskes und Wolf (Wolf 2006: 249f.).

Für sieben instrumentelle und zwei emotionale Arten sozialer Unterstützung wurde pro Wohnprojekt jeweils eine Matrix erstellt. Die erhobenen Daten zur Hilfe „kleinere Gefälligkeiten/Hilfen im Alltag“ waren nicht verwertbar, da diese Hilfe anscheinend zu niedrigschwellig ist und daher weniger gut erinnert wird: Befragte trugen bei dieser Hilfeleistung häufig in den Fragebogen ein, dass sie diese Hilfe für jeden erbringen und von jedem erhalten. Daher wurde diese Hilfeleistung nicht in die Analysen einbezogen.

Im Gegensatz zu den Analysen zum Freundschafts-Netzwerk, bei dem alle unvollständigen und unsichtbaren Dyaden aus der Matrix entfernt wurden (vollständige Dyadenanalyse), konnte für die Unterstützungs-Netzwerke eine unvollständige Dyadenanalyse durchgeführt werden. Dies bedeutet, dass unvollständige Dyaden, zu denen Angaben nur von einer Seite der zwei Interagierenden vorliegen, über diese Seite rekonstruiert werden. Lediglich unsichtbare Dyaden können nicht rekonstruiert werden. In Tabelle 15 ist für die fünf Mehrgenerationenprojekte 1 bis 5 aufgeführt, welche Anteile der Dyaden vollständig, unvollständig und unsichtbar sind.

Trotz der Möglichkeit der Rekonstruktion ist der Rücklauf im Familienprojekt (WP 7) zu gering, um Analysen zum Unterstützungs-Netzwerk durchführen zu können. Zudem konnte das 50+-Projekt (WP 6) nicht einbezogen

werden, da viele Befragte aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zur Hilfeleistung für andere in der Lage sind. Dies wurde häufig am Befragungstag geäußert. Die Frage blieb daher bei sehr vielen Bewohnern dieses Projekts unbeantwortet.

Tab. 15: Vollständige, unvollständige und unsichtbare Dyaden bei den Unterstützungs-Netzwerken

	WP 1		WP 2		WP 3		WP 4		WP 5		gesamt
Gruppenmitglieder	74		27		41		30		20		192
Befragte	72		25		30		25		18		170
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.
vollständige Dyaden	5114	94,7	600	85,5	869	53,0	600	69,0	306	80,5	7489
unvollständige Dyaden	286	5,3	100	14,2	661	40,3	250	28,7	72	18,9	1369
unsichtbare Dyaden	2	0,0	2	0,3	110	6,7	20	2,3	2	0,5	136
Dyaden insgesamt	5402	100,0	702	100,0	1640	100,0	870	100,0	380	100,0	8994

Quelle: Eigene Erhebung.

Der Anteil unsichtbarer Dyaden ist in drei Projekten mit Anteilen von maximal 0,5 Prozent marginal. In den übrigen zwei Projekten (3 und 4) liegt die Anzahl der unsichtbaren, nicht rekonstruierbaren Dyaden mit 7 bzw. 2 Prozent noch auf vertretbarem Niveau. Die Anteile der unvollständigen, rekonstruierbaren Dyaden sind in den fünf Projekten sehr unterschiedlich und betragen zwischen 5 und 40 Prozent. Die Projekte 3 und 4 haben dabei den höchsten Anteil unvollständiger Dyaden (40% bzw. 29%). Die weiteren Auswertungen sollen darlegen, ob besonders in diesen zwei Projekten mit einer verzerrten Abbildung des Unterstützungs-Netzwerks zu rechnen ist.

Zur Beantwortung der Frage, wie zuverlässig und umfassend die Angaben der Befragten die Unterstützungs-Netzwerke abbilden, wurden umfangreiche Datenchecks der Beziehungsmatrizen durchgeführt. Es zeigt sich, dass nicht alle Hilfeleistungen gleichermaßen von beiden Seiten der Dyade bestätigt werden. Die höchsten Anteile beidseitig bestätigter Beziehungen weisen ‚Hilfe bei kleineren Arbeiten in der Wohnung‘, ‚Kinderbetreuung‘ und ‚Pflegeleistungen‘ auf. Dies könnte daran liegen, dass gerade diese Hilfen am ehesten einer vorherigen Absprache von Unterstützungsnehmer und -geber bedürfen und somit möglicherweise besser von beiden Seiten erinnert werden. Andere Hilfen werden eventuell eher spontan erbracht, wie die zwei emotionalen Dimensionen ‚persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen‘ und ‚Trost spenden‘ oder auch ‚sachliche Beratung‘. Aus Methodenstudien ist bekannt, dass Unterstützungsdimensionen mit zunehmender Konkretheit eine bessere Datenqualität aufweisen (u.a. Barrera et al. 1985: 11; Diaz-Bone

1997: 70ff., Prell 2012: 77; s. auch Kap. 7.1.1). Es wird angenommen, dass die ‚doppelte‘ Erhebung der Unterstützungsleistungen von beiden Seiten der Dyade erheblich zu einer Verbesserung der Datenqualität beigetragen hat, besonders im Vergleich zu einer nur einseitigen Erhebung, wie es in Studien zu egozentrierten Netzwerken erfolgt. Dennoch ist es möglich, dass für den erfragten Zeitraum von sechs Monaten einzelne erbrachte Hilfeleistungen von keinem der beteiligten Akteure erinnert und berichtet wurden. Die Gefahr, solche Hilfeleistungen nicht zu erfassen, ist bei den von einer Seite rekonstruierten Dyaden größer, da die Erinnerung hier nicht durch die der zweiten Person ergänzt wird.

Um zu untersuchen, ob hierdurch Verzerrungen entstehen, wird in einer Missingsanalyse als weiterem Schritt überprüft, ob sich befragte und nicht befragte Bewohner in der Anzahl der Personen unterscheiden, von denen sie Hilfe erhalten und denen sie Hilfe leisten: In allen fünf Projekten leisten die nicht befragten Bewohner weniger soziale Unterstützung als die befragten Bewohner; teils erbringen sie gar keine Hilfe. In fast allen Projekten haben die Missings auch weniger Hilfe erhalten als die Befragten. Es lässt sich nicht feststellen, ob die geringeren Unterstützungszahlen der Missings teils einer nicht vollständigen Rekonstruktion geschuldet sind. Dagegen spricht, dass über die Rekonstruktion Personen identifiziert werden konnten, die auf dem gleichen Niveau wie die Befragten in das Unterstützungs-Netzwerk eingebunden sind. Dennoch stützt die Missingsanalyse zum Freundschafts-Netzwerk⁶¹ (Kap. 8.1.2) eher die Annahme, dass die nicht befragten Bewohner weniger stark als die befragten Bewohner in das Unterstützungs-Netzwerk integriert sind. Dort zeigte sich, dass die nicht befragten Bewohner fast durchgängig in allen Projekten mehr schwache und weniger starke Beziehungen aufweisen. Diese Differenzen waren am stärksten ausgeprägt in Projekt 3, in dem sich auch die größten Unterschiede in den Unterstützungsbeziehungen offenbaren. Besonders in diesem Projekt scheinen vorrangig diejenigen Bewohner die Befragung verweigert zu haben, die wenig in die Netzwerke ihrer Wohngruppe integriert sind. Dies erklärt auch, dass die Unterstützungs-Netzwerke in Projekt 3 im Vergleich zu den anderen Projekten trotz des hohen Anteils unvollständiger Dyaden eine hohe Dichte aufweisen (Abb. 10 im Anhang). Da es jeweils von den Akteuren und der Anzahl ihrer realisierten Beziehungen abhängig ist, wie stark ihr Fehlen im Netzwerk der Gruppe ins Gewicht fällt (Kap. 8.1.3), wird angenommen, dass die fehlenden Akteure in Projekt 3 aufgrund ihrer geringen Vernetzung kaum Auswirkung

61 Voraussetzung für diese Argumentation ist, dass Unterstützungs- und Freundschafts-Netzwerk miteinander korreliert sind, d.h. dass in der einen Dimension integrierte Personen auch in der anderen Dimension integriert sind. Belege hierfür bieten die weitergehenden Analysen in diesem Abschnitt (s. Tab. 16).

gen auf die Analysen haben. Mit Ausnahme einer recht stark integrierten Person in Projekt 4 zählen auch die übrigen vier Missings in Projekt 4 zu den weniger Integrierten, so dass diese Annahme auch hier gelten kann.

Obwohl es also auch im Unterstützungs-Netzwerk systematische Verzerrungen in der Stichprobe gibt, ist dies für die Analysen in diesem Abschnitt nicht hinderlich, da die nicht befragten Bewohner anders als im Freundschafts-Netzwerk über die Rekonstruktion einbezogen werden und darüber hinaus grundsätzlich weniger in die Unterstützungs-Netzwerke einbezogen zu sein scheinen. Insgesamt wird die Varianz bei der Anzahl der Unterstützungsbeziehungen als groß genug erachtet, um in Abschnitt 10.2 aussagekräftige Analysen zum Integrationsgrad durchführen zu können.

Einen ersten *Überblick über die ausgetauschten Hilfeleistungen* geben Tabelle 16 und die Netzwerkgrafiken für die fünf Projekte, jeweils getrennt für emotionale und instrumentelle Unterstützungsleistungen (Abb. 8-12 im Anhang). Allgemein muss beachtet werden, dass sich die folgenden Analysen auf die Anzahl von Unterstützungsbeziehungen beziehen anstatt auf das Ausmaß geleisteter und erhaltener Hilfe. So ist es denkbar, dass eine Person zwar nur wenige Bewohner unterstützt, für diese aber sehr zeitaufwendige Hilfe erbringt und somit mehr Unterstützung leistet als eine Person, die vielen hilft, aber weniger Zeit dafür verwendet. Auch die Aufschlüsselung nach einzelnen Hilfeleistungen kann hierüber nicht ausreichend Auskunft geben (Tab. 41-42 im Anhang). Der Fokus auf die Anzahl der Beziehungen gibt primär Auskunft darüber, wie sehr die einzelnen Bewohner in das Unterstützungs-Netzwerk ihres Wohnprojekts eingebunden sind. Dennoch gibt es einen Zusammenhang zwischen der Anzahl unterstützter Bewohner und dem Ausmaß der geleisteten Unterstützung. Analysen zum Ausmaß erbrachter Hilfe erfolgen in Abschnitt 10.3.

Die abgefragten Hilfeleistungen sollen ein möglichst breites Spektrum der Hilfe abdecken, die in den Wohnprojekten zum Austausch kommt. Einige Hilfeleistungen werden naturgemäß eher von spezifischen Zielgruppen nachgefragt: So besteht Bedarf an Kinderbetreuung nur in Haushalten mit Kindern. Pflegeleistungen, Hilfen im Haushalt (z.B. beim Bügeln, Waschen, Putzen) und eventuell auch Begleitung in verschiedenen Situationen sind Hilfeleistungen, die am ehesten von gesundheitlich beeinträchtigten Personen benötigt werden, etwa von Hochaltrigen. Für breitere Zielgruppen interessant sind Hilfen bei kleineren Arbeiten in der Wohnung, sachliche Beratung in verschiedenen Situationen, persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen (z.B. über die Familie oder die Arbeit) und Trost spenden.

Aus den Netzwerkgrafiken wird ersichtlich, dass die instrumentellen Unterstützungs-Netzwerke in allen fünf Projekten jeweils eine höhere Dichte aufweisen als die emotionalen Unterstützungs-Netzwerke. Dies zeigt auch

ein Vergleich der Dichtemaße für emotionale und instrumentelle Unterstützung⁶² (Tab. 16). So machen die instrumentellen Unterstützungsbeziehungen jeweils einen höheren Anteil an der gesamten sozialen Unterstützung aus als die emotionalen Unterstützungsbeziehungen (53-73%). Überdies sind in allen fünf Projekten beim instrumentellen Unterstützungs-Netzwerk weniger Bewohner isoliert als beim emotionalen Unterstützungs-Netzwerk. Bei diesen unverbundenen Knoten am jeweils linken Rand der Netzwerkgrafiken handelt es sich um Akteure, die weder Hilfe leisten noch Hilfe erhalten. Die höhere Anzahl instrumenteller Unterstützungsbeziehungen könnte damit zusammenhängen, dass hier sieben verschiedene Hilfeleistungen einbezogen wurden, während das emotionale Unterstützungs-Netzwerk nur über zwei Hilfeleistungen abgebildet wird. Mit Anteilen zwischen 83 und 95 Prozent haben in den fünf Projekten sehr viele Bewohner eine der beiden Arten sozialer Unterstützung erhalten. Auch der Anteil derjenigen, die soziale Unterstützung geleistet haben, kann als hoch interpretiert werden (75-88%)

Ein wichtiges Maß bei der Betrachtung des Austauschs sozialer Unterstützung ist die *Reziprozität* der Unterstützungsbeziehung. Inwieweit der Hilfegeber vom Hilfennehmer ebenfalls unterstützt wird, wird angegeben für jede einzelne der neun Hilfeleistungen (Tab. 41-42 im Anhang) sowie getrennt für emotionale und instrumentelle Unterstützung und summiert für alle Unterstützungsleistungen (Tab. 16). Die emotionalen Unterstützungsbeziehungen weisen durchgängig eine höhere Reziprozität auf als die instrumentellen Unterstützungsbeziehungen. Dieses Ergebnis erscheint unter der Annahme plausibel, dass emotionale Unterstützung stärker als instrumentelle Unterstützung an die Person des Hilfeleistenden gebunden ist (Partikularismus-Hypothese SU1a). Dies bedeutet, dass emotionale Hilfe eher im Rahmen vertrauensvoller Gespräche zwischen sich nahe stehenden Personen ausgetauscht wird. Diese Nähe macht es auch wahrscheinlich, dass die Personen sich gegenseitig emotional unterstützen und die Reziprozität damit hoch ist.

Einschränkend gilt, dass mit den vorliegenden Daten keine Aussage über die Reihenfolge der Unterstützungshandlungen zweier Akteure getroffen werden kann; die Frage, welcher Bewohner zuerst Hilfe geleistet hat, bleibt also unbeantwortet. Zweitens wird generalisierte Reziprozität nur unzureichend abgebildet, da sich die Untersuchung auf einen Zeitraum von sechs Monaten beschränkt. Inwieweit erbrachte Hilfe nach diesem Zeitraum vom Hilfennehmer zurückgezahlt wird, kann somit nicht analysiert werden. Hierauf wiesen bereits Kecskes und Wolf (1996: 140) in ihrer Studie hin. Deren

62 Unterschiedliche Dichtemaße können innerhalb eines Wohnprojekts sinnvoll miteinander verglichen werden. Problematisch ist jedoch ein Vergleich der Dichtemaße zwischen den Wohnprojekten, da größere Netzwerke häufig weniger dicht sind als kleinere Netzwerke (s. die Erläuterungen in Kap. 9.1.1).

Untersuchungszeitraum von 14 Tagen lässt noch geringere Aussagen über längerfristige Reziprozität zu (s. auch Exkurs im Kap. 6.2.1).

Tab. 16: Geleistete und erhaltene soziale Unterstützung

			WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5
emotionale Unterstützung							
Akteursebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	11	10	23	7	4
		ja (in %)	58,1	70,4	75,6	50,0	55,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	11	10	17	7	5
		ja (in %)	70,3	59,3	70,7	53,3	40,0
Dyaden-ebene	Reziprozität		0,29	0,15	0,32	0,32	0,42
	Dichte		0,02	0,07	0,08	0,03	0,05
	Summe Unterstützungsbeziehungen		167	62	183	36	19
	% Anteil über alle Hilfeleistungen		35,8	34,4	46,8	30,5	26,8
instrumentelle Unterstützung							
Akteursebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	46 ^a	27 ^a	33 ^a	10	16 ^a
		ja (in %)	74,3	74,1	80,5	70,0	65,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	21	23	25	16	10
		ja (in %)	90,5	81,5	75,6	70,0	85,0
Dyaden-ebene	Reziprozität		0,12	0,11	0,12	0,29	0,24
	Dichte		0,05	0,11	0,10	0,08	0,12
	Summe Unterstützungsbeziehungen		300	118	208	82	52
	% Anteil über alle Hilfeleistungen		64,2	65,6	53,2	69,5	73,2
soziale Unterstützung gesamt							
Akteursebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	51	28	37	16	16
		ja (in %)	85,1	85,2	87,8	76,7	75,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	29	33	42	20	12
		ja (in %)	94,6	88,9	82,9	83,3	90,0
Dyaden-ebene	Reziprozität		0,21	0,19	0,24	0,32	0,33
	Dichte		0,06	0,15	0,15	0,10	0,15
Unterstützungsbeziehungen ges.			467	180	391	118	71
N Bewohner			74	27	41	30	20

a Person mit je höchstem Outdegree: Amt in der Gruppe: Hausmeister Tätigkeiten.
instrumentelle Unterstützung: kleinere Arbeiten in der Wohnung, sachliche Beratung, Begleitung, Hilfe im Haushalt, Kinderbetreuung, Versorgung bei kurzfristiger Krankheit, Pflege; emotionale Unterstützung: persönlicher Rat, Trost spenden.

Minimum von Out- und Indegree: jeweils 0.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Der Anteil der Bewohner, die *emotionale Unterstützung* erhalten, liegt in den fünf Wohnprojekten zwischen 40 und 71 Prozent. Emotionale Unterstützung leisten zwischen 50 und 76 Prozent der Bewohner (Tab. 16). Der Bewohner mit dem Maximalwert (aus WP 3) leistet für 23 andere Bewohner emotionale Unterstützung. In den übrigen Projekten fallen diese Werte zwar geringer aus (max. 4-11 Personen); dennoch scheinen die Zahlen beachtlich, vor allem unter der Annahme, dass emotionale Unterstützung eher selektiv von und für emotional nahe stehende Personen geleistet wird. Es scheint in den Wohnprojekten einzelne ‚Kümmerer‘ bzw. ‚Ratgeber‘ zu geben, die Ansprechpartner bei emotionalen Belangen für viele Bewohner sind. Der am meisten empfangende Bewohner, ebenfalls aus Wohnprojekt 3, wird von 17 anderen Bewohnern emotional unterstützt, was ebenfalls als ein hoher Wert angesehen werden kann. Ein Vergleich zwischen den zwei emotionalen Unterstützungsleistungen offenbart, dass in allen fünf Projekten jeweils mehr Trost gespendet als persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen gegeben wird, wobei die Unterschiede teils marginal ausfallen (Tab. 41 im Anhang). In vier der fünf Wohnprojekte ist die Hilfeleistung ‚Trost spenden‘ eher reziprok als die Hilfeleistung ‚persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen‘.

Instrumentelle Unterstützung erhalten zwischen 70 und 91 Prozent der Bewohner der fünf Projekte. Geleistet wird instrumentelle Unterstützung von 65 bis 81 Prozent der Bewohner. Hilfe bei kleineren Arbeiten in der Wohnung macht in vier der fünf Projekte einen großen Anteil an allen Hilfeleistungen aus (19-31%). Der maximale Outdegree erreicht sehr hohe Werte, was bedeutet, dass einzelne Personen eine große Zahl von Bewohnern unterstützt. Dies resultiert daraus, dass in diesen Projekten ein oder zwei Bewohner offiziell als Ansprechpartner für Hausmeister- und Handwerkertätigkeiten fungieren. Obwohl sich die Erbringung dieser Hilfeleistung auf einzelne Personen konzentriert, wird sie aber nicht ausschließlich von ihnen erbracht. In den Netzwerkgrafiken sind die für Hausmeisterarbeiten verantwortlichen Bewohner gut identifizierbar, da sie im instrumentellen Unterstützungs-Netzwerk zentrale Positionen einnehmen und mit vielen Akteuren verbunden sind (Abb. 8-10, 12 im Anhang). In allen Projekten gibt es bei dieser Hilfeleistung kaum reziproke Unterstützungsbeziehungen.

Sachliche Beratung in verschiedenen Situationen wird mit einem Anteil zwischen 9 und 23 Prozent über alle Hilfen relativ viel füreinander erbracht. Dabei gibt es offensichtlich in allen Projekten ‚Ratgeber‘, die mehrere Bewohner beraten (max. 5-8 Personen). Ebenfalls relativ viel unterstützen sich die Bewohner bei kurzfristiger Krankheit (Anteil über alle Hilfen: 6-11%). Zwischen 19 und 39 Prozent der Bewohner wurden in den letzten sechs Monaten von anderen Bewohnern bei Krankheit versorgt. Die Reziprozität bei dieser Hilfeleistung ist in den meisten Wohnprojekten vergleichsweise hoch.

Kinderbetreuung wurde unterschiedlich viel geleistet. In vier Projekten ist der Anteil an allen Hilfeleistungen relativ hoch (6-11%). In Projekt 4 hingegen, in dem es von allen Mehrgenerationenprojekten die meisten Haushalte mit Kindern gibt, macht diese Hilfeleistung 32 Prozent aller Unterstützungsleistungen aus. Dabei ist die Reziprozität relativ hoch: Folglich betreuen die Eltern teils gegenseitig die Kinder der anderen, d.h. Kinderbetreuung wird nicht nur von Bewohnern ohne Kinder erbracht. Teilweise erhalten die Eltern von vielen verschiedenen Bewohnern Unterstützung bei der Betreuung ihrer Kinder (max. 4-13 Personen).

Nur geringe Anteile an allen Unterstützungsleistungen machen die restlichen drei abgefragten Hilfeleistungen aus: Begleitung in verschiedenen Situationen (3-7%), Hilfe im Haushalt (0-6%) und Pflegeleistungen (0-3%). Wie bereits dargelegt, werden diese Formen sozialer Unterstützung eher von anderen Personen aus dem persönlichen Netzwerk erbracht, etwa Familienangehörigen oder Freunden. Pflegeleistungen und Aufgaben im Haushalt werden eventuell auch von professionellen Helfern wie Pflegediensten übernommen. Die drei Hilfeleistungen sind zumeist sehr wenig oder gar nicht reziprok. In einem Projekt (WP 2) unterstützen sich einige Bewohner allerdings gegenseitig im Haushalt. In den drei Projekten, in denen Pflege geleistet wird, wird eine Person stets von zwei bis drei Bewohnern unterstützt. Zugleich gibt es in einem Projekt (WP 1) eine Person, die drei Personen pflegt. Wie aufwendig diese Hilfen letztlich sind, muss unbeantwortet bleiben. Dies ist insgesamt dennoch eine eher unübliche bzw. seltene Form sozialer Unterstützung in Wohnprojekten.

Es folgt nun ein Blick auf die *Multiplexität* der Unterstützungsbeziehungen. Eine soziale Beziehung ist multiplex bzw. ‚multi-stranded‘, wenn sie mehrere Inhalte bzw. Rollen umfasst, und uniplex bzw. ‚single-stranded‘, wenn sie nur einen Inhalt bzw. eine Rolle umfasst (Barnes 1972: 13; Pappi 1998: 594; Petermann 2005: 184ff.; Verbrugge 1979). Dieses Konzept der Multiplexität wird hier auf die verschiedenen Dimensionen sozialer Unterstützung übertragen. Somit ist eine Unterstützungsbeziehung multiplex, wenn ein Akteur verschiedene Dimensionen sozialer Unterstützung für einen anderen Akteur leistet. Die Beziehung ist uniplex, wenn der Akteur nur eine Form sozialer Unterstützung für den anderen leistet. Die Analysen erfolgen zunächst getrennt für die sieben Dimensionen instrumenteller Unterstützung und die zwei Dimensionen emotionaler Unterstützung (Tab. 43 im Anhang). Anschließend wird untersucht, inwieweit in einer Unterstützungsbeziehung instrumentelle und emotionale Unterstützung ausgetauscht wird oder ob die Beziehung nur auf eine der zwei Dimensionen spezialisiert ist. Es zeigt sich, dass in den fünf Wohnprojekten bei einem Großteil der instrumentellen Hilfe nur jeweils eine der sieben Dimensionen ausgetauscht wird (63-83%). Bei

einem noch verhältnismäßig großen Anteil von 13 bis 27 Prozent der Unterstützungsbeziehungen erbringt ein Bewohner für einen anderen Bewohner zwei verschiedene Arten instrumenteller Unterstützung. Eher selten leistet ein Akteur drei oder mehr verschiedene Formen instrumenteller Hilfe für einen anderen (0-10%). Auch bei der emotionalen Unterstützung überwiegen die uniplexen Relationen (65-88%). In einigen Wohnprojekten (WP 1, 2 und 3) bestehen jedoch mit Anteilen zwischen 29 und 35 Prozent noch recht viele multiplexe Unterstützungsbeziehungen, in denen ein Bewohner einem anderen Trost spendet und zugleich Rat bei wichtigen Entscheidungen gibt. Unter der Annahme, dass emotionale Unterstützung eher an Personen gebunden ist als instrumentelle Unterstützung, erscheint es nachvollziehbar, dass Bewohner beide Formen emotionaler Unterstützung füreinander erbringen. Überdies wies Diewald (1991: 76) darauf hin, dass einzelne Interaktionen gleichzeitig verschiedene Unterstützungsfunktionen für den Hilfennehmer haben können. 77 bis 89 Prozent der Unterstützungsbeziehungen in den fünf Wohnprojekten sind uniplex im Hinblick auf den Austausch von instrumenteller oder emotionaler Unterstützung. In diesen Beziehungen werden folglich eine oder mehrere Hilfeleistungen aus nur einer der zwei Kategorien ausgetauscht. Insgesamt können die Unterstützungsbeziehungen als eher spezialisiert auf bestimmte Dimensionen interpretiert werden.

Multiplexität der Beziehungen in den Wohnprojekten kann auch für andere Beziehungsinhalte analysiert werden. Die folgenden Analysen zu *Charakteristika von Unterstützungsbeziehungen* untersuchen zum einen, ob Bewohner sich emotional verbunden fühlen, die füreinander instrumentelle oder emotionale Unterstützung leisten, d.h. inwieweit Freundschafts- und Unterstützungs-Netzwerk zusammenhängen. Zudem wird geprüft, ob Hilfe eher zwischen nahe beieinander wohnenden oder zwischen ähnlichen Akteuren ausgetauscht wird. Hierfür wurden bivariate QAP-Korrelationen auf Dyadenebene gerechnet (Tab. 17). Wohnprojekt 3 konnte nur bei zwei Merkmalen (Wohnen auf gleicher Etage, Geschlecht) einbezogen werden, da bei den übrigen Merkmalen Angaben von zu wenigen Bewohnern vorliegen.

Bei beiden Dimensionen sozialer Unterstützung zeigt sich bei allen Wohnprojekten ein höchst signifikanter Zusammenhang zwischen den Unterstützungs-Netzwerken und dem Freundschafts-Netzwerk: Miteinander befreundete Bewohner unterstützen sich emotional und auch instrumentell eher als nicht miteinander befreundete Bewohner. Keine klare Richtung gibt es, ob der Zusammenhang bei instrumenteller oder bei emotionaler Unterstützung stärker ist. Nach der Partikularismus-Hypothese (SU1a) wurde hingegen vermutet, dass emotionale Unterstützung stärker als instrumentelle an das Vorhandensein einer engen, freundschaftlichen Beziehung geknüpft ist. Zwischen dem Vorhandensein einer Unterstützungsbeziehung und dem Wohnen

auf der gleichen Etage besteht in drei von fünf Wohnprojekten ein signifikant positiver Zusammenhang, wobei dieser bei instrumenteller Unterstützung stärker und konsistenter über die Wohnprojekte ausfällt als bei emotionaler Unterstützung.

Tab. 17: Bivariate QAP-Korrelationen zu Charakteristika von Unterstützungsbeziehungen

	WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5
<i>Instrumentelle Unterstützungsbeziehungen</i>					
reziproke Freundschaft ^a (1=ja, 0=nein)	0,19***	0,09 [†]		0,37***	0,15*
räumliche Nähe: gleiche Etage ^b	0,11***	0,03	0,06*	0,16***	0,05
Ähnlichkeit: Alter ^c	-0,03 [†]	-0,10*		-0,05	-0,06
Ähnlichkeit: Geschlecht ^d	-0,03	-0,04	0,01	-0,04	-0,03
Ähnlichkeit: Kind(er) im Haushalt ^d	0,01	0,13**		-0,01	
Ähnlichkeit: Erwerbsstatus ^d	0,03*	0,03		0,07 [†]	-0,05
Ähnlichkeit: Schulbildung ^d	0,00	0,04		0,03	0,13 [†]
<i>Emotionale Unterstützungsbeziehungen</i>					
reziproke Freundschaft ^a (1=ja, 0=nein)	0,35***	0,15*		0,27***	-0,06
räumliche Nähe: gleiche Etage ^b	0,05**	0,01	0,07*	0,10*	-0,06
Ähnlichkeit: Alter ^c	-0,06***	-0,12*		-0,01	-0,10 [†]
Ähnlichkeit: Geschlecht ^d	0,08***	-0,02	0,19***	0,08*	0,16**
Ähnlichkeit: Kind(er) im Haushalt ^d	0,04 [†]	0,20***		0,03	
Ähnlichkeit: Erwerbsstatus ^d	0,07***	0,03		-0,02	0,07
Ähnlichkeit: Schulbildung ^d	0,01	0,08*		0,04	0,13 [†]
N	5374	686	1522	836	364

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$; [†] $p \leq 0,10$

a Werte 6-7 auf der Skala 1 „überhaupt nicht eng verbunden“ bis 7 „sehr eng verbunden“

b 1=ja, 0=nein c absolute Differenz in Jahren

d 1=gleiches Merkmal, 0=nicht gleiches Merkmal

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Emotionale Unterstützung erbringen eher Bewohner füreinander, die sich in Alter und Geschlecht ähnlich sind. Die Zusammenhänge für diese zwei Merkmale sind in drei von vier bzw. vier von fünf Wohnprojekten signifikant. In einigen Projekten ergeben sich außerdem signifikante Zusammenhänge zwischen emotionalen Unterstützungsbeziehungen und Ähnlichkeit der Interagierenden hinsichtlich des Zusammenlebens mit Kind(ern), der Schulbildung und dem Erwerbsstatus. Etwas weniger deutliche und konsistente

Ergebnisse gibt es bei den instrumentellen Unterstützungsbeziehungen. Bei diesen lässt sich Geschlechtshomophilie in keinem Wohnprojekt nachweisen. Bei den übrigen Merkmalen – Alter, Zusammenleben mit Kind(ern), Schulbildung und Erwerbsstatus – ergeben sich jeweils in einzelnen Projekten signifikante Zusammenhänge. Folglich vollzieht sich emotionale Unterstützung stärker als instrumentelle unter ähnlichen Akteuren. Die Ergebnisse ähneln denen von Petermann (2005: 200), der in einer empirischen Analyse egozentrierter Netzwerke nachwies, dass Ego mehr Unterstützung aus ähnlichen, starken und nahen Beziehungen erhält.

10.2 Differenzen im Integrationsgrad

Es schließen sich nun Analysen zum Ausmaß der sozialen Integration der Bewohner in ihr Wohnprojekt über den Austausch sozialer Unterstützung an. Die Analysen erfolgen für die fünf Jung-Alt-Wohnprojekte (WP 1 bis 5). In diesem Abschnitt werden die Hypothesen SU1b bis SU4 geprüft (Kap. 6.3).

10.2.1 Operationalisierung der abhängigen Variablen

In diesem Abschnitt wird definiert, wie soziale Integration über den Austausch sozialer Unterstützung abgebildet wird. In Kapitel 6.3 wurde die Größe des Unterstützungs-Netzwerks des Einzelnen als Indikator für das Ausmaß seiner sozialen Integration bestimmt. Dieses Unterstützungs-Netzwerk umfasst alle Interaktionspartner, denen der Bewohner hilft und von denen ihm geholfen wird. Der Bewohner wird folglich als Hilfegeber und -nehmer betrachtet. Dabei wird die Frage untersucht, von welchen Faktoren es abhängt, ob ein Bewohner viele andere Bewohner unterstützt und von vielen anderen Bewohnern unterstützt wird. Zudem wird gefragt, ob Bewohner, die viele unterstützen, zugleich von vielen Hilfe erhalten oder ob diese Rollen stärker getrennt sind. Um beide Fragen beantworten zu können, werden zwei komplementäre Analysestrategien verfolgt: Zum einen werden die erhaltene und die geleistete soziale Unterstützung getrennt voneinander analysiert. Zum anderen wird das Geber- und Nehmer-Profil jedes Bewohners kombiniert und mit Hilfe einer Typologie ausgewertet.

Wie bei den Analysen zur Integrationsdimension Freundschaft handelt es sich beim Austausch sozialer Unterstützung um eine gerichtete Relation. Daher wird unterschieden zwischen Outdegree (ausgehende Beziehungen: Hilfe geleistet) und Indegree (eingehende Beziehungen: Hilfe erhalten). Die

nachfolgenden Analysen werden wie bereits im vorangegangenen Abschnitt 10.1 getrennt nach den Dimensionen emotionaler und instrumenteller Unterstützung durchgeführt. Die Anzahl an Interaktionspartnern, von denen die Bewohner Hilfe erhalten und denen sie Hilfe geleistet haben, werden nun auf Akteursebene untersucht; zuvor wurden diese Verteilungen auf Dyadenebene genauer in Abschnitt 10.1 beleuchtet. Im Mittel erhalten die Bewohner von 2,0 Personen emotionale Unterstützung und von 3,5 Personen instrumentelle Unterstützung. Die Befragten leisten durchschnittlich für 2,1 bzw. 3,4 Personen emotionale und instrumentelle Hilfe. Alle vier Variablen weisen eine starke Rechtsschiefe auf.

Die vier Variablen sind teils stark korreliert (Tab. 18). Daher interessiert zunächst, ob das emotionale und das instrumentelle Unterstützungs-Netzwerk in einem Zusammenhang stehen oder aber ob sie von unterschiedlichen Akteuren bestimmt werden. Es zeigen sich deutliche Zusammenhänge zwischen den zwei Dimensionen: Befragte, die viele emotional unterstützen, helfen auch vielen instrumentell. Zudem werden Bewohner, die von vielen emotionale Unterstützung erhalten, auch von vielen instrumentell unterstützt. Diejenigen, die viel emotionale Unterstützung leisten, erhalten viel instrumentelle Unterstützung. Umgekehrt gibt es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen erhaltener emotionaler und geleisteter instrumenteller Unterstützung. Innerhalb der zwei Dimensionen sind Erbringung und Erhalt von Hilfeleistungen positiv signifikant korreliert, wobei der Zusammenhang bei emotionaler Unterstützung deutlich stärker ist als bei instrumenteller Unterstützung.

Tab. 18: Bivariate Rang-Korrelationen der erhaltenen und geleisteten emotionalen und instrumentellen Unterstützung

	EU in	EU out	IU in	IU out
Erhaltene emotionale Unterstützung (EU in)	1,00			
Geleistete emotionale Unterstützung (EU out)	0,60***	1,00		
Erhaltene instrumentelle Unterstützung (IU in)	0,43***	0,34***	1,00	
Geleistete instrumentelle Unterstützung (IU out)	0,12	0,36***	0,23**	1,00
Aufwand soziale Unterstützung ^a	0,14 [†]	0,34***	0,12	0,53***

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; [†] $p \leq 0,10$ $n=170$

Maßeinheit der Variablen EU in bis IU out: Anzahl der Unterstützungspersonen
a Skala 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘ (abhängige Variable für Bedingungen sozialer Unterstützung Kap. 10.3).

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Die vier Variablen können, wie in Abschnitt 10.1 ausführlicher dargelegt, nicht das Ausmaß ausgetauschter sozialer Unterstützung abbilden, sondern geben Auskunft über die Anzahl der Personen, von denen ein Bewohner

Hilfe erhalten oder die er unterstützt hat. Analysen zum Aufwand sozialer Unterstützung erfolgen in Abschnitt 10.3. Dennoch wird geprüft, inwieweit diese Variablen miteinander korreliert sind (Tab. 18). Die Frage „Wie viel helfen Sie nach Ihrer persönlichen Einschätzung den anderen Bewohnern aus Ihrer Gruppe auf einer Skala von 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘?“ ist stark positiv mit der Anzahl von Personen korreliert, für die der Befragte Hilfe leistet. Dass der Zusammenhang bei instrumenteller Unterstützung deutlich stärker ist als bei emotionaler, verweist darauf, dass die Befragten bei ihrer persönlichen Einschätzung über das Ausmaß geleisteter Hilfe stärker an instrumentelle Hilfen denken und weniger an emotionale.

Um gegebene und erhaltene Unterstützung in Kombination zu analysieren, wird die Häufigkeitsverteilung der vier Variablen zur geleisteten und erhaltenen Unterstützung als Grundlage für die *Bildung von zwei Typologien* herangezogen. Die Verteilung dient der Festlegung von Schwellenwerten zur Abgrenzung von sinnvoll unterscheidbaren Typen. Bei emotionaler Unterstützung haben jeweils 55 Prozent der Fälle keine oder eine Unterstützungsbeziehung. Somit wird an dieser Stelle der Schwellenwert für die Zuordnung zu den Unterstützungstypen festgelegt. Die Typologie emotionaler Unterstützung wird folgendermaßen gebildet: *Isolierte* Bewohner haben keine emotionale Unterstützung geleistet und erhalten (23,5%). Haben Befragte mindestens von zwei Bewohnern Unterstützung erhalten und zugleich für zwei Bewohner Unterstützung geleistet, zählen sie zu den *Hoch Integrierten* (18,2%). Dies gilt aber nur, wenn die Differenz von geleisteter und erhaltener Hilfe maximal bei eins liegt. Beträgt die Differenz hingegen mehr als eine Unterstützungsbeziehung, zählen diese Befragten zu den *Unterstützungsgebern* bzw. *Unterstützungsnehmern* (je 14,7%). Die Gruppe der *Gering Integrierten* liegt zwischen den *Isolierten* und den *Hoch Integrierten* (28,8%). Um zu den Unterstützungsgebern gerechnet zu werden, müssen Befragte mindestens drei Bewohner unterstützt haben. Gleiches gilt umgekehrt für die Unterstützungsnehmer. Zur besseren Verdeutlichung der Zuordnung zu den fünf Unterstützungstypen wurden in Tabelle 19 in der letzten Spalte jeweils einige Beispiele für Kombinationsmöglichkeiten erhaltener und geleisteter Hilfe aufgeführt.

Die Typologie für instrumentelle Unterstützung wird analog gebildet. Nur der Schwellenwert wird aufgrund der Häufigkeitsverteilung nicht bei zwei, sondern drei Unterstützungsbeziehungen festgelegt. Überdies zählen hier nur 4 Prozent der Befragten zu den Isolierten, weshalb sie mit den Gering Integrierten zusammengezogen werden (47,1%). Dies deckt sich mit der Erkenntnis aus Abschnitt 10.1, nach der beim Austausch instrumenteller Unterstützung weniger Bewohner isoliert sind als beim Austausch emotionaler Unterstützung (s. auch Netzwerkgrafiken: Abb. 8-12 im Anhang). Der Anteil Hoch Integrierter ist bei beiden Typologien nahezu gleich hoch (in-

strumentell: 18,8%). Bei der Typologie instrumenteller Unterstützung gibt es mehr Unterstützungsnehmer (20,6%), und tendenziell etwas weniger Unterstützungsgeber (13,5%) als bei der Typologie emotionaler Unterstützung.

Tab. 19: Deskriptive Statistik der Typologien sozialer Unterstützung

Typologie emotionale U.	abs. %		Erhaltene U.			Geleistete U.			Beispiele für Kombinationen von EUin und EUout
			Min	Max	MW	Min	Max	MW	
Isolierte	40	23,5	0	0	0,0	0	0	0,0	0/0
Gering Integrierte	49	28,8	0	2	0,9	0	2	1,0	0/1; 1/0; 1/1; 1/2; 2/0
Hoch Integrierte	31	18,2	2	11	3,6	2	10	3,5	2/2; 2/3; 5/6
Unterstützungsgeber	25	14,7	0	11	2,0	3	17	5,6	1/3; 4/6; 5/9
Unterstützungsnehmer	25	14,7	3	12	5,6	0	9	2,2	3/1; 6/4; 9/5

Typologie instrumentelle U.	abs. %		Erhaltene U.			Geleistete U.			Beispiele für Kombinationen von IUin und IUout
			Min	Max	MW	Min	Max	MW	
Isolierte / Gering Integrierte	80	47,1	0	3	1,6	0	3	1,2	0/0; 0/1; 2/0; 1/2; 3/2; 1/3
Hoch Integrierte	32	18,8	3	8	4,4	3	9	4,5	3/3; 4/3; 8/6
Unterstützungsgeber	23	13,5	0	7	2,0	4	42	11,4	0/4; 1/4; 4/7
Unterstützungsnehmer	35	20,6	4	17	7,8	0	9	2,3	4/0; 4/1; 7/4

Typologiebildung: Uin=erhaltene Unterstützung; Uout=geleistete Unterstützung.
 Uin + Uout =0 = Isolierte; wenig Uin + Uout = Gering Integrierte; viel Uin + Uout = Hoch Integrierte; viel Uout, wenig/keine Uin = Unterstützungsgeber; wenig/keine Uout, viel Uin = Unterstützungsnehmer.
 Maßeinheit: Unterstützungspersonen. n=170.
 Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Ein Blick auf die Verteilung der Typologien innerhalb der fünf Wohnprojekte zeigt, dass nahezu alle Typen in den einzelnen Projekten vertreten sind. Folglich gibt es auch in Projekten mit einem insgesamt geringeren Austausch sozialer Unterstützung einige hoch integrierte Personen. Die Differenzen sind eher gering und bei der Typologie emotionaler Unterstützung etwas stärker (C-V: 0,19¹) als bei der Typologie instrumenteller Unterstützung (C-V: 0,16).

Die Güte der Typologiebildung wird anhand von Diskriminanzanalysen geprüft. Dieses multivariate Analyseverfahren untersucht, inwieweit sich die Zugehörigkeit zu Gruppen (nominal skaliert) über verschiedene metrisch skalierte Variablen erklären lässt (Backhaus et al. 2011: 187ff.; Decker et al. 2010). Als erklärende Variablen dienen die zwei der jeweiligen Typologiebildung zugrunde liegenden Variablen erhaltene und geleistete emotionale bzw. instrumentelle Unterstützung. Insgesamt kann mittels dieser zwei Variablen bei beiden Typologien ein sehr hoher Anteil der Fälle korrekt klassifiziert werden. Bei der Typologie emotionaler Unterstützung werden 90,0 Prozent der Fälle korrekt klassifiziert (Tab. 44 im Anhang). Bei der Typologie instrumentelle Unterstützung werden insgesamt 85,3 Prozent der Fälle

richtig zugeordnet (Tab. 45 im Anhang). Weniger zufriedenstellend ist hier die Klassifizierung beim Typ ‚Unterstützungsgeber‘ mit nur 47,8 Prozent korrekt klassifizierten Fällen. Dies erklärt sich aber maßgeblich über die extremen Ausreißer bei geleisteter Hilfe. Nachdem allein die drei extremsten Fälle probeweise aus dem Datensatz eliminiert wurden, konnten in der Diskriminanzanalyse 75,0 Prozent dem Typ ‚Unterstützungsgeber‘ korrekt zugeordnet werden. Insgesamt steigt die Quote von 85,3 auf 93,4 Prozent korrekt klassifizierter Fälle. Daher wird unterstellt, dass mit beiden Typologien die jeweils zugrunde liegenden Variablen adäquat abgebildet werden.

Um getrennte Analysen für erhaltene und geleistete soziale Unterstützung durchführen zu können, werden die vier metrisch skalierten Variablen dichotomisiert in stark integrierte versus gering und mittel integrierte Personen (Tab. 20). Die Dichotomisierung bietet sich an, da aufgrund fehlender Homoskedastizität keine multivariaten linearen Regressionen geschätzt werden können. Die Rechtsschiefe der Variablen ist so extrem, dass auch Transformationen keine Lösung bieten. Zweitens hat dieser Schritt den Vorteil, dass Differenzen zwischen den einzelnen Wohnprojekten aufgrund der Gruppengröße, d.h. eventuell mehr Unterstützungsbeziehungen in den größeren Wohnprojekten, ausgeblendet werden können.

Tab. 20: Abhängige Variablen ‚Erhaltene und geleistete emotionale und instrumentelle Unterstützung‘

	gesamt		in %					Cramer's V
	abs.	%	WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5	
<i>erhaltene emotionale Unterstützung</i>								
gering/mittel integriert	118	69,4	73,6	68,0	36,7	88,0	83,3	0,36***
stark integriert	52	30,6	26,4	32,0	63,3	12,0	16,7	
<i>erhaltene instrumentelle Unterstützung</i>								
gering/mittel integriert	109	64,1	65,3	68,0	46,7	72,0	72,2	0,18
stark integriert	61	35,9	34,7	32,0	53,3	28,0	27,8	
<i>geleistete emotionale Unterstützung</i>								
gering/mittel integriert	113	66,5	63,9	72,0	36,7	88,0	88,9	0,36***
stark integriert	57	33,5	36,1	28,0	63,3	12,0	11,1	
<i>geleistete instrumentelle Unterstützung</i>								
gering/mittel integriert	117	68,8	72,2	80,0	43,3	68,0	83,3	0,27*
stark integriert	53	31,2	27,8	20,0	56,7	32,0	16,7	
N	170		72	25	30	25	18	

*** $p \leq 0,001$; * $p \leq 0,05$

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Der Schwellenwert wird für eine stärkere Polarisierung nicht wie bei der Typologie bei der Hälfte der Fälle gelegt, sondern bei etwa einem Drittel. Um diesen Unterschied in der Operationalisierung deutlich zu machen, wird hier von stark und nicht von hoch integrierten Bewohnern gesprochen. Zu den *Stark Integrierten* bei emotionaler Unterstützung zählen Bewohner, die mindestens drei Unterstützungsbeziehungen zählen (erhalten oder gegeben). Bei instrumenteller Unterstützung liegt der Schwellenwert um eine Beziehung höher bei mindestens vier Relationen für die Stark Integrierten. Die Differenzen zwischen den Wohnprojekten sind bei emotionaler Unterstützung deutlich höher als bei instrumenteller Unterstützung (Cramer's V in Tab. 20).

10.2.2 Operationalisierung der unabhängigen Variablen

In den Hypothesen in Abschnitt 6.3 wurden die Prädiktoren genannt, über die die Frage untersucht wird, wie stark die Bewohner in das Unterstützungs-Netzwerk ihrer Wohngruppe integriert sind. Tabelle 21 gibt einen Überblick über die in die folgenden Analysen einbezogenen unabhängigen Variablen. Zur Prüfung der Partikularismus-Hypothese (SU1b) wird die dichotome Variable ‚enge Freunde im WP‘ in die Analysen einbezogen. Für emotionale Unterstützung wird ein positiver Effekt erwartet. Die Variable wird auch bei den Analysen zum instrumentellen Unterstützungs-Netzwerk berücksichtigt, wobei hier aber kein bestimmter Effekt vermutet wird. 56 Prozent der Befragten haben einen oder mehrere enge Freunde in ihrem Projekt. Personen mit engen Freunden im Wohnprojekt haben auch außerhalb ihres Projekts überdurchschnittlich viele Freunde ($r_s=0,20^{**}$) (Tab. 46 im Anhang).

Zur Untersuchung der Kompensations-Hypothese (SU2) werden vier unabhängige Variablen geprüft, von denen je ein negativer Effekt erwartet wird. Mit einem (Ehe)Partner zusammen leben 44 Prozent der Befragten. Die Variable ‚enge Familienangehörige‘ umfasst die Anzahl Familienmitglieder, mit denen sich der Befragte eng verbunden fühlt (max. 8 Personen: Lebenspartner, Kinder, Eltern, Geschwister). Da die Hilfeleistenden für viele instrumentellen Hilfen anwesend sein müssen, ist für den Austausch instrumenteller Unterstützung die Wohndistanz entscheidend dafür, ob Hilfe geleistet werden kann oder nicht. Daher wurden bei der Variable ‚enge, nahe wohnende Familienangehörige‘ von den engen Familienangehörigen nur die mit einer maximalen Wohndistanz von einer Stunde berücksichtigt. Des Weiteren wurden die Eltern nur aufgenommen, wenn die Befragten maximal 50 Jahre alt waren. Bei Befragten über 50 Jahren wird unterstellt, dass deren Eltern aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters weniger Hilfe an die Befragten geben, sondern eher Hilfe von diesen empfangen. Dieser Schwellenwert von 50 Jahren muss willkürlich bleiben. Dennoch scheint es sinnvoller, einen solchen Schwel-

lenwert zu setzen, als gänzlich darauf zu verzichten. Die Variable ‚enge Familienangehörige‘ wird in den Analysen zum emotionalen Unterstützungs-Netzwerk berücksichtigt, die Variable ‚enge nahe wohnende Familienangehörige‘ in den Analysen zum instrumentellen Unterstützungs-Netzwerk. Die Variable ‚enge Freunde‘ umfasst maximal fünf enge Freunde der Befragten.⁶³ Bei engen Freunden wird eher ein Effekt für das emotionale und weniger für das instrumentelle Unterstützungs-Netzwerk angenommen. Im Mittel nannten die Befragten 1,7 enge Familienangehörige. Die Bewohner haben im Mittel eine Person aus dem Kreis ihrer engen Familienangehörigen, die nahe bei ihnen wohnt. Enge Freunde haben die Befragten im Durchschnitt 2,1.

Tab. 21: Unabhängige Variablen – Integration über soziale Unterstützung

	MW	SD	Min	Max	N	Fehlend
<i>Partikularismus-Hypothese (SU1b)</i>						
enge Freunde im WP (1=ja, 0=nein)	0,56	0,50	0	1	165	5
<i>Kompensations-Hypothese (SU2)</i>						
Partner im Haushalt (1=ja, 0=nein)	0,44	0,50	0	1	170	0
Enge Familienangehörige ^a	1,7	1,33	0	5	168	2
Enge, nah wohnende Familienangehörige ^b	0,9	1,04	0	4	168	2
Enge Freunde	2,1	1,67	0	5	160	10
<i>Engagierten-Hypothese (SU3)</i>						
Eintritt in die Gruppe ^c	0,48	0,50	0	1	167	3
Amt übernommen (1=ja, 0=nein)	0,54	0,50	0	1	164	6
Teiln. an Planungstreffen ^d	0,75	0,44	0	1	163	7
<i>Gelegenheits-Hypothese (SU4)</i>						
Teiln. an geselligen Treffen ^d	0,51	0,50	0	1	167	3
Aktiv in Freizeitgruppe (1=ja, 0=nein)	0,65	0,48	0	1	162	8
<i>Kontrollvariablen</i>						
Geschlecht (1=m, 0=w)	0,28	0,45	0	1	170	0
Kind(er) im Haushalt (1=ja, 0=nein)	0,22	0,41	0	1	170	0
Erwerbstätigkeit (1=ja, 0=nein)	0,54	0,50	0	1	169	1
Schulbildung (1=hoch, 0=niedrig/mittel)	0,69	0,46	0	1	169	1
Alter	55,1	15,30	24	87	169	1

a außerhalb des Haushalts: Partner/in, Kinder, Eltern, Geschwister (für emotionale U.)

b mit Wohndistanz bis max. 1 Stunde (für instrumentelle U.)

c 1=erste Interessentengruppe/Planungsphase; 0=Bauphase/Einzug

d 1=meistens/immer, 0=selten/nie

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

63 Die Wohndistanz konnte bei den Freunden im Gegensatz zur Familie nicht als weiterer Faktor bzw. zusätzliche Variable integriert werden, da es hier zu viele fehlende Werte gab.

Für die Prüfung der Engagierten-Hypothese (SU3) werden zwei Variablen einbezogen, von denen jeweils ein positiver Effekt auf die Erbringung sozialer Unterstützung erwartet wird: Die erste ist der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe, der Auskunft darüber gibt, wie sehr sich die Befragten in der Entwicklungsphase ihres Projekts einbringen konnten. 48 Prozent der Bewohner hatten Gelegenheit, an der Planung ihres Projekts mitzuwirken. Die zweite Variable gibt an, ob die Bewohner ein Amt für ihre Wohngruppe ausüben. Insgesamt haben 54 Prozent der Befragten eine Aufgabe übernommen. Die zwei Variablen sind positiv miteinander korreliert ($r_0=0,26^{***}$) und hängen überdies positiv mit einer regelmäßigen Teilnahme an geselligen Treffen und vor allem dem Alter der Befragten zusammen (Tab. 46 im Anhang).

Die Gelegenheits-Hypothese (SU4) wird mittels zweier Variablen getestet: So wird vermutet, dass Bewohner, die regelmäßig an geselligen Treffen ihrer Gruppe teilnehmen und in einer oder mehreren Freizeitgruppen aktiv sind, mehr Gelegenheiten zur Absprache sozialer Unterstützungshandlungen haben als Bewohner, die nicht an solchen Aktivitäten teilnehmen. 51 Prozent der Befragten nehmen regelmäßig (meistens/immer) an geselligen Gruppentreffen teil. In Freizeitgruppen aktiv sind insgesamt 65 Prozent der Bewohner. Beide Variablen sind positiv miteinander korreliert ($r_0=0,22^{**}$).

Neben den unabhängigen Variablen werden als Kontrollvariablen Geschlecht, Schulbildung und Alter sowie das Zusammenleben mit Kindern berücksichtigt.

10.2.3 Ergebnisse

Zunächst werden die bivariaten Ergebnisse für die zwei Typologien sozialer Unterstützung berichtet (Tab. 22 und 23)⁶⁴, beginnend mit der *Typologie emotionaler Unterstützung*. Hier wird im Gegensatz zu den Typen instrumenteller Unterstützung auch zwischen isolierten und gering integrierten Bewohnern differenziert. Diese zwei Gruppen unterscheiden sich überraschend deutlich: Offensichtlich verweist bereits ein marginaler Austausch emotionaler Unterstützung wie bei den Gering Integrierten in vielerlei Hinsicht auf eine andere Bewohnergruppe als die der Isolierten, die gar nicht in das emotionale Unterstützungsnetzwerk eingebunden sind. Trotzdem haben die Gering Integrierten kein prägnantes eigenes Profil, da sie bei ihrer Verteilung häufig um den Gesamtmittelwert angesiedelt sind. Relativ ähnlich sind sich die übrigen drei

64 Die Typologien konnten nicht multivariat untersucht werden. Als adäquates Verfahren hätte sich die multinomiale logistische Regression angeboten (Diaz-Bone 2006b: 232; Fromm 2010: 149ff.), bei der aber eine Mindestzahl von 25 Fällen pro Gruppe gefordert ist (Backhaus et al. 2011: 295). Bei der Vielzahl unabhängiger Variablen sind die Fallzahlen pro Gruppe in den beiden Typologien nicht ausreichend für eine solide Analyse.

Typen Hoch Integrierte, Unterstützungsgeber und -nehmer, wobei es auch zwischen diesen durchaus einige Unterschiede gibt, die nachfolgend im Einzelnen berichtet werden.

Tab. 22: Bivariate Zusammenhänge für die Typologie emotionale Unterstützung

Variablen	in %						Cramer's V
	Iso- lierte	Gering Inte- grierte	Hoch Inte- grierte	Unterst.- geber	Unterst.- nehmer	Gesamt	
Existenz enge Freunde im WP	24,3	50,0	71,0	83,3	72,0	56,4	0,42***
mit Partner im Haushalt	72,5	49,0	29,0	32,0	20,0	44,1	0,37***
Eintritt in Gruppe in Planungsph.	33,3	44,9	51,7	68,0	52,0	47,9	0,22 [†]
Amt übernommen	40,5	47,9	64,5	72,0	52,2	53,7	0,22 [†]
regelm. Teiln. an gesell. Treffen	50,0	46,9	61,3	44,0	54,2	50,9	0,12
Aktiv in Freizeitgruppe	40,5	58,3	83,3	78,3	79,2	64,8	0,34***
Frauen	45,0	73,5	90,3	72,0	88,0	71,8	0,37***
mit Kind(ern) im Haushalt	37,5	26,5	9,7	8,0	16,0	21,8	0,27*
Hochgebildete	75,0	67,3	80,6	62,5	56,0	69,2	0,18

	Mittelwert						K-W-Test ^a
	Iso- lierte	Gering Inte- grierte	Hoch Inte- grierte	Unterst.- geber	Unterst.- nehmer	Gesamt	
Enge Familienangehörige	1,9	1,7	1,7	1,4	1,5	1,7	3,69
Enge Freunde (außerhalb WP)	1,6	2,2	2,3	2,3	2,3	2,1	4,34
Alter	48,4	55,3	56,4	60,5	58,3	55,1	11,50*
N	40	49	31	25	25	170	

*** p≤0,001; * p≤0,05; + p≤0,10
a Kruskal-Wallis-Test bzw. Rangvarianzanalyse
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Die fünf Typen unterscheiden sich am stärksten hinsichtlich der Existenz enger Freunde im Projekt, des Zusammenlebens mit einem Partner, des Geschlechts und der Aktivität in Freizeitgruppen. Ebenfalls signifikante Differenzen gibt es beim Zusammenleben mit Kind(ern), dem Alter der Befragten sowie auf schwachem Niveau beim Eintrittszeitpunkt in die Gruppe und der Übernahme eines Amtes. Die Isolierten haben eher selten enge Freunde in ihrem Projekt (24,3%), während besonders die Geber emotionaler Hilfe überwiegend Freunde im Projekt nennen (83,3%), aber auch die Hoch Integrierten (71,0%) und die Unterstützungsnehmer (72,0%) (C-V: 0,42***). Ein Großteil der Isolierten lebt mit einem Partner zusammen (72,5%) im Gegensatz vor allem zu Unterstützungsnehmern (20,0%) sowie Hoch Integrierten

(29,0%) und Unterstützungsgebern (32,0%) (C-V: 0,37***). Keine signifikanten Unterschiede zwischen den fünf Typen ergeben sich bei der Anzahl enger Familienangehöriger und enger Freunde außerhalb des Projekts.

Schwache Differenzen bestehen beim Eintrittszeitpunkt in die Gruppe und der Übernahme eines Amtes (C-V: je 0,22[†]). Hier weichen primär Isolierte und Unterstützungsgeber voneinander ab. So sind es besonders die Geber emotionaler Unterstützung, die in der Planungsphase zur Gruppe kamen (68,0%) und ein Amt für ihre Gruppe übernommen haben (72,0%). Hinsichtlich der regelmäßigen Teilnahme an geselligen Gruppentreffen unterscheiden sich die fünf Typen nicht signifikant, wohl aber bei der Aktivität in Freizeitgruppen (C-V: 0,34***). Hier sind zuvorderst die Hoch Integrierten aktiv (83,3%), gefolgt von Unterstützungsnehmern (79,2%) und -gebern (78,3%). Demgegenüber sind nur 40,5 Prozent der Isolierten in Freizeitgruppen aktiv. Von den vier sozio-demografischen Merkmalen unterscheiden sich die fünf Typen am stärksten hinsichtlich ihres Geschlechts, gefolgt vom Alter und dem Zusammenleben mit Kind(ern). Keine signifikanten Differenzen ergeben sich bei der Schulbildung. Es sind mehrheitlich Frauen, die in das emotionale Unterstützungs-Netzwerk ihrer Wohngruppe eingebunden sind: 90,3 Prozent der Hoch Integrierten und 88,0 Prozent der Unterstützungsnehmer sind weiblich, aber nur 40,5 Prozent der Isolierten (C-V: 0,37***). Die übrigen zwei Typen weichen kaum vom Gesamtmittelwert ab, was darauf hinweist, dass Frauen eher emotionale Unterstützung erhalten und weniger erbringen. Die jüngste Gruppe unter den fünf Typen sind die Isolierten mit durchschnittlich 48 Jahren, während die Unterstützungsgeber mit knapp 61 Jahren die ältesten sind (K-W-Test: 11,50*). Dazu passend leben die Isolierten häufiger mit Kind(ern) im Haushalt (37,5%) als die übrigen vier Typen, vor allem im Vergleich zu den Unterstützungsgebern (8,0%) und Hoch Integrierten (9,7%) (C-V: 0,27*).

Ein erster Blick auf die *Typologie instrumenteller Unterstützung* zeigt, dass hier die Differenzen zwischen den vier Typen weniger stark ausgeprägt sind als bei der Typologie emotionaler Unterstützung. Auch gibt es größere Differenzen zwischen den Hoch Integrierten, den Unterstützungsgebern und den Unterstützungsnehmern, was mit den in Abschnitt 10.2.1 berichteten unterschiedlichen Korrelationen zwischen Erhalt und Erbringung bei emotionalem ($r_s=0,60^{***}$) und instrumentellem Unterstützungsnetzwerk ($r_s=0,23^{**}$) korrespondiert.

Die größten Unterschiede bei den vier Typen zeigen sich beim Geschlecht und dem Zusammenleben mit einem Partner, daneben beim Eintrittszeitpunkt in die Gruppe, der Teilnahme an geselligen Treffen und auf schwachem Niveau der Übernahme eines Amtes sowie der Anzahl enger Familienangehöriger. Dieser erste Überblick verweist schon darauf, dass die

zwei Typologien trotz analoger Typenbildung von unterschiedlichen Bewohnergruppen geprägt sind.

Keine signifikanten Unterschiede zwischen den vier Typen gibt es bei der Existenz enger Freunde im Wohnprojekt, wobei die Unterstützungsnehmer am ehesten enge Freunde haben (70,6%), die Gruppe der Isolierten/ Gering Integrierten am wenigsten (48,1%). Unter den Unterstützungsnehmern leben die wenigsten mit einem Partner zusammen (22,9%), unter den Unterstützungsgebern die meisten (60,9%) (C-V: 0,27**). Analog haben die Unterstützungsnehmer die geringste Anzahl enger Familienangehöriger (MW: 1,2), die Unterstützungsgeber die höchste Anzahl (MW: 2,0) (K-W-Test: 6,66[†]). Die Ergebnisse für enge nah wohnende Familienangehörige, die die eigentlich relevante Variable für den Austausch instrumenteller Hilfe darstellt, verweist in die gleiche Richtung, aber nicht auf signifikantem Niveau. Ebenfalls keine signifikanten Unterschiede zeigen sich bei der Anzahl enger Freunde außerhalb des Projekts.

Tab. 23: Bivariate Zusammenhänge für die Typologie instrumentelle Unterstützung

Variablen	in %					Cramer's V
	Isolierte / Gering Integrierte	Hoch Integrierte	Unterst.-geber	Unterst.-nehmer	Gesamt	
Existenz enge Freunde im WP	48,1	54,8	65,2	70,6	56,4	0,19
mit Partner im Haushalt	52,5	34,4	60,9	22,9	44,1	0,27**
Eintritt in Gruppe in Planungsphase	38,8	68,8	50,0	48,5	47,9	0,22*
Amt übernommen	42,9	65,6	66,7	58,8	53,7	0,21 [†]
regelm. Teiln. an gesell. Treffen	37,2	62,5	65,2	61,8	50,9	0,26*
Aktiv in Freizeitgruppe	57,9	68,8	60,0	79,4	64,8	0,18
Frauen	72,5	75,0	30,4	94,3	71,8	0,41***
mit Kind(ern) im Haushalt	20,0	25,0	17,4	25,7	21,8	0,07
Hochgebildete	72,5	74,2	60,9	62,9	69,2	0,11
	Mittelwert					K-W-Test ^a
	Isolierte / Gering Integrierte	Hoch Integrierte	Unterst.-geber	Unterst.-nehmer	Gesamt	
Enge Familienangehörige	1,8	1,7	2,0	1,2	1,7	6,66 [†]
Enge nah wohnende Familienangeh.	0,9	1,0	1,2	0,7	0,9	3,40
Enge Freunde (außerhalb WP)	1,9	2,3	1,9	2,6	2,1	4,93
Alter	53,1	56,5	55,9	57,7	55,1	2,46
N	80	32	23	35	170	

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10
a Kruskal-Wallis-Test bzw. Rangvarianzanalyse
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Ein Amt für ihre Gruppe haben vor allem Unterstützungsgeber (66,7%) und Hoch Integrierte (65,6%) übernommen (C-V: 0,21[†]). Beim Eintrittszeitpunkt in die Gruppe sind es in erster Linie die Hoch Integrierten, die in der Planungsphase hinzukamen (68,8%), wobei sich hier die Unterstützungsgeber nicht vom Gesamtmittelwert abheben (Geber: 50,0%, ges.: 47,9%) (C-V: 0,22*). Die vier Typen differieren hinsichtlich der regelmäßigen Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe (C-V: 0,26*), aber nicht der Aktivität in Freizeitgruppen. Mit Ausnahme der Isolierten/Gering Integrierten, die eher selten an Geselligkeiten teilnehmen (37,2%), liegen die Anteile bei den übrigen drei Typen zwischen 61,8 und 65,2 Prozent auf einem ähnlichen, höheren Niveau. Im Gegensatz zum Austausch emotionaler Unterstützung, für den eher die Freizeitgruppen der relevante Fokus sind, scheinen für die Absprache instrumenteller Unterstützungsleistungen die geselligen Treffen wichtiger zu sein. Von den vier sozio-demografischen Merkmalen unterscheiden sich die vier Typen lediglich im Geschlecht der Befragten (C-V: 0,41***), während es bei Alter, Zusammenleben mit Kind(ern) und Schulbildung keine signifikanten Differenzen gibt. 94,3 Prozent der Unterstützungsnehmer sind weiblich, aber nur 30,4 Prozent der Unterstützungsgeber.

Nun schließen sich die *bivariaten und multivariaten Befunde zur erhaltenen und geleisteten sozialen Unterstützung* an. Zum Erhalt sozialer Unterstützung werden die Hypothesen SU1b, SU2 und SU4 getestet (Tab. 24), zur Erbringung sozialer Unterstützung die Hypothesen SU1b, SU3 und SU4 (Tab. 25). In den zwei Tabellen werden die Ergebnisse von Rang-Korrelationen sowie binär logistischen Regressionen berichtet.

Bivariate Ergebnisse zum Erhalt sozialer Unterstützung (Tab. 24)

Bewohner, die über den Erhalt sozialer Unterstützung stark in ihr Projekt integriert sind, haben eher enge Freunde in ihrem Projekt als Bewohner, die weniger integriert sind. Dieser Zusammenhang ist – im Sinne der Partikularismus-Hypothese (SU1b) – bei emotionaler Unterstützung stärker als bei instrumenteller Unterstützung. Des Weiteren erhalten Bewohner, die ohne Partner im Haushalt leben, von mehr Bewohnern emotionale und instrumentelle Hilfe als Bewohner mit Partner im Haushalt. Dies spricht für die Wirksamkeit der Kompensations-Hypothese (SU2), während die Anzahl enger Familienangehöriger und Freunde außerhalb des Projekts bei beiden Unterstützungsdimensionen keine Effekte auf das Ausmaß sozialer Integration hat. Von den zwei Variablen zur Prüfung der Gelegenheits-Hypothese (SU4) zeigt sich bei der Aktivität in Freizeitgruppen bei emotionaler Unterstützung ein signifikanter Zusammenhang, bei der Teilnahme an geselligen Treffen hingegen bei instrumenteller Unterstützung: So werden Bewohner, die in einer oder mehreren Freizeitgruppen aktiv sind, von mehr Bewohnern emoti-

onal unterstützt als Bewohner, die keiner Freizeitgruppe angehören. Befragte, die regelmäßig an geselligen Treffen ihrer Gruppe teilnehmen, erhalten von mehr Bewohnern instrumentelle Unterstützung als Befragte, die nicht regelmäßig teilnehmen.

Tab. 24: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der erhaltenen sozialen Unterstützung: Rang-Korrelationen und binär logistische Regressionen

Hyp.	Variablen	Erhaltene emotionale U.			Erhaltene instrumentelle U.		
		Biv. Korr.	Log. Reg.		Biv. Korr.	Log. Reg.	
		r_s	b-Koef.	OR	r_s	b-Koef.	OR
SU1b	enge Freunde im Wohnprojekt ^b	0,27***	1,68***	5,38	0,15 [†]	0,73 [†]	2,08
SU2	Partner im Haushalt ^b	-0,31***	-1,22*	0,30	-0,25***	-1,27**	0,28
SU2	Enge (nah wohnende ^c) Familie	-0,10	-0,28 [†]	0,76	-0,06	-0,10	0,91
SU2	Enge Freunde (außerhalb WP)	0,10	– ^a		0,10	– ^a	
SU4	Teilnahme an geselligen Treffen ^d	0,03	0,41	1,51	0,19*	1,07**	2,90
SU4	Aktiv in Freizeitgruppe ^b	0,24**	– ^a		0,13	– ^a	
	Geschlecht (1=m, 0=w)	-0,28***	-1,82**	0,16	-0,20**	-0,74	0,48
	Kind(ern) im Haushalt ^b	-0,13 [†]	-0,12	0,88	0,02	1,56*	4,78
	Schulbildung ^e	-0,06	0,12	1,12	0,04	0,64	1,90
	Alter	0,15*	-0,02	0,98	0,13 [†]	0,03 [†]	1,03
	Wohnprojekt 2 (Ref. WP 1)		0,93	2,54		-0,43	0,65
	Wohnprojekt 3 (Ref. WP 1)		2,00**	7,40		0,63	1,87
	Wohnprojekt 4 (Ref. WP 1)		-0,28	0,76		-0,57	0,56
	Wohnprojekt 5 (Ref. WP 1)		0,77	2,15		0,40	1,49
Nagelkerkes Pseudo-R ²			0,41***			0,28***	
n			162			162	

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$; [†] $p \leq 0,10$

abhängige Variablen: 1=stark integriert, 0=gering/mittel integriert

a wird in dem aktuellen multivariaten Modell nicht berücksichtigt, da sich in zuvor geschätztem multivariatem Modell kein signifikanter Effekt zeigte

b 1=ja, 0=nein; c nur bei instrumenteller Unterstützung

d 1=meistens/immer, 0=nie/selten; e 1=hoch, 0=mittel/niedrig

SU1b = Partikularismus-H.; SU2 = Kompensations-H.; SU4 = Gelegenheits-H.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Von den vier sozio-demografischen Merkmalen haben Geschlecht und Alter bei beiden Unterstützungsdimensionen einen signifikanten Effekt auf das Ausmaß sozialer Integration, das Zusammenleben mit Kind(ern) nur bei emotionaler Unterstützung und die Schulbildung bei keiner der zwei Dimensionen. So sind es eher Frauen und ältere Bewohner, die emotionale und

instrumentelle Unterstützung erhalten. Zudem werden Bewohner ohne Kind(er) im Haushalt von mehr Bewohnern emotional unterstützt als Bewohner mit Kind(ern) im Haushalt.

Multivariate Ergebnisse zum Erhalt sozialer Unterstützung (Tab. 24)

Inwieweit die berichteten bivariaten Resultate unter Einbezug aller unabhängigen Variablen stabil bleiben, wird nun im Rahmen von binär logistischen Regressionen getestet. Die Modellanforderung geringer Multikollinearität wurde für alle vier Modelle (Erhalt und Erbringung von SU) geprüft und bestätigt (Diaz-Bone 2006b: 232). Für die Regressionsmodelle werden jeweils die Logitkoeffizienten (b-Koef.) und die Odds Ratios (OR) berichtet, die so genannten Effektkoeffizienten. Während die Odds Ratios „eine genauere Aussage über die Höhe der Einflussstärken“ (Backhaus et al. 2011: 265) der Variablen geben, informieren die Logitkoeffizienten anhand der Vorzeichen besser über die Richtung des Einflusses auf die abhängige Variable (Diaz-Bone 2006b: 248; Fromm 2010: 139). Zur Beurteilung der Modellgüte wird auf Nagelkerkes Pseudo- R^2 zurückgegriffen, da dieses Maß im Vergleich zu anderen Pseudo- R^2 -Statistiken Werte zwischen 0 und 1 annimmt und somit inhaltlich gut interpretiert werden kann (Backhaus et al. 2011: 269f.; Fromm 2010: 130). Das Modell zur erhaltenen emotionalen Unterstützung erklärt 41 Prozent der Varianz, das Modell zur erhaltenen instrumentellen Unterstützung 28 Prozent. Die zwei Variablen ‚enge Freunde (außerhalb WP)‘ und ‚Aktiv in Freizeitgruppe‘ hatten in zuerst geschätzten Modellen keinen signifikanten Einfluss auf die abhängigen Variablen. Da beide Variablen hohe Anteile fehlender Werte aufweisen (n=10 bzw. n=8) wurden sie für die hier berichteten Modelle nicht mehr einbezogen.

Der bivariate Befund, dass Befragte mit engen Freunden in ihrer Wohngruppe von mehr Bewohnern unterstützt werden als Befragte ohne enge Freunde, bestätigt sich multivariat. Wiederum ist der Effekt bei emotionaler deutlich stärker als bei instrumenteller Unterstützung, wie auch im Rahmen der Partikularismus-Hypothese (SU1b) erwartet. Für beide Unterstützungsdimensionen wird die Kompensations-Hypothese (SU2) für die Existenz eines Partners im Haushalt bestätigt: So weisen Bewohner ohne Partner signifikant mehr Unterstützungsgeber auf als Bewohner mit Partner. Überdies zeigt sich ein schwach signifikanter Effekt für emotionale Unterstützung bei der Anzahl enger Familienangehöriger: Befragte mit wenigen Familienangehörigen werden von mehr Bewohnern emotional unterstützt als Befragte mit vielen Familienangehörigen. Tendenziell verwiesen die bivariaten Befunde in die gleiche Richtung, wenn auch nicht auf signifikantem Niveau. Bei instrumenteller Unterstützung ist die Anzahl enger, nah wohnender Familienangehöriger nicht relevant für die erhaltene Hilfe. Die Gelegenheits-Hypothese (SU4) lässt sich für emotionale Unterstützung nicht bestätigen: Keine der

beiden Variablen hat einen signifikanten Effekt auf die abhängige Variable, während die Aktivität in Freizeitgruppen bivariat noch einen positiven Zusammenhang mit dem Erhalt emotionaler Unterstützung aufwies. Bei instrumenteller Unterstützung bleibt der bivariate Befund stabil, dass Bewohner mit einer hohen Anzahl von Unterstützungsgebern regelmäßig an geselligen Treffen ihrer Gruppe teilnehmen.

Von den vier sozio-demografischen Merkmalen hat bei emotionaler Unterstützung nur noch das Geschlecht einen signifikanten Effekt auf die abhängige Variable: Es sind eher die Frauen, die von vielen Bewohnern emotionale Hilfe erhalten. Zusammenleben mit Kind(ern), Schulbildung und Alter haben keinen Einfluss, während sich bivariat noch signifikante Zusammenhänge mit Alter und der Existenz von Kind(ern) zeigten. Ein anderes Bild ergibt sich bei instrumenteller Unterstützung: Hier sind es Bewohner mit Kind(ern) im Haushalt sowie tendenziell Ältere, die von vielen Bewohnern Hilfe erhalten. Geschlecht und Schulbildung haben keinen Einfluss, während auf Grundlage der bivariaten Ergebnisse Frauen mehr instrumentelle Unterstützungsgeber haben als Männer. Der berichtete multivariate Befund zum Zusammenleben mit Kind(ern) war bivariat noch nicht aufgedeckt worden. Bei den vier Dummy-Variablen für die Zugehörigkeit zu den Wohnprojekten zeigt sich bei instrumenteller Hilfe kein signifikanter Unterschied. Bei emotionaler Unterstützung hingegen weicht Projekt 3 stark vom Referenzprojekt ab: Projekt 3 wurde bereits in vorherigen Ausführungen dieses Kapitels als das Projekt mit dem größten Ausmaß emotionaler Unterstützung identifiziert (Kap. 10.1).

Bivariate Ergebnisse zur Erbringung sozialer Unterstützung (Tab. 25)

Wie bereits für den Erhalt von Hilfe nachgewiesen, haben Bewohner, die viele Bewohner emotional unterstützen, eher enge Freunde in ihrem Projekt als Bewohner, die wenige oder keine Bewohner emotional unterstützen. Dies spricht wiederum für die Wirksamkeit der Partikularismus-Hypothese (SU1b). Für die Erbringung instrumenteller Unterstützung besteht kein analoger Zusammenhang. Die zwei Variablen zur Prüfung der Engagierten-Hypothese (SU3) weisen für beide Unterstützungsdimensionen einen signifikanten Zusammenhang mit der abhängigen Variable auf: So leisten Bewohner, die in frühen Entwicklungsphasen ihres Projekts zur Gruppe kamen, für mehr Bewohner emotionale und instrumentelle Hilfe als Bewohner, die erst in späteren Entwicklungsphasen zur Gruppe kamen. Darüber hinaus leisten Befragte, die ein Amt für ihre Gruppe übernommen haben, für mehr Bewohner soziale Unterstützung als Befragte, die kein Amt übernommen haben. Für die zwei Variablen zur Untersuchung der Gelegenheits-Hypothese (SU4) wiederholen sich hier in etwa die bivariaten Befunde zum Erhalt sozialer Unterstützung: Bewohner, die viele emotional unterstützen, sind eher in Frei-

zeitgruppen aktiv. Bewohner, die für viele Bewohner instrumentelle Hilfe erbringen, nehmen regelmäßig an geselligen Treffen ihrer Gruppe teil.

Von den sozio-demografischen Merkmalen haben bei emotionaler Unterstützung das Geschlecht sowie das Zusammenleben mit Kind(ern) und Partner einen signifikanten Effekt auf die abhängige Variable: So sind es die Frauen und die Bewohner ohne Kind(er) und Partner im Haushalt, die viele Bewohner emotional unterstützen. Alter und Schulbildung der Befragten haben hingegen keinen Einfluss. Für die Erbringung instrumenteller Unterstützung ist keines der fünf Merkmale relevant.

Tab. 25: Bivariate und multivariate Zusammenhänge zur Erklärung der geleisteten sozialen Unterstützung: Rang-Korrelationen und binär logistische Regressionen

Hyp. Variablen	Geleistete emotionale U.			Geleistete instrumentelle U.		
	Biv. Korr.	Log. Reg.		Biv. Korr.	Log. Reg.	
	r _s	b-Koef.	OR	r _s	b-Koef.	OR
SU1b enge Freunde im Wohnprojekt ^b	0,30***	1,06*	2,89	0,07	0,30	1,35
SU3 Eintritt in Gruppe ^c	0,20*	0,59	1,81	0,16*	0,42	1,52
SU3 Amt übernommen ^b	0,17*	0,52	1,68	0,15 [†]	-0,02	0,99
SU4 Teilnahme an geselligen Treffen ^d	0,05	0,14	1,15	0,23**	1,47***	4,25
SU4 Aktiv in Freizeitgruppe ^b	0,28***	- ^a		0,05	- ^a	
Geschlecht (1=m, 0=w)	-0,20**	-0,78	0,46	0,11	0,81 [†]	2,25
Kind(ern) im Haushalt ^b	-0,22**	-1,05	0,35	0,01	0,52	1,68
Partner im Haushalt ^b	-0,23**	-0,35	0,70	-0,01	-0,63	0,53
Schulbildung ^e	0,03	0,69	1,99	-0,03	-0,25	0,78
Alter	0,12	-0,02	0,98	0,06	0,01	1,01
Wohnprojekt 2 (Ref. WP 1)		0,24	1,28		-0,64	0,53
Wohnprojekt 3 (Ref. WP 1)		0,98 [†]	2,67		1,53**	4,64
Wohnprojekt 4 (Ref. WP 1)		-0,76	0,47		0,54	1,72
Wohnprojekt 5 (Ref. WP 1)		-1,04	0,35		-0,45	0,64
Nagelkerkes Pseudo-R ²		0,33***			0,28***	
n		157			157	

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

abhängige Variablen: 1=stark integriert, 0=gering/mittel integriert
a wird in dem aktuellen multivariaten Modell nicht berücksichtigt, da sich in zuvor geschätztem multivariatem Modell kein signifikanter Effekt zeigte
b 1=ja, 0=nein; c 1=erste Interessentengruppe/Planungsphase, 0=Bauphase/Einzug;
d 1=meistens/immer, 0=nie/selten; e 1=hoch, 0=mittel/niedrig
SU1b = Partikularismus-H.; SU3 = Engagierten-H.; SU4 = Gelegenheits-H.
Partner im Haushalt: hier Kontrollvariable
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Multivariate Ergebnisse zur Erbringung sozialer Unterstützung (Tab. 25)

Die logistischen Regressionsmodelle erklären für emotionale Unterstützung 33 Prozent und für instrumentelle Unterstützung 28 Prozent der Varianz der abhängigen Variablen. Für die Erbringung emotionaler Unterstützung hat einzig die Existenz enger Freunde im Projekt einen signifikanten Effekt: So leisten Bewohner mit engen Freunden in der Wohngruppe für mehr Bewohner emotionale Unterstützung als Bewohner ohne enge Freunde. Damit bestätigt sich auch hier die Partikularismus-Hypothese (SU1b). Nicht mehr signifikant im Gegensatz zu den bivariaten Resultaten sind der Eintrittszeitpunkt in die Gruppe, die Übernahme eines Amtes, die Aktivität in Freizeitgruppen, das Geschlecht der Befragten sowie das Zusammenleben mit Kind(ern) und Partner. Die (in den Tabellen nicht im Detail aufgeführten) p-Werte verweisen jedoch darauf, dass die drei sozio-demografischen Merkmale Geschlecht, Zusammenleben mit Kind(ern) und Schulbildung zumindest nah an ein schwach signifikantes Ergebnis heranreichen. So sind es tendenziell Frauen, Bewohner ohne Kind(er) im Haushalt und Höher Gebildete, die viele Bewohner emotional unterstützen. Engagierten- (SU3) und Gelegenheits-Hypothese (SU4) lassen sich hingegen multivariat nicht mehr bestätigen. Von den Kontrollvariablen auf Gruppenebene sticht wieder Wohnprojekt 3 heraus, wenngleich die Differenzen zu den Bewohnern des Referenzprojekts nur auf schwachem Niveau signifikant sind.

Für die Erbringung instrumenteller Unterstützung wird die Engagierten-Hypothese (SU3) multivariat nicht mehr bestätigt: Weder der Eintrittszeitpunkt in die Gruppe noch die Übernahme eines Amtes haben entgegen den bivariaten Befunden einen signifikanten Einfluss auf die abhängige Variable. Auch die Existenz enger Freunde im Projekt ist, wie auch bivariat nachgewiesen wurde, nicht relevant für die Erbringung instrumenteller Hilfe. Einen starken positiven Effekt auf die Anzahl unterstützter Bewohner hat eine regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen, was ebenfalls bivariat belegt wurde. Keinen Einfluss hat die Aktivität in Freizeitgruppen. Dies spricht teilweise für die Gelegenheits-Hypothese (SU4).

Von den sozio-demografischen Merkmalen hat das Geschlecht einen schwach signifikanten Effekt: So sind es eher die Männer, die viele Bewohner instrumentell unterstützen. Wie auch bivariat gezeigt, haben das Zusammenleben mit Kind(ern) und Partner sowie Alter und Schulbildung der Befragten keinen Effekt. Von den Kontrollvariablen auf Gruppenebene unterscheiden sich auch in diesem Fall die Bewohner aus Projekt 3 signifikant von den Bewohnern aus Projekt 1 und leisten für mehr Bewohner instrumentelle Unterstützung.

10.3 Bedingungen sozialer Unterstützung

In diesem Abschnitt wird der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen ein Bewohner in seiner Wohngruppe soziale Unterstützung leistet. Geprüft werden die Hypothesen SU5 bis SU8 (Kap. 6.3).

10.3.1 Operationalisierung der abhängigen Variable

Abhängige Variable ist die Frage „Alles in allem: Wie viel helfen Sie nach Ihrer persönlichen Einschätzung den anderen Bewohnern aus Ihrer Gruppe auf einer Skala von 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘?“. Diese Frage folgt im Fragebogen auf die umfangreiche Erhebung der erhaltenen und geleisteten Hilfe des Bewohners. Daher wird unterstellt, dass die Beantwortung der Frage das Ausmaß geleisteter Unterstützung des Einzelnen recht valide abbildet.

Die Analysen erfolgen für die fünf Jung-Alt-Projekte (WP 1 - 5) sowie das Familienprojekt WP 7. Das 50+-Projekt WP 6 konnte bei diesen Analysen nicht berücksichtigt werden: Wie bereits in Abschnitt 10.1 erklärt wurde, sind sehr viele Befragte in diesem Projekt aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zur Hilfeleistung für andere in der Lage.

Die leicht rechtsschief verteilte Variable zum Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung weist insgesamt einen Mittelwert von 3,0 auf. So bewerten 15 Prozent der Bewohner ihr Engagement für andere Bewohner als sehr hoch (Werte 5 oder 6), während 38 Prozent ihren Hilfeinsatz als gering einstufen (Werte 1 oder 2). Bei den sechs Wohnprojekten liegen die Mittelwerte bei Werten zwischen 2,5 und 3,5 (Tab. 26). Der Post-Hoc-Test einer Varianzanalyse ergab leicht signifikante Differenzen auf 10-Prozent-Niveau zwischen den Wohnprojekten 3 und 5.

Tab. 26: Abhängige Variable ‚Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung‘ nach Wohnprojekten

	gesamt		WP 1		WP 2		WP 3		WP 4		WP 5		WP 7	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%
Mittelwert	3,0		2,8		3,2		3,5		3,1		2,5		3,3	
Standardabweichung	1,30		1,2		1,44		1,17		1,50		1,15		1,29	
N	179	97,8	72	98,6	22	88,0	30	100,0	25	100,0	18	100,0	12	100,0
fehlend	4	2,2	1	1,4	3	12,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0

Skala von 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

10.3.2 Operationalisierung der unabhängigen Variablen

In den Hypothesen in Abschnitt 6.3 wurden die Prädiktoren aufgeführt, über die die Frage nach den Bedingungen sozialer Unterstützung untersucht wird. Tabelle 27 gibt einen Überblick über die unabhängigen Variablen.

Tab. 27: Unabhängige Variablen – Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung

	MW	SD	Min	Max	N	Fehlend	erwart. Effekt
<i>Ressourcen-Hypothese (SU5)</i>							
Partner im Haushalt (1=ja, 0=nein)	0,48	0,50	0	1	179	0	–
Enge, nahe wohnende Familienangeh. ^a	1,01	1,08	0	4	178	1	–
Enge Freunde	2,09	1,64	0	5	171	8	–
<i>Restriktions-Hypothese (SU6)</i>							
Erwerbstätigkeit (1=ja, 0=nein)	0,58	0,50	0	1	178	1	–
Kind(er) im Haushalt (1=ja, 0=nein)	0,27	0,44	0	1	179	0	–
Stress im Alltag ^b	0,55	0,50	0	1	177	2	–
<i>Solidaritäts-Hypothese (SU7)</i>							
„Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen zu helfen“ ^c	3,62	1,52	1	6	179	0	+
„Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen“ ^c	3,86	1,57	1	6	174	5	+
<i>Identifikations-Hypothese (SU8)</i>							
emotionale Bindung an die Wohngruppe ^d	4,69	1,46	1	7	178	1	+
<i>Kontrollvariablen</i>							
Eintritt in die Gruppe ^e	0,45	0,50	0	1	175	4	
Geschlecht (1=m, 0=w)	0,29	0,46	0	1	179	0	
Alter	54,1	14,86	24	87	179	0	

a außerhalb d. HH mit Wohndistanz bis max. 1 Stunde: Partner/in, Kinder, Eltern, Geschwister

b „Wie stark fühlen Sie sich in Ihrem Alltag alles in allem gefordert und beansprucht?“ (Skala von 1 ‚überhaupt nicht‘ bis 7 ‚sehr stark‘), dichotomisiert: 1=hoch (Werte 6-7); 0= niedrig/mittel (Werte 1-5)

c Skala von 1 ‚stimme überhaupt nicht zu‘ bis 6 ‚stimme voll und ganz zu‘

d Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng verbunden‘ bis 7 ‚sehr eng verbunden‘

e In welcher Phase befand sich das Wohnprojekt als Sie zur Gruppe dazu kamen? (1=erste Interessentengruppe/Planungsphase; 0=Bauphase/Einzug)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Zur Prüfung der Ressourcen-Hypothese (SU5) werden drei Variablen einbezogen, bei denen je von einem negativen Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung ausgegangen wird. Mit einem (Ehe)Partner zusammen leben 47,5 Prozent der Befragten. Zwei weitere Variablen wurden berücksichtigt: ‚enge, nahe wohnende Familienangehörige‘ und ‚enge Freunde‘. Diese Variablen wurden bereits in den Analysen zur Integration in die Unterstützungsnetzwerke einbezogen (Kap. 10.2.2). Die befragten Bewohner haben im Mittel eine Person aus dem Kreis ihrer engen Familienangehörigen, die nahe bei ihnen wohnt. Enge Freunde haben die Befragten im Durchschnitt 2,1.

Zur Untersuchung der Restriktions-Hypothese (SU6) werden drei Variablen berücksichtigt, von denen jeweils ein negativer Effekt erwartet wird. Als wichtigste Aspekte, die das Zeitbudget beeinflussen, werden die berufliche und familiäre Situation angesehen, d.h. der Erwerbsstatus und das Zusammenleben mit Kind(ern). 58 Prozent der Bewohner sind erwerbstätig und 27 Prozent leben mit einem oder mehreren Kindern in einem Haushalt. Als dritte Variable wird eine persönliche Einschätzung der Befragten zu ihrem alltäglichen Stresslevel hinzugezogen: So wurden die Bewohner gefragt, wie stark sie sich alles in allem in ihrem Alltag gefordert und beansprucht fühlen auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht‘ bis 7 ‚sehr stark‘. Diese Variable wurde dichotomisiert,⁶⁵ so dass die Werte 6 und 7 einen hohen Stresslevel repräsentieren, die Werte 1 bis 5 einen niedrigen bis mittleren Stresslevel. 55 Prozent der Bewohner berichten von einem hohen Stresslevel. Den höchsten Stresslevel von 92 Prozent haben die Bewohner des Familienprojekts, während es bei den Bewohnern der fünf Jung-Alt-Projekte kaum Differenzen gibt (F-Test: 0,48).

Wie zu erwarten, ist ein hoher Stresslevel positiv korreliert mit Erwerbstätigkeit ($r_{\phi}=0,35^{***}$) und dem Zusammenleben mit Kind(ern) ($r_{\phi}=0,32^{***}$) (Tab. 48 im Anhang). Darüber hinaus fühlen sich die Jüngeren stärker beansprucht als die Älteren ($r_s=-0,33^{***}$).

Um die Solidaritäts-Hypothese (SU7) zu prüfen, wurde von allgemeinen Items zu altruistischen Einstellungen (s. General Social Survey 2004) und generalisiertem sozialen Vertrauen (z.B. European Social Survey 2008, World Values Survey 2005) Abstand genommen, da diese zu wenig konkret erschienen. Für die Operationalisierung von Einstellungen zu unterstützenden Handlungen wurden stattdessen Items formuliert, die größtenteils aus Studien zu anderen Beziehungsformen stammen und an die Unterstützungssituation in Wohnprojekten angepasst wurden.⁶⁶ Sie folgen im Fragebogen auf die

65 Diese Dichotomisierung war notwendig, weil bei der metrischen Variante der Variable keine Linearität mit der abhängigen Variablen vorlag (s. lineare Regressionsanalysen).

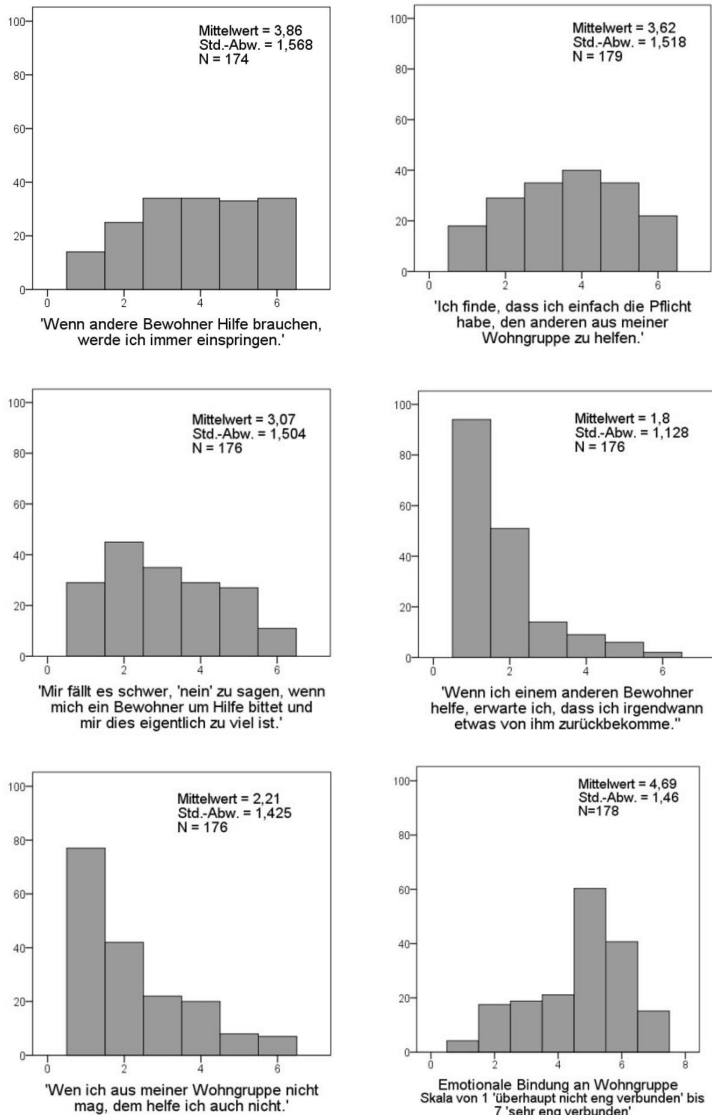
66 Die Items 3, 5 und 6 wurden dem Alterssurvey entlehnt, in dem Motive für familiäre Unterstützung erhoben wurden (Kohli et al. 2000: 197). Item 4 wurde adaptiert aus Fragen zur

Erhebung des Ausmaßes der eigenen sozialen Unterstützung (abhängige Variable) und werden eingeleitet mit den Worten: „Wenn Sie nun einmal daran denken, was Sie in der Gruppe für andere getan haben bzw. tun, und was andere in der Gruppe für Sie getan haben bzw. tun. Inwieweit stimmen Sie da den folgenden Aussagen zu?“ auf einer Skala von 1 ‚stimme überhaupt nicht zu‘ bis 6 ‚stimme voll und ganz zu‘. Auf diese Weise wurde die Zustimmung zu Aussagen zu solidarischen und auch egoistischen Motiven für die Erbringung von Hilfeleistungen erfragt (Abb. 7).

Mittels einer explorativen Faktorenanalyse wurde geprüft, welche Items auf welchen Faktoren laden (Tab. 47 im Anhang). Backhaus et al. (2011: 389) empfehlen, Faktorladungen ab einem Wert von 0,5 für weitere Analysen zu verwenden. Von den fünf Aussagen laden zwei Aussagen eindeutig auf dem ersten Faktor: ‚Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen‘ (0,64) und ‚Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen‘ (0,61). Diese Aussagen, die jeweils dem Alterssurvey entlehnt sind, werden dem Konstrukt ‚Solidarität‘ zugerechnet. So scheinen den Aussagen jeweils internalisierte Wertvorstellungen zugrunde zu liegen. Zwei andere Aussagen laden auf einem zweiten Faktor, der stärker egoistischen Motivlagen zugerechnet und daher als ‚persönlicher Nutzen‘ bezeichnet wird: ‚Wenn ich einem anderen Bewohner helfe, erwarte ich, dass ich irgendwann etwas von ihm zurückbekomme‘ (0,53) und ‚Wen ich aus meiner Wohngruppe nicht mag, dem helfe ich auch nicht‘ (0,42). In der ersten Aussage spiegelt sich die Erwartungshaltung einer Gegenleistung im Sinne unverzüglicher Reziprozität im Gegensatz zur generalisierten Reziprozität (s. Exkurs in Kap. 6.2.1). Auf beiden Faktoren gleich stark lädt die Aussage ‚Mir fällt es schwer, ‚nein‘ zu sagen, wenn mich ein Bewohner um Hilfe bittet und mir dies eigentlich zu viel ist‘. In dieser Aussage treffen Motive altruistischer wie auch egoistischer Natur aufeinander. Wirkmechanismus für unterstützendes Handeln scheint dabei stärker der soziale Druck der Gruppe zu sein und weniger internalisierte Normen. Wie in Abschnitt 6.2.3 ausgeführt, wird diese äußere soziale Kontrolle im Kontrast zur inneren sozialen Kontrolle der internalisierten Normen nicht dem solidarischen Handeln zugerechnet. Vielmehr wirkt äußere soziale Kontrolle als externe Restriktion auf die Kosten-Nutzen-Bilanz der handelnden Personen im Sinne der Theorien rationaler Wahl. Daher fehlt dem Handlungsmotiv in dem Fall die Freiwilligkeit, die ebenfalls wichtiges Merkmal solidarischen Handelns ist (Kap. 6.2.3).

Reziprozität bei Franzen und Pointner (2007: 80). Bei solchen Items darf das Problem der sozialen Erwünschtheit der Antworten nicht ausgeblendet werden.

Abb. 7: Einstellungen zu unterstützendem Handeln und emotionale Bindung an die Wohngruppe



Grafik 1-5: Skala von 1 ,stimme überhaupt nicht zu' bis 6 ,stimme voll und ganz zu'
Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Die zwei Items, die stark auf dem ersten Faktor ‚Solidarität‘ laden, wurden im Anschluss einer Reliabilitätsanalyse unterzogen, um die Homogenität der Items zu prüfen, auch um sie eventuell in einer Skala zusammenzuziehen (Fromm 2010: 77ff.). Die Reliabilitätsanalyse ergibt ein Cronbachs Alpha von 0,52. In der Literatur werden Schwellenwerte von 0,7 oder 0,8 als gut beurteilt, wobei in der Forschungspraxis häufig weit niedrigere Koeffizienten akzeptiert werden (ebd.: 79; Schnell et al. 2008: 153). Abhängig ist die Höhe des Koeffizienten von der Anzahl der Items und der Interkorrelation der Items, die stark mit der internen Heterogenität der Items zusammenhängt. So erhöht sich mit zunehmender Anzahl der Items Cronbachs Alpha (Diekmann 2008: 221; Rammstedt 2010: 249). Weitere Auskunft über die Konsistenz der Items gibt die Item-Skala-Korrelation, die mit einem Wert von 0,35 akzeptabel ausfällt. Daher wird vermutet, dass der relativ geringe Wert von Cronbachs Alpha auf die Anzahl von nur zwei Items zurückgeführt werden muss. Aufgrund dessen werden die Einstellungsisems nicht zu einer Skala zusammengefügt, sondern gehen getrennt in die Analysen ein. Beachtet werden sollte, dass diese Operationalisierung nur einen ersten Schritt in Richtung einer adäquaten Abbildung latent wirksamer Solidaritätsnormen in sozialen Gruppen bedeuten kann.

Auch wenn sie nicht dem Solidaritäts-Konstrukt zugerechnet werden und daher nicht in die Analysen zu den Bedingungen sozialer Unterstützung eingehen, werden die drei oben genannten anderen Items hier kurz betrachtet. Die zwei Aussagen zum persönlichen Nutzen der Bewohner aus der unterstützenden Handlung finden in den Wohnprojekten wenig Zustimmung (Abb. 7). Gerade einmal ein Prozent der Befragten stimmen der Aussage ‚Wenn ich einem anderen Bewohner helfe, erwarte ich, dass ich irgendwann etwas von ihm zurückbekomme‘ voll und ganz zu (Wert 6). Mit einem Mittelwert von 1,8 erreicht die Aussage die geringste Zustimmung unter den abgefragten Items. Ebenfalls geringen Zuspruch hat die Aussage ‚Wen ich aus meiner Wohngruppe nicht mag, dem helfe ich auch nicht‘ mit einem Mittelwert von 2,2. Nur vier Prozent der befragten Bewohner stimmen dieser Aussage voll und ganz zu (Wert 6). Diese zwei Items zum persönlichen Nutzen sind positiv miteinander korreliert ($r_s=0,31^{***}$; Tab. 49 im Anhang) und zugleich jeweils negativ korreliert mit der Aussage ‚Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen‘, die zum solidarisch motivierten Handeln zählt ($r_s=-0,14^{\dagger}$ bzw. $-0,31^{***}$). Bewohner, die nur denjenigen helfen, die sie sympathisch finden, fühlen sich emotional weniger mit der Wohngruppe verbunden als andere ($r_s=-0,21^*$). Egoistische Motive scheinen soziale Unterstützung in Wohnprojekten weniger stark zu beeinflussen als solidarische Motive bzw. moralische Überzeugungen. Dies spricht dafür, dass soziale Unterstützung in Wohnprojekten ähnlich funktioniert wie in der

Familie, d.h. über eher generalisierte Reziprozität. So steht nicht die Rückzahlung der geleisteten Hilfe im Vordergrund, sondern die momentane Bedürftigkeit der Akteure. Inwieweit solidarische Motive wirklich soziale Unterstützung bedingen, werden die weitergehenden Analysen zeigen. Bei Betrachtung der geringen Zustimmungswerte zu egoistischen Motiven unterstützenden Handelns darf grundsätzlich nicht vergessen werden, dass soziale Erwünschtheit die Antworten zu einem gewissen Teil verzerren kann.

Etwas mehr Zuspruch als die zwei gerade vorgestellten Items erhält die Aussage ‚Mir fällt es schwer, ‚nein‘ zu sagen, wenn mich ein Bewohner um Hilfe bittet und mir dies eigentlich zu viel ist‘. Die Antworten verteilen sich hier relativ gleichmäßig auf die sechs Skalenpunkte (Abb. 7). Der Mittelwert liegt bei 3,1. Wie schwierig es ist, das Item solidarischen oder egoistischen Motiven zuzuordnen, wurde bereits im Rahmen der Faktorenanalyse deutlich. Seine Ambivalenz bestätigt sich nochmals bei Betrachtung der Korrelationen mit den übrigen Aussagen: So ist das Item sowohl mit einem Item des Solidaritäts-Konstrukts wie auch mit einem Item des Nutzen-Konstrukts stark korreliert (Tab. 49 im Anhang).

Die zwei Items, die Solidarität abbilden, erhalten mehr Zuspruch als die übrigen drei Items. Mit einem Mittelwert von 3,9 erhält die Aussage ‚Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen‘ die höchsten Zustimmungswerte. Ebenfalls recht hoch mit einem Mittelwert von 3,6 ist die Zustimmung zur Aussage ‚Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen‘. Bei beiden Items wird ein positiver Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung erwartet. Die zwei Aussagen zu solidarischem Handeln sind hoch korreliert ($r_s=0,37^{***}$). Beiden Aussagen stimmen die älteren, nicht erwerbstätigen Bewohner stärker zu als die jüngeren, erwerbstätigen Bewohner, wobei die Items stärker mit dem Alter korreliert sind als mit dem Erwerbsstatus (Tab. 48-49 im Anhang). Darüber hinaus hängen die solidarischen Einstellungen der Befragten positiv mit der emotionalen Bindung an die Wohngruppe zusammen.

In den theoretischen Ausführungen wurde die emotionale Verbundenheit mit dem Kollektiv als ein Aspekt des Solidaritätskonzepts herausgearbeitet (Kap. 6.2.3). Der Identifikation mit der Gruppe wird eine hohe Bedeutung beigegeben, weshalb sie im Rahmen einer eigenen Hypothese, der Identifikations-Hypothese (SU8), überprüft wird (s. auch Kap. 10.4). Erwartet wird ein positiver Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung. Erhoben wurde die emotionale Bindung an die Wohngruppe mittels der Frage ‚Wie eng fühlen Sie sich mit Ihrer Wohngruppe als Ganzes verbunden auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘. Mit einem Mittelwert von 4,7 fällt die emotionale Bindung an die Wohngruppe hoch aus. 31 Prozent der Befragten weisen eine sehr hohe affektive Verbundenheit mit ihrer Gruppe auf (Werte

6-7). 12 Prozent der Befragten fühlen sich gar nicht oder kaum mit ihrer Gruppe verbunden (Werte 1-2). Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass eine hohe emotionale Bindung an die Wohngruppe positiv mit solidarischen Wertvorstellungen zusammenhängt, während ein Aspekt der egoistischen Handlungsmotive negativ mit der Identifikation korreliert (Tab. 49 im Anhang). Diese Ergebnisse sprechen für eine gute, valide Abbildung der zugrunde liegenden theoretischen Konzepte.

Neben den zur Prüfung der Hypothesen SU5 bis SU8 aufgeführten unabhängigen Variablen werden als Kontrollvariablen der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe sowie Geschlecht und Alter der Befragten berücksichtigt. Für die multivariaten Analysen wurden aus der metrischen Variable ‚Alter‘ zwei Dummy-Variablen gebildet, da keine Linearität mit der abhängigen Variablen vorhanden war.

10.3.3 Ergebnisse

Erste Tendenzen zur Beantwortung der Hypothesen SU5 bis SU8 werden in *bivariaten Korrelationen* für die Gesamtstichprobe und die Stichprobe der Jung-Alt-Projekte sichtbar (Tab. 28). Bei keiner der drei Variablen zur Prüfung der Ressourcen-Hypothese lassen sich die erwarteten Effekte bestätigen. Auch bei den drei Variablen zum Test der Restriktions-Hypothese zeigen sich kaum signifikante Zusammenhänge mit der abhängigen Variable. Lediglich die Erwerbstätigkeit deutet bei der Gesamtstichprobe tendenziell und bei den Mehrgenerationenprojekten auf schwach signifikantem Niveau auf einen negativen Effekt hin, wie auch theoretisch erwartet wurde. Diese Ergebnisse unterstützen (noch) nicht die theoretischen Annahmen des Rational Choice-Modells. Anders sehen die bivariaten Befunde zum Solidaritätsmodell aus. So sind die zwei Aussagen zur Prüfung der Solidaritäts-Hypothese positiv mit der abhängigen Variablen korreliert. Folglich leisten Bewohner, die sich zur Hilfe verpflichtet fühlen und eine hohe Hilfsbereitschaft gegenüber anderen Gruppenmitgliedern zeigen, mehr soziale Unterstützung als Bewohner, die diese sozialen Normen nicht verinnerlicht haben. Nicht nur der kognitive Aspekt der Solidarität hat einen Effekt auf die Hilfeleistung: Sogar noch größeren Einfluss hat der affektive Aspekt. So hängt die emotionale Bindung an die Wohngruppe stark positiv mit dem Ausmaß der geleisteten Unterstützung zusammen.

Von den drei Kontrollvariablen haben der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe und das Alter der Befragten jeweils einen positiven Effekt auf die abhängige Variable: Bewohner, die Mitglied der ersten Interessentengruppe waren oder im weiteren Verlauf der Planung zur Gruppe hinzukamen, leisten

mehr Unterstützung für andere Bewohner als diejenigen, die erst zu einem späteren Zeitpunkt zur Gruppe hinzu kamen. Bei den Jung-Alt-Projekten zeigt sich, dass die über 65-Jährigen mehr Hilfe leisten als die unter 65-Jährigen. Keinen Effekt auf das Ausmaß ihrer Hilfeleistung hat das Geschlecht der Befragten.

Tab. 28: Bivariate und multivariate Zusammenhänge – Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung: Rang-Korrelationen und lineare Regressionsmodelle

Variablen	gesamt ^a				Jung-Alt-Projekte			
	Biv. Korrr.	Lin. Reg. M1			Biv. Korrr.	Lin. Reg. M2		
		r _s	β	b-Koef. (unstand.)		r _s	β	b-Koef. (unstand.)
Partner im Haushalt ^b	0,02	0,03	0,09	0,24	0,01	0,03	0,07	0,25
Enge, nah wohn. Familienangeh.	0,10	0,08	0,10	0,09	0,07	0,05	0,06	0,10
Enge Freunde	0,09	0,07	0,05	0,06	0,09	0,07	0,05	0,07
Erwerbstätigkeit ^b	-0,11	-0,07	-0,18	0,25	-0,14 [†]	-0,09	-0,25	0,26
Kind(er) im Haushalt ^b	-0,05	-0,16	-0,47	0,32	-0,08	-0,14	-0,45	0,33
Stress im Alltag ^c	-0,04	-0,07	-0,19	0,21	-0,06	-0,06	-0,16	0,22
„Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, .. zu helfen“ ^d	0,26***	0,18*	0,16	0,07	0,27***	0,19*	0,16	0,07
„Wenn andere Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen“ ^d	0,24***	0,09	0,08	0,07	0,25***	0,10	0,08	0,07
emot. Bindung an Wohngruppe ^e	0,43***	0,37***	0,33	0,08	0,42***	0,36***	0,34	0,08
Eintritt in die Gruppe ^f	0,16*	0,07	0,19	0,21	0,16*	0,06	0,14	0,22
Geschlecht (m=1, w=0)	0,06	0,11	0,32	0,23	0,09	0,13	0,37	0,24
50 - 64 Jahre (Ref.: 18-49 J.)	0,00	-0,12	-0,33	0,27	0,03	-0,10	-0,29	0,30
ab 65 Jahre (Ref.: 18-49 J.)	0,12	-0,19	-0,53	0,36	0,14 [†]	-0,20	-0,54	0,38
Wohnprojekt 2 (Ref. WP 1)		0,06	0,23	0,31		0,06	0,22	0,32
Wohnprojekt 3 (Ref. WP 1)		0,12	0,41	0,29		0,13	0,42	0,29
Wohnprojekt 4 (Ref. WP 1)		0,09	0,33	0,32		0,09	0,32	0,32
Wohnprojekt 5 (Ref. WP 1)		-0,06	-0,27	0,34		-0,06	-0,26	0,35
Wohnprojekt 7 (Ref. WP 1)		0,23**	1,20	0,46				
r ²			0,30***				0,30***	
r ² korrigiert			0,21***				0,20***	
n	171-179		165		159-167		153	

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

S.E.=Standardfehler

a Jung-Alt-Projekte und Familienprojekt (ohne 50+-Projekt)

b ja=1; nein=0; c gering/mittel=0, hoch=1; d Skala von 1 bis 6; e Skala von 1 bis 5

f erste Interessentengruppe/Planungsphase = 1; Bauphase/Fertigstellung = 0

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Nun folgen *multivariate Regressionen* (Tab. 28): Es wurden zwei Modelle geschätzt: ein Modell für die Gesamtstichprobe (M1) und eines für die fünf Jung-Alt-Projekte (M2). Hier fehlt folglich das Familienprojekt (WP 7). Für die fünf Mehrgenerationenwohnprojekte wurden gesonderte Analysen erstellt, da vor allem aufgrund des Verfahrens der Stichprobenziehung nur für diese Stichprobe von repräsentativen Ergebnissen ausgegangen werden kann.

Vor der Darstellung der Resultate wird zunächst die Regressionsdiagnostik für die zwei geschätzten Modelle dargelegt, um zu klären, ob die Voraussetzungen für die Anwendung linearer Regressionen erfüllt sind. Wie bei den Analysen zum Freundschafts-Netzwerk (Kap. 9.1) basieren die erfolgten Tests vor allem auf den Ausführungen von Fox (1991, 1997: 265ff.) und Diaz-Bone (2006b: 198ff.). Bei zwei unabhängigen Variablen war keine Linearität mit der abhängigen Variable vorhanden. Daher wurden diese beiden metrischen Variablen dichotomisiert („Stress im Alltag“) bzw. in zwei Dummy-Variablen zerlegt („Alter“). Referenzkategorie waren beim Alter die 18- bis 49-Jährigen; die erste Dummy-Variable repräsentiert die 50- bis 64-Jährigen, die zweite die Bewohner über 65 Jahre. Eine eventuelle Multikollinearität der unabhängigen Variablen und eine Autokorrelation der Residuen wurden geprüft und können für beide Modelle ausgeschlossen werden. Ob die standardisierten Residuen normalverteilt sind, wurde geprüft und kann für beide Modelle bestätigt werden. Ebenfalls geprüft wurde die Varianzhomogenität der Residuen. Die Varianzen der Vorhersagefehler waren bei kleineren Vorhersagewerten am geringsten. Folglich ist die Vorhersageleistung der Modelle bei mittleren und größeren Ausprägungen der abhängigen Variablen etwas schlechter als bei kleineren Ausprägungen der Variable. Dieser Trend zeigte sich vor allem bei Modell 2 (Jung-Alt-Projekte), wobei auch hier die empfohlenen Schwellenwerte nicht überschritten wurden.

Im Modell für die Gesamtstichprobe (M1) konnte ein korrigiertes r^2 von 0,21*** erreicht werden, für die Stichprobe der fünf Mehrgenerationenprojekte (M2) ein korrigiertes r^2 von 0,20***.

In beiden Modellen lässt sich kein Zusammenhang zwischen der Größe des externen sozialen Netzwerks und dem Ausmaß der Hilfeleistung nachweisen. Weder die Existenz eines Partners im Haushalt noch die Anzahl enger und nahe wohnender Familienangehöriger und enger Freunde haben einen Effekt auf die Kooperation der Bewohner. Somit kann die Ressourcen-Hypothese (SU5) nicht bestätigt werden.

Ein etwas diffizileres Bild ergibt sich bei der Restriktions-Hypothese (SU6). Die Erwerbstätigkeit hat nun – entgegen den bivariaten Befunden – in keinem der Modelle einen signifikanten Effekt auf die Kooperation. Auch die Einschätzung der Befragten, wie stark sie sich in ihrem Alltag beansprucht und gefordert fühlen, beeinflusst das Ausmaß der Kooperation nicht. Das

Zusammenleben mit Kind(ern) hat zwar ebenfalls keinen signifikanten Effekt. Tendenziell verweisen die Koeffizienten aber auf einen negativen Zusammenhang. Somit leisten Bewohner ohne Kinder im Haushalt zumindest tendenziell mehr soziale Unterstützung als Bewohner mit Kindern im Haushalt, was im Sinne der theoretischen Annahmen auf das geringere Zeitbudget der Eltern zurückzuführen ist. Zusammengenommen liefern die Ergebnisse keine Bestätigung der Restriktions-Hypothese, auch wenn die Effekte bei allen drei Variablen tendenziell in die richtige Richtung verweisen.

Von den zwei Einstellungsvariablen zur Solidarität der Befragten hat die Aussage ‚Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen‘ einen signifikant positiven Effekt auf die abhängige Variable (M1: $\beta=0,18^*$; M2: $\beta=0,19^*$). So leisten Bewohner mit einem starken Verpflichtungsgefühl gegenüber den anderen mehr Hilfe als Bewohner, bei denen diese Wertüberzeugung nicht so stark ausgeprägt ist. Dagegen weist die Aussage ‚Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen‘ zwar – wie in den bivariaten Resultaten – auf einen positiven Zusammenhang mit dem Ausmaß der Hilfeleistung hin, aber nicht mehr auf signifikantem Niveau. Dies lässt sich sicherlich mit dem Einbezug der Variable ‚emotionale Bindung an die Wohngruppe‘ erklären, die einerseits sehr stark mit der abhängigen Variable zusammenhängt (Tab. 28) und andererseits auch mit zuletzt genannter Solidaritätsnorm ($r_s=0,35^{***}$). Trotz dieser Konfundierung gilt die Solidaritäts-Hypothese (SU7) tendenziell als bestätigt.

Die Identifikation mit der Wohngruppe hat von allen untersuchten Variablen den mit Abstand stärksten Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung. Wie sehr sich Bewohner emotional mit ihrer Gruppe verbunden fühlen, erklärt in hohem Maße, wie viel sie andere Bewohner unterstützen. Dieses Ergebnis ist insofern bemerkenswert, da die affektive Bindung an die Wohngruppe insgesamt Unterstützungsleistungen für einzelne Bewohner zur Folge hat. Der Effekt zeigt sich für beide Modelle (M1: $\beta=0,37^{***}$; M2: $\beta=0,36^{***}$). Die Identifikations-Hypothese (SU8) kann anhand der bi- und multivariaten Analysen eindeutig bestätigt werden.

Der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe als Kontrollvariable hat nicht mehr wie im bivariaten Fall einen signifikant positiven Effekt auf das Ausmaß der Hilfeleistung. In den zwei multivariaten Modellen wird der Einfluss auch dieser Variable höchstwahrscheinlich durch den starken Effekt der Identifikation abgeschwächt. So ist der Zeitpunkt des Eintritts in die Gruppe stark positiv mit der Identifikation korreliert ($r_s=0,34^{***}$).

Männer leisten tendenziell mehr Hilfe als Frauen, wenngleich in beiden Modellen kein signifikanter Effekt besteht. Auch zwischen den drei Altersgruppen ergeben sich keine signifikanten Differenzen. Es zeigen sich lediglich Tendenzen, wonach die jüngeren Bewohner unter 50 Jahre etwas mehr

Hilfe leisten als die Bewohner über 50 Jahre und noch etwas mehr als die Bewohner über 65 Jahre. Im Gegensatz hierzu sah es bei den bivariaten Korrelationen danach aus, dass die Älteren mehr Hilfe leisten als die Jüngeren. In den multivariaten Modellen wurden nun aber mehrere Variablen einbezogen, die stark mit dem Alter der Befragten korreliert sind (Tab. 49 im Anhang), wodurch diese Verzerrung aufgedeckt werden konnte.

Zuletzt wird betrachtet, ob es Differenzen zwischen den Wohnprojekten gibt. Bei den fünf Mehrgenerationenprojekten lassen sich keine signifikanten Unterschiede nachweisen (Referenzprojekt: WP 1). Jedoch scheint das Gesamtmodell keine gute Erklärungsleistung für das Familienprojekt (WP 7) zu geben ($\beta=0,23^{**}$). Das Ausmaß sozialer Unterstützung liegt in Wohnprojekt 7 mit einem Mittelwert von 3,3 etwas über dem Durchschnitt aller Projekte von 3,0. Gleichzeitig kann dies mit den unabhängigen Variablen nicht ausreichend erklärt werden: So fällt die Identifikation im Familienprojekt mit einem Mittelwert von 4,0 unterdurchschnittlich aus. Auch die Zustimmung zu den zwei Solidaritäts-Aussagen erreicht nicht das Niveau der Jung-Alt-Projekte. Folglich können die Variablen, die die hauptsächliche Erklärungsleistung erbringen, nicht als Erklärungsfaktoren für das recht hohe Ausmaß der Hilfeleistung im Familienprojekt herangezogen werden. Vielmehr muss es andere Faktoren geben, die in diesem Projekt das Ausmaß der gegenseitigen Hilfe beeinflussen. Diesbezüglich sollte aber bedacht werden, dass die abhängige Variable keine objektive Messung der erbrachten Hilfe darstellt, sondern eine persönliche Einschätzung der Befragten, wie viel sie die anderen Bewohner aus ihrer Sicht unterstützen. Möglicherweise haben die Bewohner aus dem Familienprojekt mehrheitlich ein anderes Anspruchslevel an das Ausmaß ihrer eigenen Hilfeleistung und das der anderen, da sie, wie zuvor auch schon gezeigt, in hohem Maße beruflich und familiär belastet sind. Dies würde für die Wirksamkeit der Restriktions-Hypothese sprechen, was aber nicht überprüft werden kann, weil es bei den Variablen ‚Erwerbstätigkeit‘, ‚Kind(er) im Haushalt‘ und ‚Stress im Alltag‘ kaum Varianz innerhalb des Wohnprojekts 7 gibt.

10.4 Exkurs: Identifikation als dritte Integrationsdimension

Das Konzept sozialer Integration bezieht sich in dieser Arbeit in erster Linie auf die Realisierung sozialer Beziehungen, d.h. auf die Handlungsebene. Wie in Abschnitt 4.1.1 erläutert wurde, beinhalten verschiedene Typologien von Dimensionen sozialer Integration jedoch einen weiteren Faktor, der Integration über die innere Einstellung des Individuums zu seinem Kollektiv abbildet. Dies geschieht meist durch eine moralisch-normative Akzeptanz der Werte und Ziele des Kollektivs und eine affektive Bindung an die Gruppe (u.a. Baum 1975; Eisner 2000; Esser 2000a; Landecker 1951; Münch 1997). Essers Konzept der Identifikation wird in diesem Zusammenhang der Vorzug gegeben, da die Dimensionen der übrigen Autoren lediglich den kognitiven Aspekt der Übereinstimmung kultureller Standards betonen: Er definiert Identifikation als „besondere Einstellung eines Akteurs, in der er sich und das soziale Gebilde als eine Einheit sieht und mit ihm ‚identisch‘ wird. Es ist eine gedankliche und emotionale Beziehung zwischen dem einzelnen Akteur und dem sozialen System“ (Esser 2000a: 274f.).

Die Identifikation mit der Wohngruppe wurde in Anlehnung an Essers Dimension operationalisiert über die Frage: „Wie eng fühlen Sie sich mit Ihrer Wohngruppe als Ganzes verbunden auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng verbunden‘ bis 7 ‚sehr eng verbunden‘?“. Da hierüber der affektive Aspekt der Integration abgebildet wird, werden die Begriffe ‚Identifikation‘ und ‚emotionale Bindung an die Gruppe‘ synonym verwendet.

Über alle sieben Wohnprojekte erreicht die emotionale Verbundenheit mit der eigenen Wohngruppe im Mittel einen Wert von 4,7. Die Variable ist linksschief verteilt (Abb. 7 in Kap. 10.3.2). So bewerten 28 Prozent der Befragten ihre Bindung an die Gruppe als sehr hoch (Werte 6 oder 7). Weitere 32 Prozent geben mit einer Wertung von ‚5‘ ein ebenfalls positives Urteil zur Bindung an ihre Gruppe ab. Lediglich 11 Prozent der Befragten empfinden ihre emotionale Verbundenheit mit ihrer Wohngruppe als nicht oder überhaupt nicht eng (Werte 2 oder 1).

Die folgenden Analysen basieren auf dem Gesamtdatensatz (n=216). Geprüft wird, ob die Verbundenheit mit der Wohngruppe mit sozio-demografischen Merkmalen der Befragten oder mit Aktivitäten und Kontakten innerhalb der Wohngruppe zusammenhängt. Die Auswahl der Variablen erfolgt explorativ, da für diese Integrationsdimension kein theoretisches Modell entwickelt wurde, aus dem Hypothesen abgeleitet werden konnten.

Für die ausgewählten Variablen wurden jeweils bivariate Rang-Korrelationen sowie partielle Korrelationen gerechnet (Tab. 29-30), letztere jeweils unter Kontrolle der in Tabelle 29 aufgeführten sozio-demografischen

Merkmale. Hinsichtlich des untersuchten Zusammenhangs zwischen der Identifikation und Aktivitäten und Beziehungen der Bewohner in ihrer Wohngruppe lässt sich kein eindeutiger Kausalzusammenhang herstellen. So kann etwa die Frage nicht beantwortet werden, ob eine regelmäßige Teilnahme an Gruppenaktivitäten eine hohe emotionale Bindung an die Wohngruppe bedingt oder ob eine bereits existierende hohe Verbundenheit die Bewohner erst zu diesen Aktivitäten motiviert.

Leicht positiv korreliert ist die Identifikation mit dem Alter der Befragten ($r_{xyz}=0,14^{\dagger}$). So fühlen sich die 18- bis 49-Jährigen weniger eng mit ihrer Wohngruppe verbunden (MW: 4,2) als die älteren Befragten. Unter diesen weisen die 65- bis 79-Jährigen mit einem Mittelwert von 5,0 die höchste Verbundenheit auf. Diese Altersgruppe weicht auf dem 1-Prozent-Niveau von den jungen Befragten (18-49 Jahre) ab. Bei den 50- bis 64-jährigen und über 80-jährigen Befragten liegt die Identifikation im Mittel bei 4,8. Keinen signifikanten Effekt auf die Identifikation haben Geschlecht, Schulbildung und Erwerbsstatus der Befragten. Auch die Zusammensetzung des Haushalts hat keinen Effekt auf die emotionale Bindung an die Wohngruppe, d.h. das Zusammenleben mit Partner und/oder Kind(ern). Eine Erklärung, warum die jüngeren Befragten sich weniger mit der Wohngruppe verbunden fühlen als die älteren Befragten, könnte darin liegen, dass die Jüngeren stärker in andere Lebensbereiche involviert sind und somit weniger (zeitliche) Ressourcen für die Wohngruppe verfügbar haben.

Tab. 29: Bivariate Rang-Korrelationen und partielle Korrelationen der Identifikation mit sozio-demografischen Merkmalen

	Bivariate Korrelation	N	Partielle Korrelation ^a	N
	r_s		r_{xyz}	
Alter	0,17*	214	0,14 [†]	204
Geschlecht (1=m, 0=w)	0,03	216	0,04	204
Schulbildung (1=hoch, 0=niedrig/mittel)	-0,04	213	-0,02	204
Erwerbstätigkeit (1=ja, 0=nein)	-0,08	213	0,03	204
Vollzeit erwerbstätig (1=ja, 0=nein)	-0,11	211	-0,06	204
Kind(er) im Haushalt (1=ja, 0=nein)	-0,06	216	-0,02	204
Partner im Haushalt (1=ja, 0=nein)	-0,03	216	0,07	204
Eintritt in die Gruppe ^b	0,38***	210	0,37***	204

*** $p \leq 0,001$; * $p \leq 0,05$; [†] $p \leq 0,10$

a jeweils unter Kontrolle der übrigen Variablen

b 1=erste Interessentengruppe/Planungsphase; 0=Bauphase/Einzug

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Einen starken Effekt auf die Identifikation mit der Wohngruppe hat der Zeitpunkt, zu dem die Befragten zu ihrer Gruppe hinzukamen: Befragte, die Mitglied der ersten Interessentengruppe waren oder während der weiteren Planungsphase hinzukamen, fühlen sich deutlich mehr mit ihrer Gruppe verbunden (MW: je 5,3) als Befragte, die in der Bauphase (MW: 4,3) oder erst kurz vor bzw. nach der Fertigstellung des Projekts hinzukamen (MW: 4,1) ($r_{xyz}=0,37^{***}$). Dies könnte möglicherweise damit zusammenhängen, dass Bewohner, die aktiv an der konkreten Gestaltung und Konzeption ihres Wohnprojekts mitgewirkt haben, mehr ihre eigenen Ideen und Wünsche einbringen konnten.

Die Identifikation der Bewohner ist positiv mit nahezu allen abgefragten Aktivitäten und Beziehungen im Wohnprojekt korreliert (Tab. 30).

Tab. 30: Bivariate Rang-Korrelationen und partielle Korrelationen der Identifikation mit Aktivitäten und sozialen Beziehungen im Wohnprojekt

	Bivariate Korrelation	N	Partielle Korrelation ^a	N
	r_s		r_{yz}	
Amt für Wohngruppe übernommen (1=ja, 0=nein)	0,35***	205	0,23**	196
Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe ^b	0,29***	207	0,13 [†]	188
Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe ^b	0,24***	205	0,21**	195
Aktiv in Freizeitgruppe (1=ja, 0=nein)	0,25***	201	0,24***	192
enge/r Freund/in im Wohnprojekt ^c (1=ja, 0=nein)	0,34***	205	0,30***	194
Anzahl reziproker Freundschaften ^d	0,44***	135	0,39***	131
geleistete emotionale Unterstützung ^e	0,27***	168	0,22**	160
erhaltene emotionale Unterstützung ^e	0,08	168	0,05	160
geleistete instrumentelle Unterstützung ^e	0,30***	168	0,25**	160
erhaltene instrumentelle Unterstützung ^e	0,15 [†]	168	0,13	160
geleistete soziale Unterstützung (persönl. Urteil) ^f	0,45***	209	0,39***	199

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; [†] $p \leq 0,10$

a jeweils unter Kontrolle der sozio-demografischen Merkmale (aus Tab. 29)

b 1=meistens/immer; 0=nie/selten

c ‚Gibt es in Ihrer Wohngruppe eine oder mehrere Personen, die Sie als engen Freund / enge Freundin bezeichnen würden?‘

d Min: 0, Max: 17 Freundschaften (abhängige Variable aus Kap. 9.1)
nur für die Wohnprojekte 1, 2, 4 und 5 berechnet.

e Anzahl der Interaktionspartner (abhängige Variablen aus Kap. 10.2)

f ‚Alles in allem: Wie viel helfen Sie nach Ihrer persönlichen Einschätzung den anderen Bewohnern aus Ihrer Gruppe?‘, Skala von 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘ (abhängige Variable aus Kap. 10.3)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Von den zwei formellen Aktivitäten ist die Übernahme eines Amtes für die Wohngruppe recht stark mit der Identifikation korreliert ($r_{xyz}=0,23^{**}$). So fühlen sich Befragte, die ein Amt innerhalb ihrer Wohngruppe übernommen haben, stärker mit ihrer Gruppe verbunden (MW: 5,2) als Befragte, die kein Amt übernommen haben (MW: 4,2). Ein schwach positiver Zusammenhang besteht zwischen der Identifikation und einer regelmäßigen Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe ($r_{xyz}=0,13^+$).

Positiv hängt die Identifikation auch mit informellen geselligen Aktivitäten im Wohnprojekt zusammen: So sind die Teilnahme an regelmäßigen geselligen Treffen der Gruppe ($r_{xyz}=0,21^{**}$) sowie die Zugehörigkeit zu einer Freizeitgruppe ($r_{xyz}=0,24^{***}$) positiv mit der emotionalen Bindung an die Wohngruppe korreliert.

Noch stärker fällt der Zusammenhang mit der Existenz von Freundschaften im Wohnprojekt aus: So fühlen sich Bewohner umso stärker mit ihrer Gruppe verbunden, je mehr Freunde sie in ihrer Gruppe gefunden haben ($r_{xyz}=0,39^{***}$). Bewohner ohne Freunde in ihrem Projekt fühlen sich deutlich weniger mit ihrer Gruppe verbunden (MW: 3,8) als Bewohner mit ein bis zwei Freunden (MW: 4,6). Noch stärker ist die Identifikation der Bewohner mit drei bis fünf Freunden (MW: 5,1) und der Bewohner mit mehr als sechs Freunden (MW: 5,6). Die Unterschiede zwischen den Befragten ohne Freunde und den Befragten mit Freunden sind auf Fünf-Prozent- bzw. 0,1-Prozent-Niveau signifikant. Da die Anzahl reziproker Freundschaften nicht für alle Wohnprojekte vorliegt, wurde ebenfalls untersucht, inwieweit die Identifikation mit der einseitigen Nennung des Vorhandenseins eines oder mehrerer enger Freunde korreliert ist: Auch hier zeigt sich ein stark positiver Zusammenhang ($r_{xyz}=0,30^{***}$).

Etwas differenzierter ist das Bild bei sozialer Unterstützung. Das von den Bewohnern berichtete eigene Ausmaß geleisteter Hilfe für andere Bewohner ist stark positiv mit der Identifikation korreliert ($r_{xyz}=0,39^{***}$). Befragte, die wenig Hilfe leisten, fühlen sich weniger emotional mit ihrer Gruppe verbunden (MW: 4,1) als Befragte, die mittelviel (MW: 4,8) oder viel Hilfe leisten (MW: 5,7). Die Unterschiede zwischen diesen drei Gruppen sind auf 1-Prozent- bzw. 0,1-Prozent-Niveau signifikant. Dieser Befund überrascht insofern nicht, da in den Analysen zu den Bedingungen sozialer Unterstützung die Identifikation als eine der unabhängigen Variablen den stärksten Einfluss auf das Ausmaß der erbrachten Hilfeleistungen hatte (Kap. 10.3).

Die vier abhängigen Variablen für soziale Integration beim Unterstützungs-Netzwerk hängen unterschiedlich stark mit der Identifikation zusammen. Keine signifikanten Differenzen gibt es zwischen Bewohnern, die von vielen Bewohnern Unterstützung erhalten, und Bewohnern, die keine oder wenig Unterstützung erhalten. Dies gilt für emotionale wie auch für instru-

mentelle Hilfeleistungen. Bewohner, die vielen aus ihrer Gruppe geholfen haben, fühlen sich stärker mit ihrer Wohngruppe verbunden als Bewohner, die keinen oder wenigen anderen Bewohnern geholfen haben (emotionale U.: $r_{xyz}=0,22^{**}$; instrumentelle U.: $r_{xyz}=0,25^{**}$). Dieses Resultat korrespondiert mit den Befunden zum berichteten Ausmaß geleisteter Hilfe: Die Erbringung sozialer Unterstützung in den Wohnprojekten scheint einher zu gehen mit einer hohen emotionalen Verbundenheit mit der Wohngruppe als Ganzes.

Zusammenfassung

Die emotionale Verbundenheit mit der Wohngruppe hängt am stärksten mit dem Eintrittszeitpunkt in die Gruppe, der Existenz von Freundschaften und der Erbringung sozialer Unterstützung zusammen: Insbesondere diejenigen Bewohner sind stark mit ihrer Gruppe identifiziert, die in frühen Planungsphasen zu ihrer Gruppe kamen, viele Freunde in ihrer Wohngruppe gefunden haben und viel soziale Unterstützung leisten. Auch die Involvierung in informelle gesellige sowie formelle Aktivitäten der Wohngruppe ist positiv mit der Identifikation korreliert.

11 Fazit

Diese Arbeit untersucht die soziale Integration der Bewohner in ihre Gruppe in gemeinschaftlichen Wohnprojekten, zum einen den Grad der Einbindung verschiedener Bewohnergruppen und zum anderen die Mechanismen, über die dies erzeugt wird. Zur Untersuchung der sozialen Integration der Bewohner wurden aus Typologien von Integrationsdimensionen zwei Dimensionen herausgearbeitet, die beide auf der Handlungsebene angesiedelt sind: die Existenz von Freundschaften und der Austausch sozialer Unterstützung.

Die Analysen basieren auf einer schriftlichen Befragung, die in sieben gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen durchgeführt wurde. Realisiert wurde ein Stichprobenumfang von 220 Bewohnern. Bei den sieben Projekten handelt es sich um fünf Jung-Alt-Projekte, ein 50+-Projekt sowie ein Projekt für Haushalte mit Kindern. Der Großteil der Analysen basiert auf einer Stichprobe von 171 Bewohnern aus fünf Mehrgenerationenprojekten.

In Abschnitt 11.1 werden die empirischen Befunde zusammengefasst und anschließend diskutiert.⁶⁷ Dabei werden in den Abschnitten 11.1.1 und 11.1.2 die Fragestellungen und Hypothesen zu Freundschaften (Kap. 5.3) und sozialer Unterstützung (Kap. 6.3) den empirischen Ergebnissen gegenübergestellt, um zu prüfen, welche Hypothesen sich bestätigen. In diesem Rahmen werden auch theoretische Implikationen zu den zugrunde gelegten Theoriemodellen erörtert. Des Weiteren werden Diskussionspunkte, die hauptsächlich den gerade berichteten Befund betreffen, direkt im Anschluss diskutiert. Viele Aspekte werden jedoch in einen breiteren Zusammenhang gestellt und daher bei den gesellschaftlichen und sozialpolitischen Implikationen diskutiert (Kap. 11.1.4). Die zunächst separat berichteten Ergebnisse zu den Freundschafts- und Unterstützungs-Netzwerken werden in Abschnitt 11.1.3 zusammengeführt. Zuletzt werden die Grenzen dieser Arbeit und der weitere Forschungsbedarf zum Gemeinschaftsleben in Wohnprojekten aufgezeigt (Kap. 11.2).

67 Einige Diskussionspunkte in diesem Kapitel wurden bereits in Gierse/Wagner (2012) behandelt. Dies trifft auf Aspekte zu, die für die dort untersuchten Themen und gleichzeitig auch die Analysen in dieser Arbeit relevant sind.

11.1 Zusammenfassung und Diskussion

11.1.1 Freundschaften

Die Frage, ob sich emotional nahe, freundschaftliche Beziehungen in Wohnprojekten bilden, kann anhand der Antworten eindeutig bejaht werden. Über alle sieben Wohnprojekte sind 93 Prozent der Bewohner der Meinung, dass es prinzipiell möglich ist, in ihrem Wohnprojekt ‚enge Freunde‘ zu finden. Der weitergehenden Frage, ob sie tatsächlich in ihrem Projekt einen oder mehrere enge Freunde gefunden haben, stimmen 52 Prozent der befragten Bewohner zu. Dieser Wert scheint beachtlich, vor allem da in den bisherigen wenigen Studien zu Freundschaften in Wohnprojekten von nur wenigen Freundschaften zwischen Bewohnern berichtet wird (Kap. 3.2.1).

Für die weiteren Analysen zu den zwei Forschungsfragen F1 (Differenzen im Integrationsgrad) und F2 (Bedingungen der Freundschaftswahl) wurde auf eine alternative Operationalisierung von Freundschaft zurückgegriffen: Eine Beziehung gilt als Freundschaft, wenn sie von beiden Akteuren mit dem Wert 6 oder 7 bewertet wurde. Zugrunde gelegt wurde die Frage, wie eng sich die Bewohner auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘ miteinander verbunden fühlen. Für die zweite Forschungsfrage F2 wurden auch einseitige Freundschaftswahlen in die Analysen einbezogen.

Kap. 9.1 Differenzen im Integrationsgrad

Als erste Forschungsfrage (F1) wird die Frage untersucht, wie stark die Bewohner über Freundschaften in ihre Gruppe integriert sind. Diesen Analysen liegt ein Stichprobenumfang von 136 Befragten aus vier Wohnprojekten zugrunde. Als Indikator für das Ausmaß sozialer Integration gilt hier die Anzahl beidseitig bestätigter Freundschaften. 32 Prozent der Befragten haben keinen engen Freund in ihrem Wohnprojekt. 45 Prozent weisen eine bis drei reziproke Freundschaften auf. Die übrigen 23 Prozent haben zwischen 4 und 17 Freunde (MW: 2,4).

Die Frage nach dem Ausmaß sozialer Integration über Freundschaften wurde anhand von drei Hypothesen untersucht. Nach der Gelegenheits-Hypothese wird angenommen, dass Bewohner mit mehr Gelegenheiten mehr Freundschaften aufweisen als Bewohner mit weniger Gelegenheiten. Hierzu wurden zwei Teilhypothesen formuliert: Hinsichtlich des Zeitaspekts der Gelegenheitsstruktur wird unterstellt, dass Bewohner, die frühzeitig in der Entwicklungsphase zur Wohngruppe hinzukamen, mehr Freunde haben als Bewohner, die zu einem späteren Zeitpunkt zur Gruppe hinzukamen (F1a). Darüber hinaus wird vermutet, dass Bewohner, die regelmäßig an Aktivitäten ihrer Gruppe teilnehmen, mehr Freunde haben als Bewohner, die nicht re-

gelmäßig an Gruppenaktivitäten teilnehmen (F1b). Demgegenüber unterstellt die Homogenitäts-Hypothese (F1c), dass diejenigen Bewohner mehr Freunde haben, für die mehr ähnliche Bewohner als potentielle Freunde in der Wohngruppe zur Verfügung stehen.

Tabelle 31 gibt einen Überblick über die auf Grundlage der Hypothesen erwarteten Effekte sowie die bi- und multivariaten Ergebnisse. Der Eintrittszeitpunkt der Bewohner in ihre Gruppe zur Prüfung des *Zeitaspekts der Gelegenheitsstruktur* hat einen klaren positiven Effekt: Bewohner, die zur ersten Interessentengruppe gehörten oder in der weiteren Planungsphase zur Gruppe hinzukamen, weisen signifikant mehr Freundschaften auf als Bewohner, die in der Bauphase oder kurz vor oder nach Fertigstellung des Projekts zur Gruppe hinzukamen. Folglich kann Hypothese F1a bestätigt werden. Gemeinsame Planungstreffen in der Realisierungsphase der Wohnprojekte können die informelle Interaktion zwischen den zukünftigen Bewohnern befördert haben. So wird nach Feld (1981: 1018) das tatsächliche Ausmaß der Interaktion u.a. durch die Restriktivität des Fokus bestimmt, d.h. die Zeit und Energie, die die Mitglieder für gemeinsame Treffen aufwenden müssen. In diesem Kontext werden die Gruppentreffen in der Planungsphase als zwingender für die Individuen angesehen im Vergleich zu informellen Gruppentreffen in der Wohnphase.

Tab. 31: Soziale Integration über Freundschaften – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten

Hypothesen - Prädiktoren	erwartet	bivariat	multivariat	Hypothese ...
<i>Gelegenheitsstruktur - Zeit (F1a)</i>				
Eintritt in die Gruppe	+	+	+	✓
<i>Gelegenheitsstruktur - Aktivitäten (F1b)</i>				
Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe	+	+		
Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe	+	+	+	✓
Aktiv in Freizeitgruppe	+	+	+	✓
<i>Homogenität (F1c)</i>				
Geschlecht	-	-	-	✓
Schulbildung	+			
Erwerbstätigkeit	+		+	(✓)

+ positiver Effekt; - negativer Effekt
in Klammern: signifikanter, aber schwacher Effekt;
nicht ausgefüllt: kein Effekt
Quelle: Eigene Darstellung.

Zur unterschiedlichen Gelegenheitsstruktur der Bewohner zählt auch die *Teilnahme an Aktivitäten der Wohngruppe*. Hierzu wurden drei Aktivitäten herangezogen: die Teilnahme an Planungstreffen und an geselligen Treffen sowie die Aktivität in einer oder mehreren Freizeitgruppen. Von diesen Variablen haben die Aktivität in (einer) Freizeitgruppe(n) sowie die regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen bivariat und multivariat signifikant positive Effekte auf die Anzahl existierender Freundschaften: So haben Bewohner, die in einer oder mehreren Freizeitgruppen aktiv sind und/oder regelmäßig an Geselligkeiten ihrer Gruppe teilnehmen, mehr Freunde als Bewohner, die in keiner Freizeitgruppe aktiv sind und/oder die selten oder nie bei geselligen Treffen dabei sind. Nicht relevant für die Anzahl von Freundschaften ist die Teilnahme an den Planungstreffen der Gruppe. Daher lässt sich die Hypothese F1b im Hinblick auf die drei untersuchten Variablen teilweise bestätigen. Dass die zwei geselligen Aktivitäten wichtiger für die Entstehung von Freundschaften sind, scheint überzeugend, da bei diesen Treffen der gesellige Austausch im Mittelpunkt steht, während Planungstreffen primär der Absprache formeller Angelegenheiten dienen. Besonderheit der Freizeitgruppen ist überdies, dass hier Bewohner regelmäßig in einem Fokus interagieren, die sich zumindest in einem Merkmal ähnlich sind. Sie treffen sich etwa zum Joggen, Yoga oder Singen. Zudem ist den Teilnehmern die Gemeinsamkeit bekannt, was nach Lazarsfeld und Merton (1954) keine Selbstverständlichkeit darstellt. Die Autoren haben in ihrer Studie jedoch Ähnlichkeit in Werten und nicht in Freizeitinteressen untersucht. Nach Feld (1982: 798) treffen in Foki stets ähnliche Akteure aufeinander. Unterstellt wird aber, dass es Differenzen zwischen verschiedenen Foki gibt hinsichtlich der Ähnlichkeit seiner Mitglieder.

Die *Homogenitäts-Hypothese* wurde mittels drei sozio-demografischer Merkmale getestet: Geschlecht, Schulbildung und Erwerbstätigkeit. Bivariat und auch multivariat sprechen die Befunde für Geschlechtshomophilie in den Freundschaften der Bewohner: So haben Frauen mehr Freunde als Männer. Dies kann sich darüber erklären, dass Frauen durchgängig in allen Wohnprojekten stärker vertreten sind als Männer, weshalb sie ein höheres Beziehungspotential für (geschlechts)homogene Freundschaften aufweisen. Dieser Befund ist insofern interessant, da Geschlechtshomophilie in Freundschaften vielfach empirisch belegt ist (Kap. 5.1). Zwar nicht bivariat, aber multivariat findet sich eine Bestätigung der Homogenitäts-Hypothese hinsichtlich der Erwerbstätigkeit der Befragten: So haben Erwerbstätige mehr Freunde als Nichterwerbstätige, was im Sinne des Homophilieprinzips erklärt wird über den höheren Anteil von Erwerbstätigen in den untersuchten Wohnprojekten. Weder bivariat noch multivariat lassen sich Belege für Bildungshomophilie der Freundschaften finden.

Von den Kontrollvariablen Alter, Zusammenleben mit Kindern und Existenz eines Lebenspartners hat nur das Alter Einfluss auf die Anzahl von Freunden: So haben ältere Bewohner signifikant mehr Freunde als jüngere Bewohner. Die relativ gleichmäßige Altersverteilung bietet keinen Hinweis darauf, dass dies auf Homophilie zurückführbar ist. Aus der Freundschaftsforschung ist bekannt, dass ältere Menschen mehr Kontakte im direkten Wohnumfeld pflegen als andere Bevölkerungsgruppen, vor allem da andere Kontexte für Sozialkontakte wegfallen und die Mobilität aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen sinkt (Kap. 2.3.3.2). Zudem wurde mehrfach empirisch belegt, dass Zeit eine bedeutsame Restriktion für den Aufbau von Freundschaften ist, d.h. die verfügbare Zeit eines Individuums beeinflusst die Anzahl seiner engen Kontakte (Binder et al. 2012: 207).

Die Befunde zur ersten Forschungsfrage nach dem Integrationsgrad der Bewohner geben keine klare Richtung, ob sozialstrukturelle oder eher sozialpsychologische Theorien die Freundschaftsformation besser erklären. Vielmehr finden sich für beide Aspekte, die folgerichtig in den zweistufigen Theorien zusammengeführt werden, empirische Belege. Dennoch sprechen die Ergebnisse dafür, dass zumindest für die Anzahl vorhandener Freunde die Gelegenheitsstruktur eine größere Bedeutung hat als sozialpsychologische Prozesse.

Kap. 9.2 Bedingungen der Freundschaftswahl

Letzteres wird adäquater mit der zweiten Forschungsfrage (F2) geprüft, wer mit wem befreundet ist. Diese Analysen erfolgen nicht auf Individual- sondern auf Dyadenebene. Der Stichprobenumfang beträgt 5302 Dyaden. Der Anteil reziproker Freundschaften an allen Dyaden liegt in den vier Wohnprojekten zwischen 4 und 11 Prozent. Zusammen mit den nicht reziproken Freundschaften beträgt der Anteil der freundschaftlichen Dyaden zwischen 12 und 25 Prozent. Die Analysen erfolgen zunächst getrennt für die vier Wohnprojekte und werden danach in Meta-Analysen zusammengezogen.

Die Frage nach den Bedingungen der Freundschaftswahlen wurde anhand von drei Hypothesen untersucht. Nach der Gelegenheits-Hypothese wird unterstellt, dass Bewohner, die häufig Gelegenheit haben aufeinander zu treffen, eher befreundet sind als Bewohner, die weniger Gelegenheit haben sich zu treffen. Hierzu wurden zwei Teilhypothesen formuliert: Es wird vermutet, dass Bewohner, deren Wohnungen nahe beieinander liegen, eher befreundet sind als Bewohner, deren Wohnungen weiter entfernt sind (F2a). Überdies wird angenommen, dass Bewohner, die beide regelmäßig an Aktivitäten ihrer Wohngruppe teilnehmen, eher befreundet sind als Bewohner, von denen mindestens einer nicht regelmäßig an solchen Gruppenaktivitäten teilnehmen (F2b). Die Homogenitäts-Hypothese (F2c) unterstellt, dass Bewohner eher miteinander befreundet sind, wenn sie sich ähnlich sind.

Tabelle 32 gibt einen Überblick über die auf Grundlage dieser Hypothesen erwarteten Effekte sowie die bivariaten und multivariaten Ergebnisse.

Tab. 32: Bedingungen der Freundschaftswahl – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten

Hypothesen - Prädiktoren	erwartet	bivariat	multivariat	Hypothese ...
<i>Gelegenheitsstruktur - Räumliche Nähe (F2a)</i>				
direkte Nachbarschaft ^a	+	(+)		
auf gleicher Etage wohnend	+	+	+	✓
<i>Gelegenheitsstruktur - Aktivitäten (F2b)</i>				
Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe	+	(+)	+–	
Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe	+	+	+	✓
<i>Homogenität (F2c)</i>				
Alter	-	(-)	+–	
Geschlecht	+	+	+	✓
Kind(er) im Haushalt	+	(+)	+	✓
Erwerbsstatus	+	+–		
Schulbildung	+	(+)	+–	

a nur bivariat untersucht

✓ bestätigt

+ positiver Effekt; - negativer Effekt; +– ambivalentes Ergebnis

in Klammern: signifikanter, aber schwacher Effekt; nicht ausgefüllt: kein Effekt

Quelle: Eigene Darstellung.

Zur Prüfung des Einflusses der *räumlichen Nähe* auf die Freundschaftswahl, wurde die Distanz der Wohnungen über zwei Abstufungen gemessen: zum ersten die direkte Nachbarschaft, zum zweiten das Wohnen auf der gleichen Etage. Das Wohnen auf der gleichen Etage hat einen klaren positiven Effekt auf die Freundschaftswahl, sowohl bivariat als auch multivariat. So sind Bewohner, die auf der gleichen Etage wohnen, signifikant häufiger miteinander befreundet als Bewohner, die nicht auf der gleichen Etage wohnen. Weniger eindeutig sind die Befunde für die direkte Nachbarschaft, die nur bivariat untersucht wurde. Im größten der vier Wohnprojekte sind direkte Nachbarn signifikant häufiger miteinander befreundet als nicht direkte Nachbarn. In den übrigen drei kleineren Wohnprojekten zeigt sich dieser Effekt nicht. Dies könnte aber damit zusammenhängen, dass nur ein geringer Anteil von zwei bis acht Prozent der Dyaden direkte Nachbarschaften sind und daher eine Freundschaft unter direkten Nachbarn eher unwahrscheinlich ist, vor allem in kleineren Stichproben. Hypothese F2a lässt sich auf Grundlage dieser Befunde teilweise bestätigen. Der Einfluss der räumlichen Nähe auf die Entstehung von Freundschaften wurde empirisch vielfach nachgewiesen

(Kap. 5.2.1). In den Freundschaftstheorien nennt vor allem Verbrugge (1977), am Rande aber auch Lazarsfeld und Merton (1954) sowie Homans (1974) die räumliche Nähe der Interagierenden als wichtigen Faktor.

Zur Untersuchung der zweiten Teilhypothese zur Gelegenheitsstruktur wurden zwei Aktivitäten herangezogen: die *Teilnahme an Planungstreffen und an geselligen Treffen der Gruppe*. Hinsichtlich der Teilnahme an geselligen Treffen kann die Hypothese klar bestätigt werden: Bivariat und multivariat wurde nachgewiesen, dass Bewohner, die beide regelmäßig (immer/meistens) an geselligen Treffen ihrer Gruppe teilnehmen, signifikant häufiger miteinander befreundet sind als Bewohner, von denen einer oder beide nicht regelmäßig (selten/nie) teilnehmen. Ambivalent sind die Ergebnisse für die Teilnahme an Planungstreffen: Bivariat zeigt sich in zwei Wohnprojekten ein signifikant positiver Zusammenhang. Multivariat hängt die gemeinsame regelmäßige Teilnahme an Planungstreffen nur im größten der vier Wohnprojekte signifikant positiv mit dem Bestehen einer Freundschaft zusammen. In zwei weiteren Projekten ist der Zusammenhang ebenfalls positiv, wenn auch nicht signifikant. Diese Resultate sprechen für eine zumindest teilweise Bestätigung von Hypothese F2b.

Die *Homogenitäts-Hypothese* F2c bestätigt sich bivariat und multivariat für die Merkmale Geschlecht und Zusammenleben mit Kind(ern): So sind Bewohner, die sich bei diesen Merkmalen ähnlich sind, signifikant häufiger miteinander befreundet als Bewohner, die sich bei diesen Merkmalen unähnlich sind. Ambivalent sind die Ergebnisse zum Alter und Bildungslevel der Befragten. Altershomophilie wurde in drei der vier Wohnprojekte nachgewiesen. In einem Projekt gibt es jedoch signifikant mehr altersheterogene als altershomogene Freundschaften. Daher ergibt die Meta-Analyse hier kein konsistentes Bild. Bildungshomogenität zeigt sich multivariat nur in den Freundschaften eines Wohnprojekts. Homogenität im Erwerbsstatus konnte multivariat in keinem der vier Projekte belegt werden. In zwei Wohnprojekten gibt es sogar mehr heterogene als homogene Freundschaften bei diesem Merkmal. Mit den berichteten Befunden lässt sich Hypothese F2c zumindest für die Merkmale Geschlecht und Zusammenleben mit Kind(ern) bestätigen.

Die dargelegten empirischen Ergebnisse zur zweiten Forschungsfrage geben eine Bestätigung sowohl für den Einfluss der Gelegenheitsstruktur, abgebildet über die räumliche Nähe und gemeinsame Aktivitäten, wie auch für den Einfluss von Attraktivität über Ähnlichkeiten auf die Freundschaftswahl. So sind einerseits Bewohner häufiger miteinander befreundet, die mehr Gelegenheit zur Interaktion und damit zum Aufbau von Freundschaften haben, und zweitens Bewohner, die sich bei bestimmten Merkmalen ähnlich sind. Eine klare Tendenz, welchem der zwei Aspekte größeres Gewicht zukommt, kann hier nicht festgestellt werden. So hängen in manchen Projekten

beide Faktoren mit dem Bestehen von Freundschaften zusammen. In anderen Projekten ist nur einer der zwei Faktoren bedeutsam. Diese teils uneinheitlichen Ergebnisse zeigen auch: Welche Bedeutung die Gelegenheitsstruktur in Gestalt von räumlichen Gegebenheiten und Aktivitäten der Wohngruppe hat, ist von vielen Faktoren der Projekte abhängig, deren komplexes Zusammenwirken hier nicht in Gänze aufgedeckt werden kann. So war das Wohnprojekt, in dem die räumliche Nähe der Wohnungen keinen Einfluss auf die Freundschaftswahl hatte, durch eine wenig dichte Bauweise der Wohnungen gekennzeichnet; d.h. direkte Nachbarschaft bzw. Wohnen auf der gleichen Etage bedeutet in diesem Projekt dennoch eine vergleichsweise hohe Distanz. Neben Dichte und Anordnung der Wohnungen werden als weitere mögliche relevante Faktoren auf Gruppenebene Anzahl und Häufigkeit von Gruppenaktivitäten auf formeller und informeller Ebene, Dauer des Bestehens des Projekts sowie Ablauf und Dauer der Entwicklungsphase des Projekts angeführt. Die Prozesse, die in den sozialpsychologischen Theorien zur Entstehung einer Freundschaft führen, lassen sich empirisch deutlich schwieriger abbilden. Die Ähnlichkeit der Akteure ist in dieser Arbeit eher ein Vehikel, um diese Prozesse aufzudecken. Interessanterweise findet sich in zwei der drei aufgeführten sozialpsychologischen Theorien ein Hinweis auf den Einfluss der Gelegenheitsstruktur: so weisen Lazarsfeld und Merton (1954) und Homans (1974) auf den Einfluss räumlicher Nähe der Interagierenden hin.

11.1.2 Soziale Unterstützung

Die Analysen in den Abschnitten 10.1 und 10.2 erfolgten auf Grundlage von Angaben der Befragten, welche Hilfeleistungen sie von anderen Bewohnern erhalten und an andere Bewohner gegeben haben. Unterschieden wurde dabei nach sieben instrumentellen und zwei emotionalen Hilfeleistungen.⁶⁸ In die Analysen dieser beiden Abschnitte wurden alle fünf Mehrgenerationenprojekte einbezogen, was einen Stichprobenumfang von 171 Befragten bedeutet. In Abschnitt 10.3 (Bedingungen sozialer Unterstützung) konnten zusätzlich die 12 Befragten aus dem Familienprojekt (WP7) berücksichtigt werden.

Kap. 10.1: Unterstützungsdimensionen und Unterstützungsbeziehungen

Als erster Komplex von Fragen wurde untersucht, welche Unterstützungsarten die Bewohner erbringen, wie reziprok und multiplex die Unterstützungsbeziehungen sind und welche Akteure sich gegenseitig unterstützen. Viele der Analysen erfolgten auf Dyadenebene. In allen fünf Projekten gibt es mehr

68 Instrumentelle Unterstützung: kleinere Arbeiten in d. Wohnung, sachliche Beratung, Begleitung, Hilfe im Haushalt, Kinderbetreuung, Versorgung bei kurzfristiger Krankheit, Pflege; emotionale Unterstützung: persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen, Trost spenden.

instrumentelle als emotionale Unterstützungsbeziehungen. Zudem sind bei den instrumentellen Unterstützungs-Netzwerken jeweils weniger Bewohner isoliert als bei den emotionalen Unterstützungs-Netzwerken. Isoliert sind Bewohner, die weder Hilfe leisten noch Hilfe erhalten. Gleichzeitig weisen die emotionalen Unterstützungsbeziehungen eine höhere Reziprozität auf als die instrumentellen Unterstützungsbeziehungen. Angenommen wird, dass emotionale Unterstützung am ehesten im Rahmen vertrauensvoller Gespräche ausgetauscht wird, was einen reziproken Austausch begünstigen könnte. Dies spräche für einen ersten Beleg der Partikularismus-Hypothese (SU1a), wonach emotionale Hilfe am ehesten Bewohner füreinander erbringen, die sich eng verbunden fühlen.

Zwischen 83 und 95 Prozent der Bewohner haben mindestens eine der zwei *Arten sozialer Unterstützung* erhalten. Hilfe für andere haben zwischen 75 und 88 Prozent der Bewohner geleistet, was als hohe Zahl erscheint, d.h. in die Erbringung sozialer Unterstützung ist ein Großteil der Bewohner eingebunden und nicht nur wenige Hochengagierte. Für die Bewohner hat dies den Vorteil, dass ihnen vielfältige Ressourcen der anderen Bewohner zur Verfügung stehen, auf die sie zurückgreifen können.

Die Zahlen zum *Austausch emotionaler Unterstützung* offenbaren, dass es in den Wohnprojekten jeweils einzelne Bewohner gibt, die Ratgeber und emotionale Kümmerer für viele andere Bewohner sind. Der Bewohner mit dem Maximalwert leistet für 23 andere Bewohner emotionale Unterstützung. Umgekehrt erhalten auch einige Bewohner von mehreren Bewohnern zugleich emotionale Hilfe, maximal von 17 Personen. Diese Zahlen scheinen beachtlich unter der Annahme, dass emotionale Unterstützung eher selektiv von und für emotional nahe stehende Personen geleistet wird. Dennoch erhalten die Bewohner emotionale Unterstützung eher von anderen Personen aus ihrem persönlichen Netzwerk, wie Familie und Freunde.

Beim *Austausch instrumenteller Unterstützung* macht Hilfe bei kleineren Arbeiten in der Wohnung einen großen Anteil an allen Hilfeleistungen aus. Relativ viel unterstützen sich die Bewohner mit sachlicher Beratung und Versorgung bei kurzfristiger Krankheit. Kinderbetreuung wurde in den Wohnprojekten unterschiedlich viel geleistet, natürlich abhängig von der Anzahl von Haushalten mit Kindern. Insbesondere bei diesen instrumentellen Hilfen sind die Bewohner im Wohnprojekt füreinander wichtigere Hilfeleister als andere Personen aus dem persönlichen Netzwerk. Die übrigen drei Hilfeleistungen Begleitung in verschiedenen Situationen, Hilfe im Haushalt und Pflegeleistungen kommen in allen Projekten nur selten vor. Diese Formen sozialer Unterstützung werden eher von anderen Personen aus dem persönlichen Netzwerk erbracht, vor allem von Familienangehörigen.

Wie die Analysen zeigen, erbringen die Bewohner im Wohnprojekt weniger häufig Hilfeleistungen füreinander, die eine hohe Intimität und Vertrautheit und/oder zeitlich intensive sowie regelmäßige Unterstützung erfordern. Für diese Hilfen wird eher auf andere Personen, etwa aus der eigenen Familie, zurückgegriffen. Dieser Befund deckt sich mit anderen Studien, wonach primär enge Familienangehörige (erwachsene Kinder und ihre Eltern) emotionale und zeitlich intensive Unterstützung füreinander leisten (BMFSFJ 2006: 141; Diewald 1991: 106f.; Petermann 2002: 100). Im Wohnprojekt dagegen scheinen solche Hilfen im Vordergrund zu stehen, bei denen die räumliche Nähe von großer Bedeutung ist und die den Bewohnern keine zu hohen Verpflichtungen abverlangen, sondern eher kurzfristig geleistet werden. Dies zeigen auch andere Studien zu Wohnprojekten (u.a. Binner et al. 2011; Hieber et al. 2005: 78ff.; Voegen 1989b: 356; Kap. 3.2.2). Es darf aber nicht übersehen werden, dass es bei allen abgefragten Hilfeleistungen einen gewissen Anteil von Personen gibt, die intensive Hilfe von anderen aus der Wohngruppe erhalten. Selbst längerfristige Pflege, die oft per Konzeption ausgeschlossen ist, wird vereinzelt geleistet. Von diesem Potential persönlicher Arrangements unter den Bewohnern über aufwendigere und auch intimere Hilfen hatten bisherige Studien noch nicht berichtet (Kap. 3.2.2).

Es wird unterstellt, dass die in Wohnprojekten erbrachte Unterstützung deutlich über konventionelle Nachbarschaftshilfe hinausgeht, sowohl im Hinblick auf das Leistungsspektrum als auch auf das Unterstützungsausmaß. Dies zeigte sich auch in anderen Studien zu Wohnprojekten (Choi 2004: 1208; Binner et al. 2011; Fromm 2000: 106; Williams 2005b: 147). Bei klassischer Nachbarschaftshilfe handelt es sich eher um kleine Aushilfen in Not-situationen und den Austausch von Informationen über lokale Ereignisse, und weniger um dauerhafte, zeitintensive Hilfe (Diewald 1991: 111f.; Petermann 2002: 121). Da keine Wahlfreiheit der Kontakte besteht, sind Beziehungen zu Nachbarn für gewöhnlich eher schwach (Bertels 1990: 68ff.). Die einzige normative Erwartungshaltung an Nachbarn ist, Distanz zu halten (Oswald 1966: 143), während Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte diese Norm aufgeben. Im Wohnprojekt kennen sich alle Bewohner, was vermutlich die Hemmschwelle senkt, andere anzusprechen; insbesondere da alle Bewohner der Wunsch verbindet, gemeinschaftlich zu leben. Überdies sind die Bewohner eventuell besser übereinander und ihre spezifischen Kenntnisse und Fertigkeiten informiert, als dies bei Nachbarn der Fall ist, wodurch Hilfe adäquater nachgefragt und geleistet werden kann. Auch nach Ansicht von Dr. Albrecht Göschel, dem Vorsitzenden des Forums Gemeinschaftliches Wohnen, gehen „die Kooperationsbeziehungen über die einer Nachbarschaft – zumindest in der Moderne – deutlich hinaus“ (Göschel 2010b: 3). Diese An-

nahme wird durch die Ergebnisse einer Studie von Kehl und Then (2013)⁶⁹ gestützt, die rund 300 Bewohner aus acht Wohnprojekten und als Kontrollgruppe rund 400 Personen aus konventionellen Wohnformen befragt haben. Der Vergleich beider Bewohnergruppen zeigt, dass in den Wohnprojekten erheblich mehr Hilfe ausgetauscht wurde als in den konventionellen Wohnformen (ebd.: 47ff.).

Des Weiteren wird vermutet, dass soziale Unterstützung in Wohnprojekten vielfach nebenbei erfolgt. Durch die hohe räumliche Nähe lassen sich viele Hilfeleistungen einfach organisieren, wie zum Beispiel Kinderbetreuung, wenn mehrere Bewohner gemeinsam im Garten sitzen und nebenbei auf das Kind eines anderen Bewohners aufpassen, oder sachliche Beratung bei einem kurzen Gespräch zwischendurch. Auch Pflegeleistungen, die für einzelne Bewohner erbracht werden, leisten in diesen Fällen häufig mehrere Personen für eine Person. Auf diese Weise wird die eher zeitintensive Hilfe auf mehrere Schultern verteilt, so dass Einzelne nicht überlastet werden. Dies ist auch ein allgemeiner Anspruch in Wohnprojekten (Hieber et al. 2005: 79). Während somit die Hilfeleistung für die Unterstützungsgeber nicht viel Aufwand bedeuten muss, kann sie für den Unterstützungsgeber und auch für sein übriges persönliches Netzwerk eine große Entlastung sein. So ist eine Reihe von Hilfen für Familienangehörige der Bewohner aufwendiger zu organisieren, besonders bei hoher räumlicher Distanz. Wie in der Einführung angeführt wurde, können außerfamiliäre Beziehungen in den Projekten auf diese Weise eine Entlastung für existente familiäre Beziehungen bedeuten.

Als weiterer Analyseschritt wurde die *Multiplexität* der Unterstützungsbeziehungen untersucht, d.h. die Frage, ob Bewohner nur eine der abgefragten Hilfeleistungen austauschen (uniplex) oder ob in einer Beziehung mehrere Unterstützungsarten zum Austausch kommen (multiplex). Sowohl bei instrumentellen als auch bei emotionalen Hilfeleistungen überwiegen die uniplexen Unterstützungsbeziehungen. Bei den instrumentellen Hilfen werden noch vergleichsweise häufig zwei verschiedene Hilfen in einer Beziehung ausgetauscht, während sehr selten mehr als zwei Unterstützungsarten zum Austausch kommen. Bei emotionaler Unterstützung bestehen in drei der fünf Wohnprojekte recht viele multiplexe Beziehungen, in denen ein Bewohner einen anderen tröstet und zugleich Rat bei wichtigen Entscheidungen gibt. Dieser Befund kann als weiterer Beleg für die Wirksamkeit der Partikularismus-Hypothese (SU1a) interpretiert werden. Insgesamt werden die Unterstützungsbeziehungen in den Wohnprojekten als eher spezialisiert auf

69 Diese Studie wurde im Forschungsstand nicht betrachtet, weil die untersuchten Wohnprojekte aus dem Netzwerk SONG stammen und im Sinne dieser Arbeit nicht als Wohnprojekte definiert werden (s. Fußnote 20, S. 30). Aus einer übergreifenden Perspektive sind sie jedoch aufschlussreich, weshalb die Befunde hier berichtet werden.

bestimmte Dimensionen interpretiert, was höchstwahrscheinlich von der Ressourcenausstattung der Helfer abhängt. Demgegenüber sind Sozialbeziehungen in der Familie häufig multiplex. Obwohl multiplexen Beziehungen einerseits ein höherer Nutzen für den Einzelnen zugeschrieben wird, bedeuten sie andererseits auch „größeren sozialen Druck und normative Kontrolle“ (Petermann 2005: 186; s. auch Hennig 2006: 74; Schenk 1983: 95f.). Bei den stärker spezialisierten Beziehungen in Wohnprojekten kann dagegen unterstellt werden, dass sie den einzelnen Bewohner weniger überlasten. So kann die Hilfe auf mehrere Hilfegeber verteilt werden, wie die Ausführungen zur Organisation von Pflegeleistungen gezeigt haben. Allgemein wird im Zuge von Modernisierungsprozessen angenommen, dass soziale Beziehungen heute weniger multiplex, sondern spezialisiert auf einzelne Funktionen sind (Schenk 1983: 95f.).

In einem weiteren Analyseschritt wurde untersucht, *ob sich Bewohner emotional verbunden fühlen, die füreinander Hilfe leisten*; d.h. inwieweit Freundschafts- und Unterstützungs-Netzwerk zusammenhängen. Diese Frage kann für beide Unterstützungsdimensionen bejaht werden: Miteinander befreundete Bewohner unterstützen sich emotional und auch instrumentell stärker als nicht befreundete Bewohner. Entgegen der Partikularismus-Hypothese ist dieser Zusammenhang bei instrumenteller Hilfe ähnlich stark wie bei emotionaler. So gehen Foa und Foa (1980) beim Austausch instrumenteller Hilfe davon aus, dass diese weniger stark an die Person des Hilfeleistenden gebunden ist, obwohl es hier gewiss auch Differenzen gibt: So könnten beispielsweise Pflegeleistungen ähnlich wie emotionale Unterstützung stärker an die Person des Hilfeleistenden gebunden sein als etwa kleinere Arbeiten in der Wohnung.

Darüber hinaus wurde geprüft, *ob Hilfe zwischen nahe beieinander wohnenden oder zwischen ähnlichen Akteuren ausgetauscht wird*. Zwischen dem Vorhandensein einer Unterstützungsbeziehung und dem Wohnen auf der gleichen Etage besteht häufig ein signifikant positiver Zusammenhang, wobei dieser bei instrumenteller Unterstützung stärker und konsistenter über die Wohnprojekte ist als bei emotionaler Unterstützung. Räumliche Nähe der Wohnungen fördert somit nicht nur die Entstehung von Freundschaften, sondern auch die Absprache zum Austausch von Hilfeleistungen. Auch in anderen empirischen Studien zu Wohnprojekten wurde ein positiver Einfluss räumlicher Dichte und guter Erreichbarkeit der Bewohner auf das Ausmaß ihrer gegenseitigen Unterstützung nachgewiesen (Fromm 2000: 101; Williams 2005b: 155; s. Kap. 3.2.2). Zwischen ähnlichen Akteuren wird stärker emotionale als instrumentelle Unterstützung geleistet. So wird emotionale Unterstützung eher unter Bewohnern ausgetauscht, die sich in Alter und Geschlecht ähnlich sind. In einigen Wohnprojekten zeigt sich Homophilie

auch für die Merkmale Zusammenleben mit Kind(ern), Schulbildung und Erwerbsstatus. Etwas weniger deutliche und konsistente Ergebnisse gibt es bei instrumenteller Unterstützung: Geschlechtshomophilie lässt sich hier gar nicht nachweisen. Bei den übrigen Merkmalen – Alter, Zusammenleben mit Kind(ern), Schulbildung und Erwerbsstatus – ergeben sich in einzelnen Projekten signifikante Zusammenhänge. Dass instrumentelle Unterstützung stärker als emotionale Unterstützung zwischen heterogenen Bewohnern erfolgt, spricht dafür, dass instrumentelle Hilfe am ehesten durch die Ressourcenausstattung des Helfenden bestimmt wird. In die gleiche Richtung weist die geringe Multiplexität der Unterstützungsbeziehungen. Etwas im Widerspruch hierzu steht hingegen der Befund, dass auch instrumentelle Unterstützung eher zwischen Bewohnern erfolgt, die sich eng verbunden fühlen.

Kap. 10.2: Differenzen im Integrationsgrad

Als zweite Forschungsfrage wurde untersucht, wie stark die Bewohner über den Austausch sozialer Unterstützung in ihre Gruppe integriert sind. Als Indikator für das Ausmaß sozialer Integration galt die Anzahl von Interaktionspartnern, denen der Bewohner hilft und von denen ihm geholfen wird. Dies ist nicht gleichzusetzen mit dem Ausmaß sozialer Unterstützung, welches in Abschnitt 10.3 erforscht wird. Im Mittel werden die Bewohner von 2,0 Personen emotional und von 3,5 Personen instrumentell unterstützt. Die Befragten leisten durchschnittlich für 2,1 bzw. 3,4 Personen emotionale und instrumentelle Hilfe. Die vier Variablen weisen eine starke Rechtsschiefe auf und wurden für die Analysen dichotomisiert in stark versus mittel oder gering integrierte Bewohner. So konnten Differenzen zwischen den Wohnprojekten in der Anzahl von Unterstützungsbeziehungen aufgrund der Gruppengröße minimiert werden. An dieser Stelle werden nicht die Ergebnisse zu den zwei gebildeten Typologien emotionaler und instrumenteller Unterstützung berichtet (s. Kap. 10.2.1 und 10.2.3).

Zur Frage nach dem Ausmaß sozialer Integration über soziale Unterstützungsbeziehungen wurden vier Hypothesen formuliert. Nach der Partikularismus-Hypothese (SU1b) wird angenommen, dass Bewohner mit engen Freunden im Wohnprojekt stärker in das emotionale Unterstützungs-Netzwerk eingebunden sind als Bewohner ohne enge Freunde im Projekt. Die Kompensations-Hypothese (SU2) vermutet, dass Bewohner mit wenigen engen Netzwerkpersonen außerhalb des Wohnprojekts von mehr Bewohnern Unterstützung erhalten als Bewohner mit vielen engen Netzwerkpersonen außerhalb ihres Projekts. Für die Erbringung sozialer Unterstützung wird nach der Engagierten-Hypothese (SU3) unterstellt, dass in Gruppenbelangen und der Planungsphase hoch engagierte Bewohner auch beim informellen Austausch sozialer Unterstützung mehr leisten als andere. Darüber hinaus wurde analog zum Freundschafts-Netzwerk eine Gelegenheits-Hypothese

(SU4) für den Erhalt und die Erbringung sozialer Unterstützung aufgestellt. Demnach sollen Bewohner, die regelmäßig an Aktivitäten ihrer Gruppe teilnehmen, stärker in das soziale Unterstützungs-Netzwerk integriert sein als Bewohner, die an solchen Aktivitäten nicht (regelmäßig) teilnehmen.

Tabelle 33 gibt einen Überblick über die auf Grundlage dieser Hypothesen erwarteten Effekte sowie die bivariaten und multivariaten Ergebnisse. Zur Prüfung der *Partikularismus-Hypothese* (SU1b) wurde die dichotome Variable ‚enge Freunde im Wohnprojekt‘ herangezogen (ja/nein). Sie weist bei emotionaler Unterstützung für den Erhalt und auch für die Erbringung bi- und multivariat klare Effekte auf: Bewohner, die enge Freunde im Wohnprojekt haben, erhalten von mehr Bewohnern Hilfe und leisten für mehr Bewohner Hilfe als Bewohner, die keine engen Freunde im Wohnprojekt haben. Somit kann Hypothese SU1b bestätigt werden.

Tab. 33: Soziale Integration über soziale Unterstützung – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten

Hypothesen - Prädiktoren	erwartet	bivariat	multivariat	Hypothese ...
Erhalt sozialer Unterstützung				
<i>Partikularismus (SU1b)</i>				
enge Freunde im Wohnprojekt	+	EU: +	EU: +	✓
<i>Kompensation (SU2)</i>				
Partner im Haushalt	-	EU: - IU: -	EU: - IU: -	✓
Enge Familienangehörige	-	EU:	EU: -	(✓)
Enge, nah wohnende Familienangeh.	-	IU:	IU:	
Enge Freunde	-	EU: IU:	EU: IU:	
<i>Gelegenheit (SU4)</i>				
Teilnahme an geselligen Treffen	+	EU: IU: +	EU: IU: +	✓ (IU)
Aktiv in Freizeitgruppe	+	EU: + IU:	EU: IU:	
Erbringung sozialer Unterstützung				
<i>Partikularismus (SU1b)</i>				
enge Freunde im Wohnprojekt	+	EU: +	EU: +	✓
<i>Engagierten (SU3)</i>				
Eintritt in die Gruppe	+	EU: + IU: +	EU: IU:	
Amt übernommen	+	EU: + IU: +	EU: IU:	
<i>Gelegenheit (SU4)</i>				
Teilnahme an geselligen Treffen	+	EU: IU: +	EU: IU: +	✓ (IU)
Aktiv in Freizeitgruppe	+	EU: + IU:	EU: IU:	

+ positiver Effekt; - negativer Effekt
in Klammern: signifikanter, aber schwacher Effekt; nicht ausgefüllt: kein Effekt
EU=Emotionale Unterstützung; IU=Instrumentelle Unterstützung
Quelle: Eigene Darstellung.

✓ bestätigt

Die *Kompensations-Hypothese* (SU2) wurde mithilfe dreier Variablen getestet: dem Zusammenleben mit einem Partner (ja/nein), der Anzahl enger Familienangehöriger sowie der Anzahl enger Freunde. Für den Austausch instrumenteller Hilfe wurden die engen Familienangehörigen reduziert auf diejenigen, die nah wohnen, da die Wohnentfernung besonders für den Austausch instrumenteller Hilfe relevant ist. Für beide Unterstützungsdimensionen kann Hypothese SU2 für die Existenz eines Partners im Haushalt bestätigt werden: So weisen Bewohner ohne Partner signifikant mehr Unterstützungsgeber auf als Bewohner mit Partner. Hier wurde auch der stärkste Effekt erwartet, da der Partner als wichtigste Unterstützungsperson gilt. Zudem zeigt sich multivariat auf schwach signifikantem Niveau, dass Befragte mit wenigen Familienangehörigen von mehr Bewohnern emotional unterstützt werden als Befragte mit vielen Familienangehörigen. Tendenziell verweisen die bivariaten Befunde in die gleiche Richtung, waren aber nicht signifikant. Nicht relevant für erhaltene Hilfe aus dem Wohnprojekt ist die Anzahl enger Freunde sowie die Anzahl enger, nah wohnender Familienangehöriger bei instrumenteller Unterstützung. Daher lässt sich Hypothese SU2 insgesamt nur in Teilen bestätigen. Die These der funktionalen Spezifität von Litwak und Szelenyi (1969) unterstellt, dass soziale Beziehungstypen aufgrund ihrer strukturellen Merkmale nicht beliebig gegeneinander austauschbar sind (Kap. 2.3.3.2). Bei Ausfall einer Netzwerkperson werden deren Funktionen auf die Beziehungstypen verteilt, welche die benötigten Ressourcen strukturell am ehesten erbringen können. Die gerade berichteten Befunde sprechen aber dafür, dass das Leistungsspektrum sozialer Beziehungen möglicherweise breiter ist als theoretisch angenommen. So können Bewohner im Wohnprojekt zwar füreinander sicher nicht den (verstorbenen) Partner ersetzen, aber teils Funktionen übernehmen, die dieser zuvor erbracht hat. Die Studie von Hollstein (2001: 202) zu Veränderungen im sozialen Netzwerk nach der Verwitwung stützt die Annahme eines recht breiten Leistungsspektrums sozialer Beziehungen.

Zur Prüfung der *Engagierten-Hypothese* (SU3) wurden zwei Teilhypothesen formuliert: Es wird vermutet, dass Bewohner, die in frühen Planungsphasen ihres Projekts zur Gruppe hinzukamen, mehr Hilfe leisten als Bewohner, die in späteren Entwicklungsphasen zur Gruppe kamen (SU3a). Überdies wird angenommen, dass Bewohner mit einem festen Amt innerhalb ihrer Gruppe mehr Hilfe leisten als Bewohner ohne festes Amt in der Gruppe (SU3b). Interessanterweise lässt sich die Hypothese bivariat für beide Unterstützungsdimensionen und unabhängige Variablen bestätigen, multivariat bestehen diese Zusammenhänge jedoch nicht mehr, was somit gegen eine Annahme von Hypothese SU3 spricht. Folglich leisten besonders engagierte Bewohner nicht deutlich mehr informelle Hilfe als andere Bewohner. Eine

Bestätigung hierfür gibt der berichtete hohe Anteil von Bewohnern, die für andere Hilfe leisten (75-88%). Interessant ist das Ergebnis insofern, da in einer Studie aus den Niederlanden gezeigt wurde, dass vor allem die Initiatoren eines Wohnprojekts nach dem Einzug weiterhin wichtige Aufgaben in der Wohngruppe übernehmen (KDA 2000: 98; Kap. 3.2.1). Auch geht aus einer offenen Frage dieser Befragung hervor, dass ein unterschiedliches Engagement der Bewohner auf beiden Seiten – bei den Engagierten und bei den weniger Engagierten – teils zu Unmut führt (Gierse/Wagner 2012: 72). Dieser Aspekt scheint sich jedoch eher auf Leistungen zu beziehen, die für die ganze Wohngruppe erbracht werden, etwa die Übernahme eines formellen Amtes. Es betrifft weniger den Austausch informeller Hilfe. Erbringt ein Bewohner Hilfe für einen anderen Bewohner bedarf es auch keiner Planungs-treffen und Absprechen mit der ganzen Gruppe, folglich scheinen diese Leistungen leichter organisierbar.

Im Rahmen der *Gelegenheits-Hypothese* (SU4) wurden zwei Variablen getestet: die regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen (immer/meistens vs. selten/nie) sowie die Aktivität in einer oder mehreren Freizeitgruppen (ja/nein). Die empirischen Befunde hierzu sind ambivalent: Eine regelmäßige Teilnahme an geselligen Treffen hat bi- und multivariat einen signifikant positiven Einfluss auf den Erhalt und die Erbringung instrumenteller Unterstützung. Für den Austausch emotionaler Unterstützung ergeben sich dagegen keine signifikanten Effekte. Die Aktivität in Freizeitgruppen hat bivariat signifikant positiven Einfluss auf den Austausch emotionaler Unterstützung. Die Effekte bleiben multivariat aber nicht stabil, weshalb Hypothese SU4 hier nicht bestätigt werden kann. Folglich werden nur gesellige Gruppentreffen als für die Absprache instrumenteller Hilfe relevanter Fokus interpretiert.

Die Kontrollvariablen Geschlecht, Zusammenleben mit Kind(ern), Schulbildung, Alter und ergänzend bei instrumenteller Hilfe Zusammenleben mit einem Partner haben multivariat nur wenig Einfluss auf die vier abhängigen Variablen. Frauen erhalten von mehr Bewohnern emotionale Unterstützung als Männer. Bei der Erbringung emotionaler Unterstützung ergeben sich bei den vier Merkmalen keine signifikanten Unterschiede. Bei instrumenteller Unterstützung sind es Bewohner mit Kind(ern) im Haushalt sowie tendenziell Ältere, die von vielen Hilfe erhalten, während tendenziell eher Männer für viele Bewohner Hilfe leisten.

Kap. 10.3: Bedingungen sozialer Unterstützung

Als dritte Forschungsfrage wurde geprüft, unter welchen Bedingungen Bewohner füreinander Hilfe leisten. Abhängige Variable hierfür war die Frage „Alles in allem: Wie viel helfen Sie nach Ihrer persönlichen Einschätzung den anderen Bewohnern aus Ihrer Gruppe? Geben Sie dies auf einer Skala von 1 ‚sehr wenig‘ bis 6 ‚sehr viel‘ an“. Die leicht rechtsschief verteilte Vari-

able zum Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung weist insgesamt einen Mittelwert von 3,0 auf. 15 Prozent der Bewohner bewerten ihr Engagement für andere Bewohner als sehr hoch (Werte 5 oder 6), während 38 Prozent ihren Hilfeinsatz als gering einstufen (Werte 1 oder 2).

Die Forschungsfrage wurde anhand von vier Hypothesen untersucht, die zu zwei gegensätzlichen Theorieansätzen gehören. Im Sinne des Rational-Choice-Ansatzes wird Kooperation primär rational motiviert oder durch sozialstrukturelle Gegebenheiten bewirkt (SU5 und SU6). Unter Annahme des Solidaritätsmodells spielen hingegen moralische Aspekte wie Verantwortungs- und Verpflichtungsgefühle füreinander sowie eine affektive Verbundenheit mit dem Kollektiv die entscheidende Rolle (SU7 und SU8). Mittels der Ressourcen-Hypothese (SU5) wurde geprüft, inwieweit das Vorhandensein sozialer Kontakte der Bewohner außerhalb des Wohnprojekts einen Einfluss auf ihre Bereitschaft zur Kooperation hat. Im Rahmen der Restriktions-Hypothese (SU6) wurde untersucht, inwieweit frei verfügbare Zeit einen negativen Effekt auf das Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung hat. Für die Variablen beider Hypothesen werden negative Effekte auf das Ausmaß sozialer Unterstützung erwartet. Zur Prüfung der Solidaritäts-Hypothese (SU7) wurden Items mit Einstellungen zu unterstützendem Handeln formuliert, von denen letztlich zwei in die Analyse einbezogen wurden. Bei beiden wird ein positiver Effekt auf die abhängige Variable vermutet. Des Weiteren wurde mit der Identifikations-Hypothese (SU8) geprüft, inwieweit eine hohe emotionale Verbundenheit mit der Wohngruppe unterstützendes Handeln für die anderen Bewohner fördert.

Tabelle 34 gibt einen Überblick über die auf Grundlage der Hypothesen erwarteten Effekte sowie die bivariaten und multivariaten Ergebnisse für die fünf Mehrgenerationenprojekte. Zum Test der *Ressourcen-Hypothese* (SU5) wurden drei Variablen berücksichtigt: das Zusammenleben mit einem Partner (ja/nein) sowie die Anzahl enger, nah wohnender Familienangehöriger und enger Freunde. Keine der drei Variablen hat einen Einfluss auf das Ausmaß geleisteter Hilfe, weshalb sich Hypothese SU5 nicht bestätigen lässt.

Zur Prüfung der *Restriktions-Hypothese* (SU6) wurden drei Variablen herangezogen. Als wichtigster Aspekt, der das persönliche Zeitbudget der Bewohner beeinflusst, wurde deren berufliche und familiäre Situation betrachtet, also die Variablen Erwerbstätigkeit (ja/nein) sowie Zusammenleben mit Kind(ern) (ja/nein). Als dritte Variable wurde zusätzlich eine persönliche Einschätzung der Befragten zu ihrem alltäglichen Stresslevel berücksichtigt: So wurden die Bewohner gefragt, wie stark sie sich alles in allem in ihrem Alltag gefordert und beansprucht fühlen auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht‘ bis 7 ‚sehr stark‘. Bivariat zeigt sich ein schwach negativer Zusammenhang der Erwerbstätigkeit mit der abhängigen Variablen, der aber multi-

variat nicht stabil bleibt. Auch die Höhe des alltäglichen Stresses beeinflusst das Ausmaß der Kooperation nicht. Das Zusammenleben mit Kind(ern) hat zwar ebenfalls keinen signifikanten Effekt auf das Ausmaß der Unterstützung, tendenziell verweisen die Befunde aber auf einen negativen Zusammenhang. Somit leisten Bewohner ohne Kinder etwas mehr Hilfe als Bewohner mit Kindern. Die Ergebnisse liefern keine Bestätigung von Hypothese SU6, auch wenn die Effekte bei allen drei Variablen tendenziell in die richtige Richtung verweisen.

Tab. 34: Bedingungen sozialer Unterstützung – Vergleich theoretisch erwartete mit empirischen Effekten

Hypothesen - Prädiktoren	erwartet	bivariat	multivariat	Hypothese ...
<i>Rational Choice: Ressourcen (SU5)</i>				
Partner im Haushalt	-			
Enge, nahe wohnende Familienangehörige	-			
Enge Freunde	-			
<i>Rational Choice: Restriktionen (SU6)</i>				
Erwerbstätigkeit	-	-		
Kind(er) im Haushalt	-			
Stress im Alltag	-			
<i>Solidarität (SU7)</i>				
„Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen zu helfen“	+	+	+	✓
„Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen“	+	+		
<i>Identifikation (SU8)</i>				
emotionale Bindung an die Wohngruppe	+	+	+	✓

+ positiver Effekt; - negativer Effekt
 nicht ausgefüllt: kein Effekt
 Quelle: Eigene Darstellung.

✓ bestätigt

Zur Untersuchung der *Solidaritäts-Hypothese* (SU7) wurde die Zustimmung zu zwei Items herangezogen. So wurden die Aussagen „Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen“ und „Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen“ auf einer Skala von 1 „stimme überhaupt nicht zu“ bis 6 „stimme voll und ganz zu“ bewertet. Bivariat haben beide Items einen stark signifikanten Effekt auf das Ausmaß geleisteter sozialer Unterstützung. Multivariat hat nur noch das erste Item einen signifikanten Einfluss auf die abhängige Variable. So leisten Bewohner mit einem starken Verpflichtungsgefühl gegenüber den anderen mehr Hilfe als Bewohner, bei denen diese Wertüberzeugung nicht so stark

ausgeprägt ist. Die zweite Aussage verweist noch auf einen positiven Zusammenhang, aber nicht mehr auf signifikantem Niveau. Dies lässt sich mit dem Einbezug der Variable zur Identifikations-Hypothese erklären, die einerseits sehr stark mit der abhängigen Variable zusammenhängt und andererseits auch mit der zweiten Solidaritätsnorm. Trotz dieser Konfundierung gilt Hypothese SU7 tendenziell als bestätigt.

Die emotionale Bindung an die Wohngruppe wurde im Rahmen der *Identifikations-Hypothese* (SU8) einbezogen. Erhoben wurde sie über die Frage „Wie eng fühlen Sie sich mit Ihrer Wohngruppe als Ganzes verbunden auf einer Skala von 1 ‚überhaupt nicht eng‘ bis 7 ‚sehr eng‘?“ Von allen untersuchten Variablen hat die Identifikation bivariat und multivariat den mit Abstand stärksten Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung. Wie sehr sich Bewohner emotional mit ihrer Gruppe verbunden fühlen, erklärt in hohem Maße, wie viel sie andere Bewohner unterstützen. Hypothese SU8 gilt damit als klar bestätigt.

Als Kontrollvariablen wurden Eintrittszeitpunkt in die Gruppe, Alter und Geschlecht berücksichtigt. Bivariat haben die ersten zwei Variablen einen positiven Einfluss auf die abhängige Variable. Multivariat hat keine der drei Variablen (mehr) einen Effekt auf das Ausmaß sozialer Unterstützung.

Im Hinblick auf die zwei vorgestellten Theorieansätze geben die Ergebnisse eine klare Bestätigung des Solidaritätsmodells, während sich die Annahmen zum Rational-Choice-Modell nicht bestätigen lassen. So wird der Austausch sozialer Unterstützung in Wohnprojekten offensichtlich primär über eine emotionale Verbundenheit der Akteure und Motive wie Solidarität und Verpflichtungsgefühle gesteuert – bezeichnet als solidarisches Handeln – und nicht über interessenbasierte Kooperation. Dieser Punkt war bei der Zuordnung zu den Integrationstypen in der Theorie noch eine offene Frage (Kap. 4.1.2). Somit wird die Integrationsdimension soziale Unterstützung eher dem Typ ‚moralische Integrität‘ von Peters (1993) zugerechnet.

Insbesondere für die Ressourcen-Hypothese zeigen sich keine Hinweise auf Bestätigung. Dieser Hypothese liegt die Annahme zugrunde, dass die Bereitschaft zur Kooperation mit dem Grad der Abhängigkeit des Individuums von den Gruppenmitgliedern variiert. Diese Abhängigkeit sollte im Sinne der Theorie stark von den verfügbaren Handlungsalternativen außerhalb der zu untersuchenden Austauschhandlung beeinflusst sein. In diesem Kontext wurde die Ausstattung des Individuums mit Handlungsalternativen in Form von sozialem Kapital außerhalb des Wohnprojekts untersucht. Die Analysen zeigen aber, dass Kooperationshandlungen in Wohnprojekten nicht über solche rationalen Abwägungen erklärbar sind, d.h. Bewohner helfen auch anderen, wenn sie nicht von den Ressourcen abhängig sind, die sie von den anderen erhalten könnten. Bei der Restriktions-Hypothese spielen weni-

ger rein rationale Motive in die Handlungsentscheidung, sondern sozialstrukturelle Gegebenheiten, die für Individuen die Erbringung einer Hilfeleistung erschweren, auch wenn sie dazu bereit wären. In diesem Kontext wurde die verfügbare Zeit als relevanter Faktor untersucht. Bei dieser Hypothese zeigen die empirischen Befunde zumindest tendenziell in die vermutete Richtung, wenn auch nicht auf signifikantem Niveau. Von den zwei Aspekten solidarisches Handeln hat der affektive Aspekt, abgebildet über eine emotionale Verbundenheit mit der Gruppe als Ganzes, mehr Einfluss auf die Erbringung sozialer Unterstützung für andere Bewohner als stärker kognitive Wertüberzeugungen zu moralischem, solidarischem Handeln. In der Literatur erfolgt keine Aussage dazu, welche der zwei Aspekte solidarisches Handeln bedeutsamer ist. Auf Basis der vorliegenden Ergebnisse könnte vermutet werden, dass in geschlossenen Netzwerken, wie den Wohnprojekten, dem Zugehörigkeitsgefühl, d.h. der affektiven Komponente, eine hohe Bedeutung zukommt vor allem im Vergleich zum dyadischen Tausch ohne Einbettung in ein Netzwerk. Bei gemeinschaftlichen Wohnprojekten handelt es sich um soziale Gruppen mittlerer Größe. Es ist eine offene Frage, auf welche weiteren Sozialsysteme sich dieses Ergebnis übertragen ließe.

Die gerade berichteten Ergebnisse verweisen darauf, dass beim Austausch sozialer Unterstützung in Wohnprojekten möglicherweise eine besondere Form der Reziprozität wirksam ist: der *Ringtausch*. So wurde dargestellt, dass in geschlossenen Netzwerken eine von einem Gruppenmitglied erbrachte Leistung auch von anderen Mitgliedern zurückgezahlt werden kann (Ekeh 1974: 52f.; s. Exkurs in Kap. 6.2.1). Vermutet wird, dass eine solche Form des bedürfnisorientierten Austauschs höhere Stabilität und größere Bereitschaft zur gegenseitigen Unterstützung aufweist als der dyadische Tausch, da die eigene erbrachte Leistung mit größerer Sicherheit zurückgezahlt wird (Gouldner 1959: 250; Thome 1998: 254). So kann es nach Gouldner (1960: 164) zu einem Abbruch der Beziehung („lack of reciprocity“) kommen, wenn die eingebrachten Leistungen der Interagierenden über einen langen Zeitraum zu ungleich sind. Dieser Punkt ist besonders in nicht-familialen Beziehungen relevant, etwa unter Freunden (Argyle/Henderson 1984: 231). Hierzu wird vermutet, dass es in Wohnprojekten seltener zu einem ‚lack of reciprocity‘ kommt, d.h. längerfristig Bewohner von anderen unterstützt werden, die selbst weniger Leistungen einbringen können, im Sinne einer Solidargemeinschaft. Tendenziell lässt sich dies belegen mit den zwei Typologien sozialer Unterstützung: Hier wurde deutlich, dass es Bewohner gibt, die primär Unterstützung erhalten (Unterstützungsnehmer) und andere, die primär Unterstützung leisten (Unterstützungsgeber) (Kap. 10.2). Eine Unterstützung dieser Argumentation bietet ein Zitat eines Bewohners aus der Studie von Hieber et al. (2005: 68): „Wir sagen immer: Jeder gibt

das rein, was er hat und was er kann, ja, und der Eine ist schwächer und der Andere ist stärker“. Vor diesem Hintergrund wird gefolgert, dass soziale Unterstützungsbeziehungen in Wohnprojekten – besonders durch das Vorhandensein eines geschlossenen Netzwerks – belastbarer sind als der Austausch sozialer Unterstützung unter Freunden, aber weniger belastbar als in Familien. So handelt es sich bei Familien auch um geschlossene Netzwerke, deren sozialer Austausch aber zusätzlich durch eine hohe normative Prägung abgesichert ist. So gibt es Grenzen der (freiwilligen) Solidargemeinschaft, die über andere Instanzen geleistet werden müssen; genannt sei hier vor allem schwere Pflegebedürftigkeit (s. auch Kap. 11.1.4). Die Argumentation in diesem Abschnitt kann hier empirisch nicht stärker abgesichert werden. Für eine valide Prüfung der Annahme einer Solidargemeinschaft müssten soziale Beziehungen in Wohnprojekten verglichen werden mit solchen in konventionellen Nachbarschaften, in denen ein geschlossenes Netzwerk fehlt.

Das Vorhandensein einer Gruppe könnte den Austausch sozialer Unterstützung auch auf andere Weise beeinflussen: Im Sinne von Rational Choice-Ansätzen wird durch die soziale Einbettung Kooperation dergestalt befördert, dass dem Akteur für seine Handlungsentscheidung mehr Informationen über den Interaktionspartner zur Verfügung stehen und zugleich durch die vorhandene Gruppe der normative Druck erhöht wird. Der Akteur kooperiert dann, um Sanktionen wie Reputationsverlust zu vermeiden (Kap. 6.2.2). Gegen diese Argumentation spricht der hohe Einfluss der emotionalen Bindung an die Wohngruppe auf unterstützendes Handeln. Für einen – zumindest kleinen – Einfluss auf die Kooperationsentscheidung der Bewohner sprechen die Antworten der Bewohner zu einem weiteren Einstellungsitem: So wurde die Zustimmung zur Aussage „Mir fällt es schwer, ‚nein‘ zu sagen, wenn mich ein Bewohner um Hilfe bittet und mir dies eigentlich zu viel ist“ erfragt (Skala 1 ‚stimme überhaupt nicht zu‘ bis 6 ‚stimme voll und ganz zu‘). Bivariat ist diese Aussage mit dem Ausmaß sozialer Unterstützung schwach positiv korreliert. Die Antworten der Befragten verteilen sich bei diesem Item relativ gleichmäßig auf die sechs Skalenpunkte (MW: 3,1). Der mittlere Zustimmungswert zeigt, dass soziale Kontrolle nicht durchgängig, aber von einigen Bewohnern durchaus – eventuell auch latent – empfunden wird. So wurde zwar gezeigt, dass soziale Unterstützung in den Wohnprojekten auf viele Schultern verteilt wird, aber anscheinend dennoch nicht jederzeit und von allen Bewohnern auf vollkommen freiwilliger Basis erfolgt. Insbesondere die hohe räumliche Nähe könnte eine solche soziale Kontrolle der Wohngruppe befördern, besonders wenn es keine klaren Absprachen innerhalb der Gruppe gibt. In dem Fall muss der einzelne Bewohner aufgrund seiner schnellen Verfügbarkeit für andere in der Lage sein, Grenzen zu setzen in Bezug auf Hilfeleistungen, die er nicht erbringen kann oder möchte. Einige empirische

Studien bestätigen, dass hohe räumliche Nähe soziale Kontrolle befördern kann (Baum/Valins 1977; Jones 1975; Kap. 5.2.1).

11.1.3 Soziale Integration

In diesem Abschnitt werden in einem kurzen Überblick die Befunde zum Integrationsgrad über Freundschaften und soziale Unterstützung zusammengeführt. Nach Definition in dieser Arbeit sind Bewohner gut in ihre Wohngruppe integriert, wenn sie eine hohe Anzahl von Freunden haben, von vielen Bewohnern unterstützt werden und viele Bewohner unterstützen. Das Ausmaß sozialer Unterstützung wurde überdies differenziert nach emotionaler und instrumenteller Unterstützung, so dass fünf Maßzahlen für soziale Integration untersucht wurden. Die Analysen zeigen, dass diese Integrationsgrade fast alle signifikant zusammenhängen (Tab. 35).

Tab. 35: Soziale Integration über Freundschaften und soziale Unterstützung – Vergleich der fünf Integrationsmaße

	Erhaltene emotionale U.	Geleistete emotionale U.	Erhaltene instrumentelle U.	Geleistete instrumentelle U.
Geleistete emotionale Unterst.	++			
Erhaltene instrumentelle Unterst.	++	+		
Geleistete instrumentelle Unterst.	n.s.	+	+	
Intensität der Beziehung	+		+	

+ = positive Korrelation; ++ = starke positive Korrelation; n.s. = keine Korrelation

Quelle: Eigene Darstellung.

Bei den Dimensionen sozialer Unterstützung ist der Zusammenhang zwischen erhaltener und geleisteter emotionaler Unterstützung sowie zwischen erhaltener emotionaler und instrumenteller Unterstützung am stärksten: Erstens bedeutet dies, dass Bewohner, die viele emotional unterstützen, auch von vielen emotionale Unterstützung erhalten. Zweitens erhalten Bewohner, die von vielen emotional unterstützt werden, auch von vielen Bewohnern instrumentelle Hilfe. Auch das Freundschafts- und Unterstützungs-Netzwerk sind positiv korreliert: Je enger sich Bewohner miteinander verbunden fühlen, desto eher unterstützen sie sich emotional und auch instrumentell.

Zur dritten Integrationsdimension *Identifikation*, die im Rahmen eines Exkurses angerissen wurde, zeigte sich, dass sie am stärksten mit der Anzahl reziproker Freundschaften zusammenhängt, gefolgt von der Erbringung emotionaler und instrumenteller Unterstützung. Nicht korreliert ist die emotionale Bindung an die Wohngruppe mit dem Erhalt von emotionaler und instrumen-

teller Unterstützung. Des Weiteren hängt die Identifikation mit anderen Aktivitäten im Wohnprojekt positiv zusammen, vor allem mit der Aktivität in Freizeitgruppen und der Übernahme eines Amtes für die Gruppe. Über den zugrunde liegenden Kausalzusammenhang kann keine Aussage getroffen werden. Nach Esser (2000a: 277) ist die Einbindung in ein System über Interaktion eine grundlegende Voraussetzung für die Sozialintegration über Identifikation (Kap. 4.1). Es ist aber auch denkbar, dass eine positive Einstellung zur Wohngruppe die Interaktion beeinflusst. Um diese Frage zu beantworten, müsste das Konzept der Identifikation theoretisch wie auch methodisch weiter ausgebaut werden.⁷⁰

Insgesamt haben die empirischen Analysen gezeigt, dass der *räumlichen Nähe* der Bewohner zueinander eine herausragende Bedeutung für ihre Integration in die Gruppe zukommt. Dies zeigte sich sowohl für die Einbindung in die Freundschafts- als auch in die Unterstützungs-Netzwerke der Wohngruppen. Dabei gibt es noch Abstufungen der räumlichen Distanz: Das Wohnen auf der gleichen Etage befördert die Entstehung von Freundschaften und den Austausch emotionaler Unterstützung und stärker noch den Austausch instrumenteller Unterstützung. Aber nicht nur diese geringste räumliche Distanz zwischen Bewohnern wird als bedeutsam angesehen, sondern die räumliche Nähe und schnelle Erreichbarkeit zwischen allen Bewohnern eines Wohnprojekts. Die Sozialbeziehungen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten sind somit durch das zentrale Strukturmerkmal von Nachbarschaften gekennzeichnet.

Als ebenfalls wichtiger Faktor für die Integration der Bewohner in ihre Gruppe haben sich *regelmäßige gesellige Aktivitäten* bewiesen, sowohl für die Entstehung von Freundschaften als auch den Austausch sozialer Unterstützung, wobei bei letzterem die Ergebnisse weniger konsistent sind. Hier sind es vor allem gesellige Gruppentreffen, die die Absprache instrumenteller Hilfe fördern.

Diese Faktoren der Gelegenheitsstruktur, die die Interaktion zwischen den Bewohnern erleichtern, könnten besonders wirksam sein in Kombination mit der Besonderheit in Wohnprojekten, dass sich die Bewohner *bewusst für diese Art des Wohnens in der Gemeinschaft entschieden* haben: So bieten die hohe räumliche Nähe und die regelmäßigen Aktivitäten stetig Möglichkeiten zur Interaktion zwischen Bewohnern, die bewusst nach Gemeinschaft und Kommunikation suchen. Es wird vermutet, dass Faktoren, die Gelegenheiten zur Interaktion bieten, allein nicht den sozialen Austausch derart befördern

70 Anhaltspunkte für eine theoretische Ausarbeitung finden sich im Investitionsmodell von Rusbult (1980) sowie den Konzepten Kohäsion und Commitment (u.a. Blau 1960; Dunphy 1972: 266ff.; Festinger et al. 1963; Hondrich/Koch-Arzberger 1992: 18ff.; Smith 1986 [1853]; Thome 1998: 238f.).

können, wie etwa Erfahrungen aus der Stadtplanung der 1960er und 1970er Jahre mit inszenierter Nachbarschaft gezeigt haben (Kap. 2.3.1). Wie stark der Einfluss dieses Aspektes ist, muss jedoch an dieser Stelle spekulativ bleiben und kann nicht mit empirischen Ergebnissen untermauert werden.

11.1.4 Gesellschaftliche und sozialpolitische Implikationen

An dieser Stelle werden die empirischen Ergebnisse zur sozialen Integration verschiedener Bewohnergruppen zusammengeführt zur Beantwortung folgender Fragen: Wie stark sind verschiedene Bewohnergruppen in ihre Wohngruppe integriert? Welchen Mehrwert in Form von sozialem Kapital aus den informellen sozialen Beziehungen der Bewohner untereinander können die Bewohner für sich generieren und welche Bedeutung haben sie umgekehrt für die Wohngruppe? Und für wen ist die Wohnform überhaupt geeignet und sinnvoll? Hierzu werden vor allem Differenzen in Geschlecht, Alter, Haushaltsform und Bildung beleuchtet. Des Weiteren wird auf die Frage eingegangen, welche Impulse existierende Wohnprojekte für das sie umgebende Wohnquartier sowie für die gesamte Gesellschaft geben können, auch im Hinblick auf aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen. Überdies geben die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit eine Reihe von Hinweisen für politische Akteure, die das gemeinschaftliche Wohnen fördern wollen, sowie für bestehende Wohnprojekte und am gemeinschaftlichen Wohnen interessierte Privatpersonen und Projektinitiativen.

Wie auch in anderen empirischen Studien zu Wohnprojekten sind in den in dieser Arbeit untersuchten Projekten *Frauen* mit einem Anteil von 72 Prozent deutlich stärker vertreten als Männer. Dafür gibt es mehrere Gründe: Die häufigste Lebensform von Frauen im Alter ist der Einpersonenhaushalt, während Männer meistens gemeinsam mit ihren Partnerinnen altern (Henckmann 1999: 21f.). Dies resultiert aus der höheren Lebenserwartung und der gleichzeitig geringeren Wiederverheiratungsquote von Frauen. In der Stichprobe dieser Arbeit machen alleinlebende Frauen einen Anteil von 44 Prozent aus, alleinlebende Männer sind nur mit 7 Prozent vertreten. Vermutet wird aber, dass diese großen Differenzen nicht nur mit den Prozessen der Singularisierung von Frauen im Alter erklärt werden können. Von Architekten und Projektentwicklern ist zusätzlich bekannt, dass Frauen gemeinschaftlichen Wohnformen aufgeschlossener gegenüber stehen als Männer, die eher skeptisch sind. Es sind auch eher Frauen, die den Umsetzungsprozess initiieren und vorantreiben (Hieber et al. 2005: 28). An diesem Punkt könnten politische Akteure einsetzen, um alleinlebende ältere Männer stärker für das gemeinschaftliche Wohnen zu gewinnen. So zeigen die Befunde dieser Arbeit, dass Männer zwar weniger emotional enge Bindungen in den Projekten aufbauen

und weniger am Austausch emotionaler Unterstützung beteiligt sind. In den Austausch instrumenteller Unterstützung sind sie jedoch stark involviert; vor allem leisten sie viel praktische Hilfe. Der geringere Anteil von Freundschaften bei den Männern kann teils mit der Wirksamkeit des Homophilieprinzips erklärt werden. Geschlechtshomophilie wurde empirisch nachgewiesen, d.h. möglicherweise stehen den Männern in den untersuchten Projekten zu wenig andere Männer als potentielle Freunde zur Verfügung. Dies ist besonders relevant, da aus der Freundschaftsforschung belegt ist, dass Männer mehr gleichgeschlechtliche Freundschaften pflegen als Frauen (Wolf 1996: 30f.). Entsprechend könnte ein stärkeres Gleichgewicht bei der Geschlechterverteilung zu einer besseren Integration der Männer in ihre Wohngruppe führen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass Frauen der Aufbau enger, vertrauensvoller Beziehungen und Austausch emotionaler Unterstützung wichtiger ist als Männern (Gierse/Wagner 2012: 74f.). Es sind anscheinend nicht nur Unterschiede in Gelegenheiten, sondern auch in Präferenzen, die zu den berichteten Differenzen in der sozialen Integration führen. Dennoch gibt es Vorteile des gemeinschaftlichen Wohnens, die auch für Männer wichtig sind. Diese bewegen sich eher auf Ebene der gesamten Wohngruppe, wie ein geselliger Austausch. Auch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu entwickeln oder sich für die Wohngruppe engagieren zu können, ist für Männer und Frauen gleichermaßen wichtig (Gierse/Wagner 2012: 74). Besonders für alleinlebende Männer im Ruhestand kann ein solches Engagement eine neue Aufgabe und positive Herausforderung bedeuten.

Im Hinblick auf die *Altersverteilung* und die verschiedenen Haushaltsformen zeigen die empirischen Daten, dass jüngere Bewohner mehrheitlich in *Haushalten mit minderjährigen Kind(ern)* leben. In den Jung-Alt-Projekten machen sie 23 Prozent der Befragten aus. Ihr Anteil schwankt aber stark zwischen den Wohnprojekten. So leben in einzelnen Projekten nur ein oder zwei Haushalte mit Kind(ern). Dieses Ungleichgewicht, auf das die Konzeption ‚Jung-Alt‘ per se nicht hindeutet, ist aus dem professionellen Kontext der Wohnprojektlandschaft bekannt. So gewinnen Projektgruppen oft weniger Haushalte mit Kind(ern) für einen Einzug, als sie ursprünglich geplant hatten. Außerdem werden junge Familien häufig erst im fortgeschrittenen Prozessverlauf für eine Mitgliedschaft gewonnen. Dies resultiert höchstwahrscheinlich aus einem im Vergleich zu älteren Personen weniger langfristigen beruflichen und familiären Planungshorizont dieser Bevölkerungsgruppe. Die Analysen zeigten, dass Bewohner mit Kind(ern) ähnlich viele Freunde im Projekt haben wie Bewohner ohne Kind(er). Überdies wurde Homophilie in der Freundschaftswahl nachgewiesen, d.h. befreundet sind eher Bewohner, die beide mit oder beide ohne Kind(er) zusammen leben. Im Hinblick auf dieses Ergebnis sollte es für planende Wohnprojektgruppen sowie politische

Akteure von Interesse sein, mehr Haushalte mit Kindern zu gewinnen, damit junge Familien mehr Gleichgesinnte in den Projekten finden. Zum Austausch sozialer Unterstützung zeigt sich, dass Bewohner mit Kind(ern) weniger stark involviert sind in den Austausch emotionaler Unterstützungsleistungen. Sie erhalten aber signifikant mehr instrumentelle Hilfe als andere. Zugleich leisten sie nicht weniger instrumentelle Unterstützung als andere. Somit kann vermutet werden, dass Eltern minderjähriger Kind(er) wichtige Fertigkeiten und Ressourcen in die Wohngruppe einbringen, die das Gemeinschaftsleben und die gegenseitige Unterstützung bereichern; insbesondere für die älteren Bewohner, die sich ganz bewusst für das Mehrgenerationenwohnen entschieden haben und gerade nicht altershomogen wohnen möchten. Darüber hinaus ist das gemeinschaftliche Wohnprojekt für junge Familien offenbar eine lohnenswerte Wohnform, in der sie Entlastung im Alltag finden können. Bis jetzt leben in den befragten Projekten eher Elternpaare und weniger Alleinerziehende. Der Entlastungsaspekt sollte die politischen Akteure jedoch dazu motivieren, gezielt mehr Alleinerziehende für das gemeinschaftliche Wohnen zu gewinnen, da sie in ganz besonderem Maße in ihrem Alltag belastet sind (Kahle 2004; Schneider et al. 2001) und offensichtlich in der Gemeinschaft der Wohngruppe Unterstützung finden könnten. Ein wichtiger Anknüpfungspunkt, um den Anteil junger Familien und vor allem Alleinerziehender zu erhöhen, wäre eine Verkürzung und Vereinfachung des Planungsprozesses. Dieser Punkt wird im Laufe dieses Abschnitts nochmals aufgegriffen.

Bei den *höheren Altersgruppen* überwiegen in den untersuchten Projekten – wie auch in anderen empirischen Studien – die jungen und mittleren Alten, während wenig Personen über 80 Jahre in den Projekten leben. Da zu wenige hochaltrige Bewohner in der Befragung vertreten sind, können die Analysen keine solide Auskunft über Differenzen zwischen den verschiedenen höheren Altersgruppen hinsichtlich ihrer sozialen Integration geben. Allgemein zeigen die Analysen, dass ältere Bewohner mehr Freunde in ihrer Wohngruppe haben als jüngere Bewohner. Altershomophilie bei den bestehenden Freundschaften wurde in mehreren Projekten nachgewiesen, wenn auch nicht durchgängig über alle Projekte. Der Austausch emotionaler Unterstützung erfolgt ebenfalls eher zwischen altershomogenen Bewohnern. Diese Tendenz zu stärker intragenerationellen engen Beziehungen wurde schon beim Merkmal ‚Zusammenleben mit Kind(ern)‘ ersichtlich. Des Weiteren werden die Bewohner mit zunehmendem Alter von mehr Bewohnern instrumentell unterstützt. Keine Unterschiede zwischen den Altersgruppen zeigen sich hingegen bei der Anzahl von Bewohnern, für die emotionale und instrumentelle Unterstützung geleistet wird. So wie die Haushalte mit Kind(ern) wichtige Ressourcen in die Gruppe einbringen, können ältere Bewohner als gleichermaßen wichtige Säulen der Gemeinschaft und Austauschs sozialer

Unterstützung in Mehrgenerationenprojekten betrachtet werden. Zudem wird anhand der Analysen zu den Freundschafts- und Unterstützungs-Netzwerken deutlich, dass ältere Bewohner gut in ihre Wohngruppe integriert sind: Sie finden emotionalen Halt und gleichzeitig praktische Entlastung im Alltag.

Diese Aspekte sind für eine Gruppe der Älteren besonders wichtig: die *Alleinlebenden*, bei denen es sich mehrheitlich um ältere Frauen handelt. In der Einführung wurde die Vermutung angestellt, dass die Bewohner im Wohnprojekt für alleinlebende Personen fehlende wichtige Bezugspersonen substituieren könnten, etwa teils Funktionen übernehmen, die der verstorbene oder geschiedene Partner in der Vergangenheit übernommen hat. Dies lässt sich für den Erhalt von emotionaler und instrumenteller Unterstützung bestätigen: So werden Personen ohne Partner im Haushalt von mehr Bewohnern unterstützt als Personen mit Partner. Außerdem haben Bewohner ohne Partner tendenziell etwas mehr Freunde im Projekt als Bewohner mit Partner. In einem weiteren Schritt wurde untersucht, ob nicht nur das Fehlen eines Partners, sondern auch eine geringe Anzahl sonstiger Netzwerkpersonen das Ausmaß der Integration in die Wohngruppe beeinflusst. Hier sind die Ergebnisse weniger einheitlich: Befragte mit wenigen engen Familienangehörigen erhalten von mehr Bewohnern emotionale Unterstützung, sie erhalten aber nicht von mehr Bewohnern instrumentelle Hilfe und haben auch nicht mehr Freunde im Projekt als Befragte mit vielen engen Familienangehörigen. Die Anzahl enger Freunde außerhalb des Projekts beeinflusst das Ausmaß erhaltener Unterstützung nicht. Stattdessen haben Befragte mit vielen Freunden im Projekt auch deutlich mehr Freunde außerhalb des Projekts.

Zumindest für das Fehlen eines Partners kann festgestellt werden, dass – wie vermutet – soziale Beziehungen zu Bewohnern im Projekt sicher ein Stück weit Kompensation leisten können. Daher wird angenommen, dass von der praktischen Hilfe und der Interaktion mit anderen Bewohnern gerade alleinlebende ältere Menschen so weit profitieren, dass ihnen ein *Umzug in eine weniger selbstbestimmte Wohnform*, etwa ein Seniorenheim, erspart bleibt oder dies zumindest verzögert wird. So ist es nicht zwingend die schwere Pflegebedürftigkeit, die ältere Menschen zu einer Aufgabe ihres eigenständigen Haushalts nötigt. Stattdessen sind es eher fehlende kleine Entlastungen im Alltag sowie Gefühle der Einsamkeit und der Unsicherheit, allein und anonym in der konventionellen Nachbarschaft zu leben. Mehrere Studien zeigen positive Effekte des Lebens im Wohnprojekt auf Lebensqualität und Gesundheitszustand der Bewohner (Andresen/Runge 2002; Borgloh/Westerheide 2012; Choi 2004; Williams 2005b: 159). In der Untersuchung von Kehl und Then (2013) wiesen Bewohner der Wohnprojekte einen besseren Gesundheitszustand auf und fragten weniger professionelle Pflege nach als Bewohner konventioneller Wohnformen (ebd.: 47ff.). Die

Übernahme gegenseitiger Verantwortung füreinander könnte bei den Bewohnern der Wohnprojekte eine bessere Gesundheit befördern. Den geringeren Bedarf an professioneller Pflege führten die Autoren auf das durch die Wohngruppe vermittelte Gefühl der Sicherheit zurück – „in a sense of ‚help is there if needed‘“ (ebd.: 51; s. auch Binner et al. 2011: 180f.; Hieber et al. 2005: 79; KDA 2000: 101).

Wie schon erwähnt, leben nur wenige hochaltrige Bewohner in den Jung-Alt-Projekten: In den fünf Projekten waren es gerade einmal fünf Bewohner über 80 Jahre. Nach Ansicht mehrerer Autoren sind gemeinschaftliche Wohnprojekte primär eine Wohnform für junge Alte auf der Suche nach höherer Lebensqualität und Gemeinschaft und weniger für längerfristig *Pflegebedürftige* geeignet (Choi 2004: 1190; Henckmann 1999: 19; Thomas 2012: 222). So steigt im hohen Alter die Wahrscheinlichkeit der Pflegebedürftigkeit rapide an, von knapp vier Prozent bei den 60- bis 80-Jährigen auf fast 60 Prozent bei den über 90-Jährigen (Eichener 2004: 6). Unbestritten ist, dass Wohnprojekte im Gegensatz zu anderen altersgerechten Wohnformen weniger umfassende Hilfe anbieten und zwar nur solche, die die Bewohner informell füreinander erbringen. Inwieweit es für stark betreuungs- und pflegebedürftige Personen möglich und vor allem sinnvoll ist, in einem Wohnprojekt zu leben, hängt daher davon ab, ob dieser Bedarf über professionelle externe Akteure oder Personen aus dem persönlichen Netzwerk abgedeckt werden kann. Auch einige Wohnprojekte entwickeln Konzepte, wie Pflegebedürftige durch Externe betreut werden und gleichzeitig im Projekt wohnen bleiben können, beispielsweise über integrierte Pflege-Wohngemeinschaften oder die Einstellung von Pflegekräften für mehrere Bewohner (MAGS 2006: 13). Darüber hinaus erbringen in Einzelfällen auch Bewohner im Projekt füreinander solche aufwendigen Hilfeleistungen, wie die Analysen gezeigt haben. Dies kann jedoch nicht eingefordert oder erwartet werden. Daher wird angenommen, dass das gemeinschaftliche Wohnprojekt als Wohnform für das Alter beim Thema Pflege an seine Grenzen stößt. In den befragten Projekten blieben zwar einzelne Bewohner als schwere Pflegefälle in ihrem Projekt wohnen, konnten jedoch kaum oder gar nicht mehr am Gemeinschaftsleben teilnehmen, so dass in diesen Fällen der Mehrwert der Wohnprojekte gegenüber konventionellem Wohnen – die Gemeinschaft – nicht genutzt werden kann.

Gerade bei einer Untersuchung von Mehrgenerationenprojekten ist die Frage interessant, wie die sozialen *Beziehungen zwischen jüngeren und älteren Bewohnern* funktionieren. Bereits berichtet wurde, dass Freundschaften eher innerhalb als zwischen den Generationen entstehen. Bedeutsam ist hierbei das Vorhandensein von Kindern und nicht allein die Altersdifferenz. Auch der Austausch emotionaler Unterstützung erfolgt eher zwischen Be-

wohnern der gleichen Generation. Instrumentelle Hilfe wird etwas stärker zwischen Bewohnern unterschiedlichen Alters sowie mit und ohne Kinder ausgetauscht. Auf Basis von qualitativen Interviews mit zwölf Bewohnern aus zwei Kölner Mehrgenerationenprojekten kommt Paul (2013: 206ff.) zu ähnlichen Resultaten: Die von ihr befragten Bewohner berichten von vielfältigen Hilfeleistungen zwischen den Generationen, während tiefere Bindungen weniger inter-, sondern eher intragenerationell entstehen. Letzteren Punkt führt sie auf unterschiedliche Bedürfnisse, Interessen und Einstellungen von Haushalten mit und ohne Kinder zurück (ebd.: 212), d.h. auf das Homophilieprinzip. Trotzdem folgert sie, dass die Interaktion verschiedener Generationen zu einem besseren Verständnis füreinander führen kann und letztlich zu „positiveren Generationenbildern“ (ebd.: 211). Dieser Aspekt wurde als offene Frage in der Einführung formuliert, inwieweit Wohnprojekte den intergenerativen Austausch fördern.

Zur *Wirkung von Wohnprojekten auf das Quartier* gibt es verschiedene Positionen: Dangschat (1999: 4) unterstellt eine positive Wirkung über eine Vernetzung mit lokalen Akteuren. Kritischer beurteilt Brech (1999: 135) den positiven Einfluss von Wohnprojekten auf gesellschaftliche Integrationsprozesse, wobei er auf die seiner Ansicht nach sehr homogene, segregierte Sozialstruktur in Wohnprojekten und die daraus resultierenden geringen Integrationsleistungen verweist. Zudem kann die Entwicklung eines Wohnprojekts in einem Quartier als Gentrifizierung gesehen werden, die auch kritische Implikationen mit sich bringt (Ache/ Fedrowitz 2012: 409f.). Helmer-Denzel und Schneiders (2013) bewerten gemeinschaftliche Wohnprojekte noch als „Nischenprodukt“ (ebd.: 335) für eine selektive Zielgruppe. Um eine größere gesellschaftliche Wirkung zu entfalten, müssten Wohnprojekte als „Quartierskonzepte“ und nicht als „Solitärkonzepte“ angelegt sein (Schneiders 2011: 265ff.). So konzentrieren sich Wohnprojekte mit Solitärkonzept in Aktivitäten und Engagement auf die eigene Gruppe. Bei Projekten mit Quartierskonzept fungiert das Wohnprojekt als ‚Kern‘ der Gemeinschaft und wird ergänzt um Angebote für das gesamte Stadtquartier, darunter auch „wohlfahrtsverbandliche bzw. privat-gewerbliche Dienstleistungsangebote“ (Helmer-Denzel/Schneiders 2013: 334). Die Autorinnen erhoffen sich, dass mit diesem Konzept mehr Menschen erreicht werden und auch eine größere soziale Vielfalt. Insbesondere könnten Quartierskonzepte besser einkommensschwache, hochaltrige und pflegebedürftige Personen ansprechen sowie diejenigen, die aufgrund von Wohneigentum oder Verwurzelung in der Nachbarschaft nicht zum Umzug bereit sind. Die hier angesprochene Idee des Quartierskonzepts klingt überzeugend und lohnenswert, ist jedoch in ähnlicher Weise in Form der Mehrgenerationenhäuser realisiert. Im Rahmen dieses vom Bundesfamilienministerium geförderten Aktionsprogramms wurde

seit 2006 in jeder kreisfreien Stadt und jedem Landkreis mindestens ein Mehrgenerationenhaus realisiert.⁷¹ Diese Häuser können vermutlich mehr Menschen ansprechen als es Wohnprojekten möglich ist. Die Gemeinschaft eines Wohnprojekts könnte hingegen mit der Aufgabe überfordert sein, sich nicht primär um die Bewohner ihres Projekts zu kümmern, sondern zugleich vielfältige Aktivitäten für Externe anzubieten. Im Kleinen geschieht dies aber: In den in dieser Arbeit befragten Projekten, bei denen es sich nach Definition der Autorinnen um Solitärkonzepte handeln müsste, gibt es viele Beispiele für Öffnungen in das Quartier. In mehreren Projekten finden Veranstaltungen statt, die sich an alle Interessierten wenden, etwa Vorträge, Lesungen oder Konzerte. Häufig können die Gemeinschaftsräume von Externen angemietet werden. In einem Projekt findet Hausaufgabenbetreuung für Kinder des Stadtquartiers statt. Ein anderes Projekt ist in der Behindertenpolitik der Kommune engagiert. Wieder ein anderes Projekt hat eine starke Verbindung zu einer religiösen Gemeinde, dessen Kirchengelände direkt an das Projektgelände grenzt. Somit bilden die Wohngruppen eine feste Gemeinschaft und ihre Hauptaktivitäten sind auf ihre eigene Gruppe fokussiert, trotzdem haben sie auf vielfältige Weise Ausstrahlungskraft in ihr Wohnquartier. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch andere Studien zu Wohnprojekten (Fromm 2012: 387ff.; Hieber et al. 2005: 74; Kap. 3.2.1).

Des Weiteren stellt sich die Frage, für welche *Einkommensgruppen* Wohnprojekte geeignet und finanzierbar sind. In den letzten Jahren wurden verstärkt von Investoren finanzierte Wohnprojekte im Mietwohnungsbau realisiert, die teils auch sozial geförderte Wohnungen integrieren. Folglich sind Wohnprojekte zumindest teilweise auch für Menschen mit geringeren Einkommen erschwinglich. Eine Hürde sehen einige Autoren darin, dass sich einkommensschwache Personen mit dem Leben in der Gemeinschaft überfordert fühlen, etwa nicht so viele Ressourcen einbringen können (Schneiders 2011: 269) oder unerfahren mit Kommunikationsprozessen in einer größeren Gruppe sind, zum Beispiel mit Entscheidungsfindungen im Konsens (Garciano 2011: 6). Nach dieser Argumentation wird folglich weniger das Einkommen, sondern der soziale Status und das *Bildungsniveau*⁷² der Bewohner als relevantes Selektionskriterium beurteilt. Angenommen wird, dass höher gebildete Personen ihren Standpunkt besser darlegen können (ebd.) und über mehr fachliche und soziale Fertigkeiten sowie mehr Durchhalte-

71 Bei diesen Einrichtungen stehen sieben Handlungsfelder im Fokus: 1. Vier Lebensalter unter einem Dach, 2. Generationenübergreifende Angebote, 3. Kinderbetreuung, 4. Freiwilliges Engagement, 5. Informations- und Dienstleistungsdrehscheibe vor Ort, 6. Einbeziehung der lokalen Wirtschaft, 7. offener Tagestreff.

72 Auch wenn Einkommen und Bildung positiv korreliert sind, kann dies nicht generell unterstellt werden. So sind in der Stichprobe dieser Arbeit durchaus Bewohner mit geringeren Einkommen, die höher gebildet sind.

vermögen und Motivation verfügen (KDA 2000: 101; s. Kap. 3.1.1). Solche Kompetenzen sind primär für den langen und komplizierten Planungsprozess der Projekte notwendig, aber auch für das spätere Zusammenleben. Gemeinschaftswohnprojekte könnten sich für andere Sozial- und Bildungsschichten erstens dadurch öffnen, indem die politischen Beratungs- und Förderstrukturen verbessert werden, um die Planungsphasen der Projekte zu verkürzen. Dies ist besonders in Nordrhein-Westfalen in den letzten Jahren verstärkt geschehen. Göschel (2010a: 249) macht hierzu den Vorschlag, mehr Wohnprojekte im Bestand zu realisieren, da Neubauprojekte meist aufwendiger zu realisieren sind. Zweitens müssten Kommunikationsprozesse so gefördert werden, dass sich auch Bewohner gut einbringen können, die hier weniger erfahren sind. Dies könnte durch ein psychologisches Coaching geschehen, das die Wohngruppe für latente Machtstrukturen sensibilisiert. Derzeit dominieren in Wohnprojekten tatsächlich Bewohner mit höherem Bildungsniveau, wie andere empirische Studien belegen und auch in dieser Arbeit gezeigt wurde (Kap. 8.2.2). Die Analysen belegen, dass es keine Differenzen im Grad der sozialen Integration zwischen Bewohnern unterschiedlichen Bildungsniveaus gibt. Bei den Freundschaften und dem Austausch emotionaler Unterstützung wurde teils Bildungshomophilie nachgewiesen, kaum hingegen beim Austausch instrumenteller Hilfen. Diese Befunde zeigen, dass Bewohner unterschiedlichen Bildungsgrades gut in ihre Wohngruppe integriert sind. Für Garciano (2011) hat das gemeinschaftliche Wohnen gerade für einkommensschwache Haushalte viele Vorteile, etwa dass sich Geld sparen lässt über gegenseitige Hilfe und gemeinsame Ressourcennutzung. Außerdem können die Bewohner ihre sozialen Kompetenzen durch das Leben in der Gemeinschaft verbessern, was ihnen auch in beruflicher Hinsicht helfen würde: „communication skills, such as public speaking, working in groups, and conflict resolutions are all a daily part of living in a cohousing community“ (ebd.: 3). Die Ausführungen von Garciano verdeutlichen nochmals, dass es lohnenswert scheint, Wohnprojekte für breitere Bildungsschichten zugänglich zu machen. Falls Personen unterer sozialer Schichten trotz eines punktuellen Coachings mit dem Gemeinschaftsleben in den selbstverwalteten Wohnprojekten überfordert sind, wäre es darüber hinaus zumindest einen Versuch wert, Wohnformen zu entwickeln, in denen permanente professionelle Kräfte den Gruppenprozess organisieren. Dies geschieht etwa für Hochaltrige und Pflegebedürftige in den Wohnprojekten des Netzwerks SONG (Song 2009a).

Obwohl für verschiedene Zielgruppen eine Verkürzung der Planungszeit wünschenswert ist, darf die *Planung und Umsetzung eines Wohnprojekts* den zukünftigen Bewohnern nicht völlig aus der Hand genommen werden. Stattdessen sollte die Planungsphase als wichtiger Prozess für die Gruppenbildung

und die persönliche Auseinandersetzung mit der Idee des gemeinschaftlichen Wohnens gesehen werden (BBSR 2012b; Fromm 2012: 389). Außerdem haben die zukünftigen Bewohner auf diese Weise die Möglichkeit, eigene Vorstellungen bei der Konzeption und Gestaltung einzubringen. Die Analysen in dieser Arbeit haben überdies gezeigt, dass Bewohner, die in frühen Phasen der Projektentwicklung zu ihrer Gruppe hinzukamen, mehr Freunde im Projekt haben und tendenziell etwas mehr soziale Unterstützung leisten als Bewohner, die in späteren Entwicklungsphasen zur Gruppe kamen. Dies ist beachtlich, da die Planungszeit zum Befragungszeitpunkt oft mehrere Jahre zurückliegt und trotzdem offensichtlich so starke Effekte auf die spätere soziale Integration der Bewohner hat. Wie hoch der Anteil derjenigen ist, die in den einzelnen Entwicklungsphasen zur Gruppe hinzukommen, hängt von verschiedenen externen, teils schwer beeinflussbaren Faktoren ab. Eine stärkere professionelle Unterstützung von Wohnprojektgruppen und eine Verkürzung der Umsetzungsphase könnten der Fluktuation entgegenwirken und Personen zu einem früheren Mitwirken veranlassen, die sich bislang erst kurz vor der Fertigstellung dafür entscheiden – wie Haushalte mit Kindern. Nichtsdestotrotz können derartige Maßnahmen Bewohnerwechsel nach der Fertigstellung nur bedingt beeinflussen.

Die Ergebnisse dieser Arbeit sollen nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, dass das gemeinschaftliche Wohnprojekt eine für alle Menschen geeignete Wohnform ist. Persönliche Eigenschaften, wie „ein gewisses Maß an Toleranz“, „Respekt vor der Andersartigkeit“ (Hieber et al. 2005: 30) oder eine Grundeinstellung, sich selbst einbringen zu wollen, sind neben den untersuchten Merkmalen ebenfalls wichtig. Als Wohnform für das Alter ist das Wohnprojekt keine Standardlösung für alle älteren Menschen, sondern sollte als eine Möglichkeit neben anderen Lösungen gesehen werden, wie zum Beispiel die genannten Mehrgenerationenhäuser, haushaltsbezogene intelligente IT-Systeme (Naegele 2011: 95) oder Seniorenengossenschaften (Köstler 2007). Diese Arbeit hat gezeigt, dass das Wohnprojekt in diesem Kontext eine gute Wohnalternative für verschiedenste Zielgruppen darstellt. Die in den letzten Jahren kontinuierlich steigenden Zahlen ihrer Verbreitung zeigen auch die Bedeutung, die dem Wohnprojekt zukommt. Für die Zukunft folgern die Autoren einer Studie des BBSR (2012b): „Aus den bisher vorliegenden Zahlen und der laufenden Beobachtung ist auch für die Zukunft ein weiteres Anwachsen der Zahl gemeinschaftlicher Wohnprojekte in allen Rechtsformen zu erwarten, insbesondere mit einem Mehrgenerationen-Ansatz“.

11.2 Grenzen der Arbeit und Forschungsausblick

In der vorliegenden Arbeit konnten eine Reihe von Forschungsfragen untersucht werden, die einerseits gesellschaftlich und sozialpolitisch relevant sind und andererseits helfen, die soziologische Erforschung sozialer Netzwerke voranzubringen, wenngleich auch nicht alle Forschungslücken zum Thema gemeinschaftliche Wohnprojekte im Rahmen dieser Arbeit aufgearbeitet werden konnten. Wie in der Einführung ausgeführt, hat die Verbreitung gemeinschaftlicher Wohnprojekte in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Zudem konnte gezeigt werden, dass diese Wohnform eng verknüpft ist mit zahlreichen aktuellen und künftigen gesellschaftlichen Herausforderungen. Aus diesem Grund wäre es sehr wünschenswert, wenn in den nächsten Jahren weitere Forschungsarbeiten zum Gemeinschaftsleben in Wohnprojekten entstehen. Aus dem Kontext dieser Arbeit können hierfür mehrere relevante offene Forschungsfragen abgeleitet werden.

Soziale Nachhaltigkeit. Die empirische Erhebung dieser Arbeit erfolgte im Querschnitt. Zudem lag bei sechs der sieben Projekte der Zeitpunkt der Fertigstellung zwischen ein bis sechs Jahre zurück. Lediglich ein Projekt besteht seit mehr als 12 Jahren. Folglich können auf Basis der empirischen Daten dieser Arbeit keine zufriedenstellenden Aussagen zur Frage der sozialen Nachhaltigkeit der Projekte gemacht werden. Die Frage, ob das Gemeinschaftsleben nach zwanzig oder dreißig Jahren ähnlich funktioniert wie aktuell, bleibt somit offen, ist aber sehr bedeutsam. Neben dem Prozedere der Nachbelegung von Wohnungen (Kap. 8.2.1) spielen bei dieser Frage der Wohnprojekttyp und die soziale Mischung der Projekte eine entscheidende Rolle, besonders die Altersverteilung. Ein Großteil der derzeit existenten Wohnprojekte ist jedoch noch zu jung, um die Frage der sozialen Nachhaltigkeit adäquat beantworten zu können. Erst in einigen Jahren kann dieser Forschungsfrage sinnvoll nachgegangen werden.

Einfluss des Planungsprozesses auf das Gemeinschaftsleben. Genauso wie empirische Daten über einen langen Zeitraum des gemeinsamen Wohnens fehlen, kann keine Aussage darüber getroffen werden, wie der Planungsprozess auf Ebene der persönlichen Beziehungen der Mitglieder abgelaufen ist und nun auf die Wohnphase wirkt. Es konnte belegt werden, dass der Zeitpunkt des Eintritts der Bewohner in ihre Gruppe einen wichtigen Faktor für ihre Integration darstellt. Nicht ausgeblendet werden darf, dass die Gruppe, die derzeit gemeinsam wohnt, über einen langen Selektionsprozess entstanden ist. Viele zwischenmenschliche Unstimmigkeiten und Konflikte sind sicherlich bereits in der Planungsphase aufgetreten und haben womöglich auch Interessenten von einem Einzug abgehalten. Diejenigen, die über eine Weile zur Planungsgruppe gehörten und letztlich nicht eingezogen sind,

konnten natürlich für diese Arbeit nicht befragt werden. Um diese Fragen herauszuarbeiten, würde sich eine Längsschnittuntersuchung anbieten, die jedoch über einen sehr langen Zeitraum erfolgen müsste. Ob dies forschungstechnisch möglich ist, ist daher fraglich, vor allem ob Personen, die nicht mit eingezogen sind, an einer Befragung teilnehmen würden.

Kontexteffekte von Wohnprojekten. Der Punkt, welchen Einfluss Wohnprojekte auf das sie umgebende Quartier haben, wurde im letzten Abschnitt 11.1.4 angeschnitten: Hierfür wurden mehrere Beispiele aus den befragten Wohnprojekten angeführt. Eine umfassende Erforschung dieser Fragestellung steht hingegen noch aus und ist besonders vor dem Hintergrund einer zunehmenden Verbreitung von Wohnprojekten von Interesse.

Merkmale auf Gruppenebene – Anzahl erhobener Wohnprojekte. Diese Arbeit konzentriert sich auf die Erklärung der sozialen Integration der Bewohner über individuelle Merkmale. Daher bleiben Merkmale auf Gruppenebene meist außen vor. Vermutet wird, dass solche Merkmale Einfluss auf die soziale Integration haben. In dieser Arbeit wurden einige Faktoren herausgearbeitet, die mit hoher Wahrscheinlichkeit bedeutsam sind. So wird angenommen, dass die Wohndichte die Entstehung von Freundschaften beeinflusst und zwar dergestalt, dass eine hohe Dichte förderlich für die Freundschaftsformation ist. Die Gruppengröße scheint auf vielerlei Weise wirksam zu sein, insbesondere erhöht sich in größeren Wohngruppen das Beziehungspotential für den Aufbau (homogener) Freundschaften und den Austausch sozialer Unterstützung. Zudem haben im größten Wohnprojekt der Stichprobe regelmäßige gesellige Gruppentreffen anscheinend größere Bedeutung für die Freundschaftsformation als in kleineren Projekten. Des Weiteren können Absprachen der Gruppe über feste Aufgaben des Einzelnen den Austausch sozialer Unterstützung beeinflussen. Ein weiterer Punkt ist der Wohnprojekttyp: Diese Arbeit hat sich auf Mehrgenerationenprojekte konzentriert. Interessant wäre es, Differenzen in der sozialen Integration bei unterschiedlichen Wohnprojekttypen aufzudecken. Eine Vielzahl weiterer Merkmale ist denkbar, weshalb die Anzahl von zu untersuchenden Wohnprojekten erheblich ausgeweitet werden müsste. Wie bereits ausgeführt, bieten sich hierzu Mehrebenenanalysen an (Kap. 8.3). Es ist aber fraglich, ob hierfür genügend Wohnprojekte für eine Befragung gewonnen werden könnten. Bei der Rekrutierung für diese Befragung wurde deutlich, dass mehrere Wohnprojekte nicht bereit waren teilzunehmen, weil sie schon zu häufig verschiedensten Akteuren Auskunft über ihr Projekt gegeben haben. Für eine solch umfangreiche Untersuchung müsste eventuell eine bundesweite Stichprobe gezogen werden. Dabei stellt sich aber das Problem, dass zunächst sehr aufwändig eine Liste zur Stichprobenziehung erstellt werden müsste, weil Wohnprojekte nicht offiziell registriert sind.

Soziale Integration in weiteren Dimensionen. Unter das Konzept der sozialen Integration können weitere Dimensionen subsumiert werden. So können Individuen neben informellen persönlichen Beziehungen auch über andere Faktoren und Relationen in ihre Wohngruppe integriert sein. Genannt seien hier primär formelle Aktivitäten der gesamten Gruppe und die persönliche Einstellung der Bewohner zu ihrer Gruppe. Letzterer Aspekt wurde im Abschnitt 11.1.3 diskutiert. Für weitere Forschungsarbeiten interessant wäre die Analyse formeller Beziehungsstrukturen, wie etwa latente Machtstrukturen, Prozesse der Entscheidungsfindung und Konfliktlösung (Gephart 2013: 50). Besondere Relevanz erhält dieser Aspekt, da die sozialen Beziehungen in Wohnprojekten durch ihre Offenheit und geringe normative Institutionalisierung gekennzeichnet sind (Kap. 3.3), so dass jede Gruppe individuelle Verbindlichkeiten und Normen aushandeln muss. Aus dem bisherigen Forschungsstand zeigt sich überdies, dass der notwendige Arbeitsaufwand für formelle Aktivitäten und langwierige Entscheidungsprozesse in der Gruppe zu Unzufriedenheit und Konflikten führen kann (Fromm 2000: 105; Margolis/Entin 2011: 10; Williams 2005a: 211; Kap. 3.2.1). Es wird vermutet, dass diese Aspekte nicht adäquat in einer standardisierten Erhebung untersucht werden können, sondern eher mittels qualitativer Methoden, wie Beobachtung oder Tiefeninterviews. Als eine Forschungsarbeit in diese Richtung wird auf die noch unveröffentlichte Dissertation von Paul (2013) verwiesen, die Lern- und Kommunikationsprozesse in Wohnprojekten untersucht hat.

Wie die Ausführungen in diesem Abschnitt zeigen, gibt es zur Lebens- und Wohnform gemeinschaftliches Wohnprojekt noch einigen Forschungsbedarf. Die aufgeführten Aspekte sind sicherlich auch nicht erschöpfend für dieses noch recht junge Forschungsfeld. Mit der vorliegenden Arbeit kann ein wichtiger Baustein gelegt werden, um die Gestaltung der sozialen Beziehungen der Bewohner untereinander zu beleuchten. Zudem leistet die Arbeit einen wichtigen Beitrag, um das Wohnprojekt als Sozialsystem und die spezifischen Beziehungen dort aus einer theoretischen Perspektive besser einzuordnen und zu erklären.

Anhang: Tabellen und Abbildungen

Tab. 36: Verteilung der Stichprobe beim Merkmal „Eintritt in die Gruppe“

	in %				n	Cramer's V
	erste Interessen- tengruppe	Planungs- phase	Bau- phase	kurz vor oder nach Fertig- stellung		
Männer	10,2	22,0	28,8	39,0	59	0,134
Frauen	19,4	26,4	22,6	31,6	155	
18-49 Jahre	4,3	21,4	30,0	44,3	70	0,248***
50-64 Jahre	28,0	28,0	30,0	14,0	50	
65-79 Jahre	22,5	29,6	22,5	25,4	71	
ab 80 Jahre	14,3	14,3	0,0	71,4	21	
mit Kind(ern) im Haushalt	6,4	27,6	21,3	44,7	47	0,180 [†]
ohne Kind(er) im Haushalt	19,6	25,2	25,8	29,4	163	
mit Partner im Haushalt	10,5	22,1	25,3	42,1	95	0,198*
ohne Partner im Haushalt	21,9	27,7	23,5	26,9	119	
ohne Schulabschluss / Haupt-/Volksschule	15,4	23,1	20,5	41,0	39	0,128
mittlere Reife/Realschule	23,1	25,6	12,8	38,5	39	
(Fach)Hochschulreife	15,2	26,5	29,5	28,8	132	
erwerbstätig	12,0	25,0	28,0	35,0	100	0,141
nicht erwerbstätig	21,6	26,1	20,7	31,6	111	
Berufsprestige Stufe 1-2	7,7	23,1	26,9	42,3	26	0,160
Berufsprestige Stufe 3	10,8	25,7	29,7	33,8	74	
Berufsprestige Stufe 4-5	25,6	25,6	19,5	29,3	82	
gesamt	16,8	25,2	24,3	33,7	214	

[†] p≤0,10, * p≤0,05, *** p≤0,001

Frage: „In welcher Phase befand sich das Wohnprojekt als sie zur Gruppe kamen?“

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 37: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Integration über Freundschaften

	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	(9)
(1) Eintritt in die Gruppe	1,00								
(2) Teilnahme an Planungstreffen	0,33***	1,00							
(3) Teilnahme an geselligen Treffen	0,15 [†]	0,18*	1,00						
(4) Aktiv in Freizeitgruppe	0,04	0,08	0,28**	1,00					
(5) Geschlecht	-0,05	0,08	0,03	-0,16 [†]	1,00				
(6) Schulbildung	-0,12	-0,03	-0,07	-0,25**	0,08	1,00			
(7) Erwerbstätigkeit	-0,11	-0,21*	0,10	0,01	0,13	0,29***	1,00		
(8) Alter	0,23**	0,29**	-0,04	0,13	-0,06	-0,35***	-0,53***	1,00	
(9) Kind(er) im Haushalt	-0,03	0,01	0,10	-0,21*	0,09	0,21*	0,23**	-0,44***	1,00
(10) Lebenspartner	-0,08	0,08	0,06	-0,05	0,40***	0,16 [†]	0,13	-0,29***	0,30***
n=110-136 *** p<=0,001; ** p<=0,01; * p<=0,05; † p<=0,10									

Korrelationen der dichotomen Variablen: Phi-Koeffizient; mit „Alter“: Rang-Korrelationen (nach Spearman)

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 38: Unabhängige Variablen – Bedingungen der Freundschaftswahl

	WP 1		WP 2		WP 4		WP 5	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%
<i>direkte Nachbarschaft</i>								
1 ja	122	2,4	36	8,0	32	5,9	22	7,5
0 nein	4966	97,6	412	92,0	506	94,1	270	92,5
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0
<i>auf gleicher Etage wohnend</i>								
1 ja	412	8,1	104	23,2	74	13,8	82	28,1
0 nein	4676	91,9	344	76,8	464	86,2	210	71,9
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0
<i>Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe</i>								
1 beide regelm. teilgenommen	2058	46,8	206	46,0	294	59,8	150	57,7
0 nicht beide regelm. teilgenommen	2344	53,2	242	54,0	198	40,2	110	42,3
N	4402	100,0	448	100,0	492	100,0	260	100,0
<i>Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe</i>								
1 beide regelm. teilgenommen	1116	21,9	106	29,0	102	22,8	146	50,0
0 nicht beide regelm. teilgenommen	3972	78,1	260	71,0	346	77,2	146	50,0
N	5088	100,0	366	100,0	448	100,0	292	100,0
<i>Alter (absolute Differenz in Jahren zwischen Akteuren)</i>								
Mittelwert	16,2		18,1		17,9		21,1	
Maximum	53		53		53		48	
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0
<i>Geschlecht</i>								
1 beide Akteure gleich	3096	60,8	236	52,7	296	55,0	152	52,1
0 beide Akteure ungleich	1992	39,2	212	47,3	242	45,0	140	47,9
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0
<i>Kind(er) im Haushalt</i>								
1 beide Akteure gleich	3554	69,9	224	50,0	252	46,8		
0 beide Akteure ungleich	1534	30,1	224	50,0	286	53,2		
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0		
<i>Erwerbsstatus</i>								
1 beide Akteure gleich	2534	49,8	222	49,6	284	52,8	148	50,7
0 beide Akteure ungleich	2554	50,2	226	50,4	254	47,2	144	49,3
N	5088	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0
<i>Schulbildung</i>								
1 beide Akteure gleich	2746	55,5	214	47,8	380	70,6	164	56,2
0 beide Akteure ungleich	2202	44,5	234	52,2	158	29,4	128	43,8
N	4948	100,0	448	100,0	538	100,0	292	100,0

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 39: Bivariate QAP-Korrelationen der unabhängigen Variablen – Bedingungen der Freundschaftswahl

Wohnprojekt 1	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	N
(1) direkte Nachbarschaft									5088
(2) auf gleicher Etage wohnend	0,52***								5088
(3) Teiln. regelm. Planungstreffen	0,01	0,01							4402
(4) Teiln. regelm. gesell. Treffen	-0,01	0,00	0,17*						5088
(5) Alter	0,02	0,01	-0,02	-0,08*					5088
(6) Geschlecht	0,01	-0,02	-0,02	0,03	0,00				5088
(7) Kind(er) im Haushalt	0,03 [†]	0,02	-0,03	0,10	-0,14**	0,02			5088
(8) Erwerbsstatus	0,00	0,03 [†]	-0,01	-0,02	-0,20***	-0,01	-0,01		5088
(9) Schulbildung	-0,01	0,03	-0,06	-0,04	-0,15***	-0,03	-0,06*	0,06*	4948
Wohnprojekt 2	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	N
(1) direkte Nachbarschaft									448
(2) auf gleicher Etage wohnend	0,54***								448
(3) Teiln. regelm. Planungstreffen	-0,08	-0,11							448
(4) Teiln. regelm. gesell. Treffen	-0,08	-0,19*	-0,12						366
(5) Alter	0,05	0,14*	-0,10	-0,28**					448
(6) Geschlecht	0,02	0,01	-0,06	-0,05	0,06				448
(7) Kind(er) im Haushalt	-0,03	-0,09 [†]	0,13 [†]	-0,05	-0,43***	-0,02			448
(8) Erwerbsstatus	-0,03	0,01	-0,02	0,20*	-0,29**	-0,03	-0,05		448
(9) Schulbildung	0,11 [†]	0,03	-0,02	0,04	-0,05	-0,02	-0,01	0,16 [†]	448
Wohnprojekt 4	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	N
(1) direkte Nachbarschaft									538
(2) auf gleicher Etage wohnend	0,63***								538
(3) Teiln. regelm. Planungstreffen	-0,05	0,01							492
(4) Teiln. regelm. gesell. Treffen	-0,06	-0,03	0,05						448
(5) Alter	0,22***	0,11*	-0,01	-0,19*					538
(6) Geschlecht	-0,03	-0,01	-0,06	-0,05	0,03				538
(7) Kind(er) im Haushalt	-0,21***	-0,16***	-0,04	0,07	-0,53***	0,06 [†]			538
(8) Erwerbsstatus	-0,08	-0,03	-0,08	0,51***	-0,35***	0,00	0,13 [†]		538
(9) Schulbildung	-0,08 [†]	-0,07 [†]	0,23	-0,10	-0,08	-0,04	-0,03	0,04	538
Wohnprojekt 5	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	N	
(1) direkte Nachbarschaft								292	
(2) auf gleicher Etage wohnend	0,46***							292	
(3) Teiln. regelm. Planungstreffen	-0,05	-0,09						260	
(4) Teiln. regelm. gesell. Treffen	-0,03	-0,05	0,51*					292	
(5) Alter	-0,02	0,16*	-0,14 [†]	-0,16 [†]				292	
(6) Geschlecht	0,01	0,02	-0,07	0,00	0,00			292	
(7) Erwerbsstatus	0,13 [†]	-0,05	-0,17 [†]	-0,16**	-0,63***	-0,01		292	
(8) Schulbildung	-0,06	-0,06	-0,18	-0,19 [†]	-0,13 [†]	-0,02	0,12	292	

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 40: Meta-Analysen der bivariaten QAP-Korrelationen zur Erklärung der Bedingungen der Freundschaftswahl (random-effects-models)

		Tests auf Heterogenität		Gewichte (in %)			
	r	Q	I ²	WP 1	WP 2	WP 4	WP 5
<i>direkte Nachbarschaft^a</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,05**	3,79	0,21	62,0	13,4	15,6	9,0
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,02	5,61	0,47	46,3	18,9	21,1	13,7
<i>auf gleicher Etage wohnend^b</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,09***	0,66	0,00	79,8	7,1	8,5	4,6
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,05***	2,32	0,00	79,6	7,2	8,6	4,6
<i>Teilnahme an Planungstreffen der Gruppe^c</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,09 [†]	24,73***	0,88	29,0	25,1	24,6	21,3
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,06	18,07***	0,83	30,6	24,2	24,7	20,6
<i>Teilnahme an geselligen Treffen der Gruppe^c</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,15**	15,77**	0,80	31,8	22,9	24,2	21,1
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,10*	13,07**	0,77	33,0	22,5	24,0	20,5
<i>Alter^d</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	-0,07 [†]	12,49**	0,76	33,3	23,0	24,4	19,3
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	-0,03	4,82	0,38	51,0	17,3	19,6	12,1
<i>Geschlecht^e</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,06***	2,66	0,00	79,8	7,1	8,5	4,6
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,06**	4,04	0,26	58,5	14,6	17,0	9,9
<i>Kind(er) im Haushalt^e</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,08*	8,28*	0,76	42,5	27,8	29,7	
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,02	5,99*	0,67	46,4	25,7	27,9	
<i>Erwerbsstatus^e</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,02	3,77	0,21	62,3	13,3	15,5	8,9
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	-0,04	21,64***	0,86	29,6	24,0	24,9	21,4
<i>Schulbildung^e</i>							
Freundschaftstyp 1: reziprok u. nicht reziprok	0,02	1,17	0,00	79,8	7,1	8,5	4,6
Freundschaftstyp 2: nur reziprok	0,03*	3,06	0,19	77,7	7,9	9,4	5,0

*** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

a wohnen direkt nebeneinander = 1, wohnen nicht direkt nebeneinander = 0

b wohnen auf gleicher Etage = 1, wohnen nicht auf gleicher Etage = 0

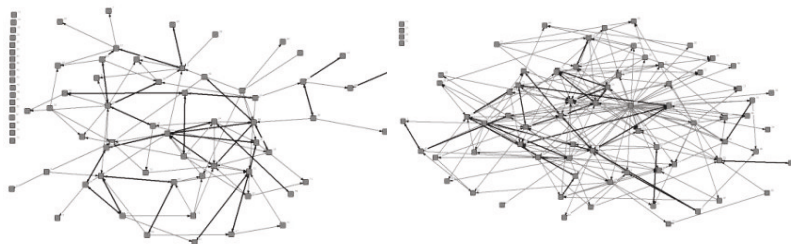
c beide Akteure: meistens/immer teilgenommen = 1, einer oder beide Akteure: selten/nie teilgenommen = 0

d absolute Differenz in Jahren

e gleiches Merkmal=1, nicht gleiches Merkmal=0

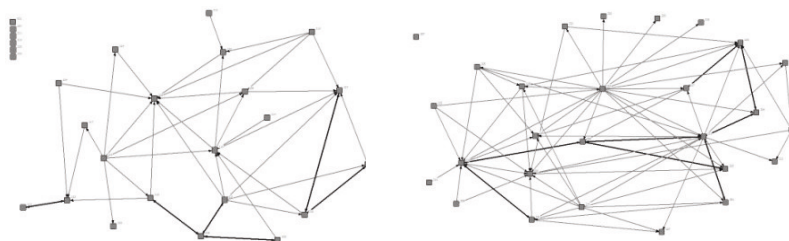
Quelle: Eigene Erhebung; Berechnungen: Bernd Weiß.

Abb. 8: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 1



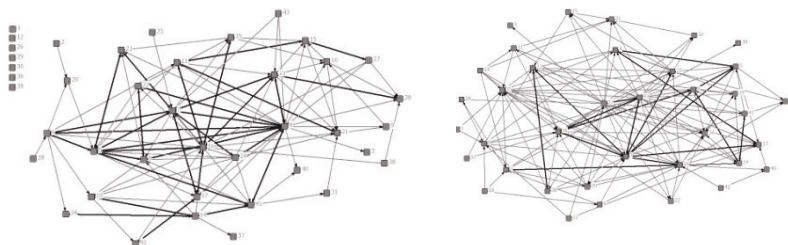
linke Grafik: emotionale Unterstützung; rechte Grafik: instrumentelle Unterstützung
(jeweils dickere Linien: reziprok) n=74
Quelle: Eigene Erhebung.

Abb. 9: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 2



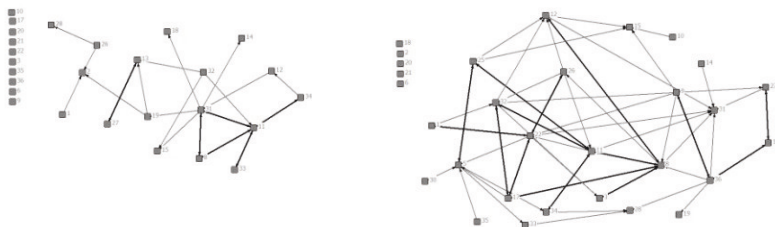
linke Grafik: emotionale Unterstützung; rechte Grafik: instrumentelle Unterstützung
(jeweils dickere Linien: reziprok) n=27
Quelle: Eigene Erhebung.

Abb. 10: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 3



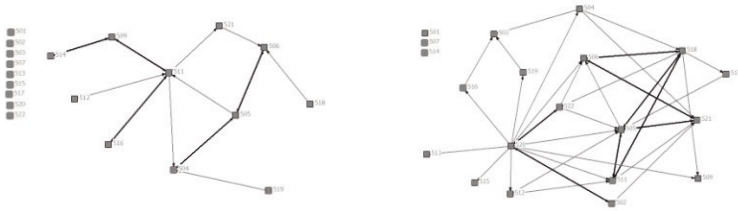
linke Grafik: emotionale Unterstützung; rechte Grafik: instrumentelle Unterstützung
(jeweils dickere Linien: reziprok) n=41
Quelle: Eigene Erhebung.

Abb. 11: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 4



linke Grafik: emotionale Unterstützung; rechte Grafik: instrumentelle Unterstützung
(jeweils dickere Linien: reziprok) n=30
Quelle: Eigene Erhebung.

Abb. 12: Emotionales und instrumentelles Unterstützungs-Netzwerk von Wohnprojekt 5



linke Grafik: emotionale Unterstützung; rechte Grafik: instrumentelle Unterstützung
(jeweils dickere Linien: reziprok) n=20
Quelle: Eigene Erhebung.

Tab. 41: Geleistete und erhaltene emotionale und instrumentelle Unterstützung nach Hilfedimensionen (1)

			WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5
persönlicher Rat bei wichtigen Entscheidungen							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	5	7	9	5	2
		ja (in %)	44,6	44,4	58,5	33,3	25,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	6	4	7	4	2
		ja (in %)	50,0	55,6	58,5	40,0	25,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,19	0,17	0,25	0,23	0,20
	Summe Unterstützungsbeziehungen		63	27	74	16	6
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		13,5	15,0	18,9	13,6	8,5
Trost spenden							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	8	4	14	4	3
		ja (in %)	55,4	70,4	68,3	40,0	50,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	7	8	11	3	4
		ja (in %)	60,8	40,7	68,3	40,0	25,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,32	0,09	0,35	0,33	0,30
	Summe Unterstützungsbeziehungen		104	35	109	20	13
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		22,3	19,4	27,9	16,9	18,3
Hilfe bei kleineren Arbeiten in der Wohnung							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	41 ^a	12 ^a	23 ^a	3	12 ^a
		ja (in %)	44,6	48,1	46,3	16,7	20,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	11	6	7	3	4
		ja (in %)	81,1	59,3	75,6	20,0	65,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,05	0,05	0,03	0,00	0,05
	Summe Unterstützungsbeziehungen		143	45	76	8	20
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		30,6	25,0	19,4	6,8	28,2
sachliche Beratung in versch. Situationen							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	6	5	8	6	6
		ja (in %)	31,1	37,0	36,6	26,7	35,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	6	4	6	3	5
		ja (in %)	40,5	40,7	46,3	30,0	50,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,04	0,00	0,00	0,00	0,14
	Summe Unterstützungsbeziehungen		53	24	36	13	16
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		11,3	13,3	9,2	11,0	22,5
Unterstützungsbeziehungen ges.			467	180	391	118	71
N Bewohner			74	27	41	30	20

^a Person mit je höchstem Outdegree: Amt in der Gruppe: Hausmeistertätigkeiten.

Minimum von Out- und Indegree: jeweils = 0.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 42: Geleistete und erhaltene emotionale und instrumentelle Unterstützung nach Hilfedimensionen (2)

			WP 1	WP 2	WP 3	WP 4	WP 5
Begleitung in verschiedenen Situationen							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	4	6	6	2	1
		ja (in %)	24,3	22,2	29,3	13,3	10,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	4	5	7	3	1
		ja (in %)	23,0	32,3	26,8	10,0	10,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,00	0,00	0,09	0,00	0,00
	Summe Unterstützungsbeziehungen		24	13	25	5	2
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		5,1	7,2	6,4	4,2	2,8
Hilfe im Haushalt							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	4	3	1	1	0
		ja (in %)	18,9	29,6	2,4	6,7	0,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	3	3	1	1	0
		ja (in %)	17,6	25,9	2,4	6,7	0,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,05	0,38	0,00	0,00	0,00
	Summe Unterstützungsbeziehungen		20	11	1	2	0
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		4,3	6,1	0,3	1,7	0,0
Beaufsichtigung der Kinder / des Kindes							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	3	3	2	5	2
		ja (in %)	21,6	25,9	31,7	43,3	20,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	9	5	13	5	4
		ja (in %)	14,9	18,5	4,9	36,7	10,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,13	0,25	0,00	0,23	0,00
	Summe Unterstützungsbeziehungen		27	10	26	38	8
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		5,8	5,6	6,6	32,2	11,3
Versorgung bei kurzfristiger Krankheit							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	4	3	4	4	2
		ja (in %)	21,6	37,0	46,3	23,3	25,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	3	6	5	3	3
		ja (in %)	24,3	18,5	39,0	26,7	20,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,13	0,00	0,19	0,44	0,20
	Summe Unterstützungsbeziehungen		26	13	44	13	6
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		5,6	7,2	11,3	11,0	8,5
Pflegeleistungen							
Akteurs- ebene	Hilfe geleistet (Outdegree)	Max	3	1	0	1	0
		ja (in %)	6,8	7,4	0,0	10,0	0,0
	Hilfe erhalten (Indegree)	Max	3	2	0	3	0
		ja (in %)	6,8	3,7	0,0	3,3	0,0
Dyaden- ebene	Reziprozität		0,00	0,00	0,00	0,00	0,00
	Summe Unterstützungsbeziehungen		7	2	0	3	0
	%Anteil über alle Hilfeleistungen		1,5	1,1	0,0	2,5	0,0
Unterstützungsbeziehungen ges.			467	180	391	118	71
N Bewohner			74	27	41	30	20

Minimum von Out- und Indegree: jeweils = 0.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 43: Multiplexität der Unterstützungsbeziehungen

WP 1		WP 2		WP 3		WP 4		WP 5		
abs.	% nur Hilfe- dyaden	abs.	% nur Hilfe- dyaden	abs.	% nur Hilfe- dyaden	abs.	% nur Hilfe- dyaden	abs.	% nur Hilfe- dyaden	
Emotionale Unterstützung										
keine Hilfeleistung	5244	97,6	640	93,3	1386	91,1	807	96,5	347	95,3
1 Hilfeleistung	94	1,7	30	4,4	89	5,8	22	2,6	15	4,1
2 Hilfeleistungen	36	0,7	16	2,3	47	3,1	7	0,8	2	0,5
Instrumentelle Unterstützung										
keine Hilfeleistung	5131	95,5	608	88,6	1355	89,0	770	92,1	322	88,5
1 Hilfeleistung	202	3,8	49	7,1	136	8,9	55	6,6	32	8,8
2 Hilfeleistungen	32	0,6	21	3,1	24	1,6	9	1,1	10	2,7
3 Hilfeleistungen	5	0,1	5	0,7	5	0,3	0	0,0	0	0,0
4 Hilfeleistungen	1	0,02	3	0,44	1	0,07	1	0,12	0	0,00
5 Hilfeleistungen	3	0,1	0	0,0	1	0,1	1	0,1	0	0,0
Soziale Unterstützung gesamt										
keine Hilfeleistung	5045	93,9	585	85,3	1275	83,8	753	90,1	311	85,4
1 Hilfeleistung ^a	285	5,3	78	11,4	191	12,5	71	8,5	47	12,9
2 Hilfeleistungen ^b	44	0,8	23	3,4	56	3,7	12	1,4	6	1,6
										11,3

a mind. eine Hilfeleistung aus instrumenteller oder aus emotionaler Unterstützung

b jeweils mind. eine Hilfeleistung aus instrumenteller und emotionaler Unterstützung

instrumentelle Unterstützung: max. 7 Hilfeleistungen möglich.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 44: Güte der Typologie emotionale Unterstützung
(Diskriminanzanalyse)

	Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit in %				
	Isolierte	Gering Integrierte	Hoch Integrierte	Unterstützungs- geber	Unterstützungs- nehmer
Isolierte	100,0	0,0	0,0	0,0	0,0
Gering Integrierte	18,4	81,6	0,0	0,0	0,0
Hoch Integrierte	0,0	22,6	74,2	0,0	3,2
Unterstützungsgeber	0,0	0,0	0,0	100,0	0,0
Unterstützungsnehmer	0,0	0,0	0,0	0,0	100,0

insgesamt: 90,0% korrekt klassifizierte Fälle

(fett: korrekte Klassifizierung innerhalb der Typen)

Wilks-Lambda: 0,12***; χ^2 : 358,28***

unabhängige Variablen: ,erhaltene emot. U.' (EU in), ,geleistete emot. U.' (EU out)

n=170. Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 45: Güte der Typologie instrumentelle Unterstützung
(Diskriminanzanalyse)

	Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit in %			
	Isolierte / Gering Integrierte	Hoch Integrierte	Unterstützungs- geber	Unterstützungs- nehmer
Isolierte / Gering Integrierte	100,0	0,0	0,0	0,0
Hoch Integrierte	0,0	90,6	0,0	9,4
Unterstützungsgeber	30,4	21,7	47,8^a	0,0
Unterstützungsnehmer	0,0	28,6	0,0	71,4

insgesamt: 85,3% korrekt klassifizierte Fälle

(fett: korrekte Klassifizierung innerhalb der Typen)

Wilks-Lambda: 0,20***; χ^2 : 270,33***

a bei Eliminierung der drei extremsten Fälle: 75,0% korrekt klassifiziert, insgesamt 93,4% korrekt klassifiziert.

unabhängige Variablen: ,erhaltene instrumentelle U.' (IU in), ,geleistete

instrumentelle U.' (IU out)

n=170. Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 46: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Integration über soziale Unterstützung

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1 enge(r) Freund(e) im WP	1,00											
2 Partner im Haushalt	-0,13	1,00										
3 enge Familie	0,07	0,11	1,00									
4 enge, nah wohnende Familie	-0,04	-0,09	0,24**	1,00								
5 enge Freunde	0,20**	-0,07	0,12	-0,08	1,00							
6 Eintritt in die Gruppe	0,14 [†]	-0,18*	0,12	-0,03	0,10	1,00						
7 Amt übernommen	0,03	-0,08	0,20**	0,06	0,07	0,26***	1,00					
8 Teiln. gesellige Treffen	0,04	0,12	0,14 [†]	0,03	0,04	0,14 [†]	0,17*	1,00				
9 Aktiv in Freizeitgruppe	0,29***	-0,16*	0,01	0,11	0,10	0,03	0,12	0,22**	1,00			
10 Geschlecht	-0,07	0,39***	0,12	0,02	-0,21**	-0,12	0,11	0,08	-0,19*	1,00		
11 Kind(er) im Haushalt	-0,16*	0,36***	-0,01	0,03	0,08	-0,10	-0,14 [†]	0,09	-0,27***	0,11	1,00	
12 Schulbildung	-0,11	0,12	0,01	0,04	0,11	-0,11	-0,01	-0,02	-0,16*	0,08	0,20**	1,00
13 Alter	0,19*	-0,35***	-0,05	0,03	-0,19*	0,28***	0,31***	-0,10	0,19*	-0,11	-0,48***	-0,34***

n=153-170 *** p≤0,001; ** p≤0,01; * p≤0,05; † p≤0,10

Korrelationen der dichotomen Variablen: Phi-Koeffizient; übrige Variablen: Rang-Korrelationen (nach Spearman).

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 47: Explorative Faktorenanalyse zu den Konstrukten ‚Solidarität‘ (F 1) und ‚Persönlicher Nutzen‘ (F 2)

	Faktorladungen	
	F 1	F 2
Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen.	0,64	-0,26
Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen.	0,61	0,21
Mir fällt es schwer, ‚nein‘ zu sagen, wenn mich ein Bewohner um Hilfe bittet und mir dies eigentlich zu viel ist.	0,37	0,38
Wenn ich einem anderen Bewohner helfe, erwarte ich, dass ich irgendwann etwas von ihm zurückbekomme.	0,02	0,53
Wen ich aus meiner Wohngruppe nicht mag, dem helfe ich auch nicht.	-0,29	0,42
Erklärte Varianz (in %)	20,0	14,3

Methode: Hauptachsen-Faktorenanalyse.

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 48: Bivariate Korrelationen der unabhängigen Variablen – Bedingungen sozialer Unterstützung

	1	2	3	4	5	6	7
1 Partner im Haushalt	1,00						
2 Enge Familienangehörige	0,08	1,00					
3 Enge, nahe wohnende Familienangehörige	-0,14 [†]	0,26***	1,00				
4 Enge Freunde	-0,09	0,16*	-0,08	1,00			
5 Erwerbstätigkeit	0,16*	0,07	-0,05	0,19*	1,00		
6 Kind(er) im Haushalt	0,41***	0,00	0,00	0,07	0,31***	1,00	
7 Stress im Alltag	0,21**	0,08	-0,07	0,12	0,35***	0,32***	1,00
Alter	-0,35***	-0,04	0,04	-0,19*	-0,57***	-0,51***	-0,33***
Geschlecht	0,38***	0,14 [†]	0,02	-0,23**	0,11	0,11	-0,01
Eintritt in die Gruppe	-0,20**	0,12	0,01	0,08	-0,20**	-0,12	-0,02
emotionale Bindung an Wohngruppe	-0,05	0,24**	0,10	0,09	-0,13 [†]	-0,09	0,02
„Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen zu helfen“	-0,04	0,12	0,03	-0,01	-0,16*	-0,08	0,07
„Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen“	-0,05	0,10	-0,04	0,11	-0,13 [†]	0,00	-0,04

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$; + $p \leq 0,10$ n=166-179.

Korrelationen der dichotomen Variablen: Phi-Koeffizient; übrige Variablen: Rang-Korrelationen (nach Spearman).

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Tab. 49: Bivariate Rang-Korrelationen – Bedingungen sozialer Unterstützung

	1	2	3	4	5	6
1 Mir fällt es schwer, „nein“ zu sagen, wenn mich ein Bewohner um Hilfe bittet und mir dies eigentlich zu viel ist.	1,00					
2 Ich finde, dass ich einfach die Pflicht habe, den anderen aus meiner Wohngruppe zu helfen.	0,30***	1,00				
3 Wenn ich einem anderen Bewohner helfe, erwarte ich, dass ich irgendwann etwas von ihm zurückbekomme.	0,27***	0,09	1,00			
4 Wenn andere Bewohner Hilfe brauchen, werde ich immer einspringen.	0,10	0,37***	-0,14 [†]	1,00		
5 Wen ich aus meiner Wohngruppe nicht mag, dem helfe ich auch nicht.	0,04	-0,08	0,31***	-0,31***	1,00	
6 Emotionale Bindung an die Wohngruppe	0,04	0,21**	-0,06	0,35***	-0,21*	1,00
Alter	0,03	0,28***	-0,10	0,23**	-0,13 [†]	0,28***
Geschlecht	0,14 [†]	-0,04	0,02	0,00	0,07	0,02
Eintritt in die Gruppe	-0,03	0,08	-0,09	0,05	-0,05	0,34***

*** $p \leq 0,001$; ** $p \leq 0,01$; * $p \leq 0,05$; + $p \leq 0,10$ n=174-179.

1 bis 5: Skala von 1 „stimme überhaupt nicht zu“ bis 5 „stimme voll und ganz zu“

6: Skala von 1 „überhaupt nicht eng verbunden“ bis 7 „sehr eng verbunden“

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnung.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Martin/Büschges, Günter (2004): Einführung in die Organisationssoziologie. 3. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Abu-Ghazze, Tawfiq M. (1999): Housing Layout, Social Interaction, and the Place of Contact in Abu-Nuseir. In: Journal of Environmental Psychology 19, S. 41-73.
- Ache, Peter/Fedrowitz, Micha (2012): The Development of Co-Housing Initiatives in Germany. In: Built Environment 38, 3, S. 395-412.
- Adams, Rebecca G.; Blieszner, Rosemary; De Vries, Brian (2000): Definitions of Friendship in the third Age: Age, Gender, and Study Location Effects. In: Journal of Aging Studies 14, 1, S. 117-133.
- Adloff, Frank/Mau, Steffen (2005): Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 9-57.
- Allan, Graham A. (1979): A Sociology of Friendship and Kinship. London: George Allen & Unwin.
- Altschiller, Clemens (2008): Was können und sollen die Kommunen tun? In: Schader-Stiftung/Stiftung trias (Hrsg.): Raus aus der Nische – rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt ‚gemeinschaftliches Wohnen‘. Darmstadt; Hattingen (Ruhr), S. 87-93.
- Andreas, Marcus/Wagner, Felix (Hrsg.) (2012): Realizing Utopia. Ecovillage Endeavors and Academic Approaches. München: Rachel Carson Center for Environment and Society. http://www.carsoncenter.uni-muenchen.de/download/publications/perspectives/2012_perspectives/1208_ecovillages_web_color.pdf [Zugriff: 29.07.2013].
- Andresen, Mette/Runge, Ulla (2002): Co-housing for Seniors Experienced as an Occupational Generative Environment. In: Scandinavian Journal of Occupational Therapy 9, S. 156-166.
- Andritzky, Michael (1999): Balance zwischen Heim und Welt. Wohnweisen und Lebensstile von 1945 bis heute. In: Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Band 5: 1945 bis heute: Aufbau, Neubau, Umbau. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, S. 615-686.
- Argyle, Michael/Henderson, Monika (1984): The Rules of Friendship. In: Journal of Social and Personal Relationships 1, S. 211-237.
- Athanasiou, Robert/Yoshioka, Gary A. (1973): The Spatial Character of Friendship Formation. In: Environment and Behavior 5, 1, S. 43-65.
- Auhagen, Ann Elisabeth (1993): Freundschaft unter Erwachsenen. In: Auhagen, Ann Elisabeth/Salisch, Maria von (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen u.a.: Hofgreffe, S. 215-233.
- Avenarius, Christine B. (2010): Starke und schwache Beziehungen. In: Stegbauer, Christian/Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 99-111.
- Axelrod, Robert (1984): The evolution of cooperation. New York: Basic Books.

- Back, Mitja D.; Schmukle, Stefan C.; Egloff, Boris (2008): Becoming Friends by Chance. In: *Psychological Science* 19, 5, S. 439-440.
- Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang (2013): *Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. 4. Aufl. Weinheim: Juventa Verlag.
- Backhaus, Klaus; Erichson, Bernd; Plinke, Wulff; Weiber, Rolf (2011): *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. 13. Aufl. Heidelberg u.a.: Springer.
- Bales, Robert F. (1976): *Interaction Process Analysis. A Method for the Study of Small Groups*. Chicago u.a.: The University of Chicago Press.
- Bamford, Greg (2005): Cohousing for older people: housing innovation in the Netherlands and Denmark. In: *Australasian Journal on Ageing* 24, 1, S. 44-46.
- Bamler, Vera (2009): Persönliche Beziehungen im Alter. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): *Handbuch Persönliche Beziehungen*. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 527-541.
- Barnes, James Allen (1972): *Social Networks*. Reading, Mass.: Addison-Wesley.
- Barrera, Manuel; Baca, Louise M.; Christiansen, Jon; Stohl, Melinda (1985): Informant Corroboration of Social Support Network Data. In: *Connections* 8, 1, S. 9-13.
- Bauer Granberry, Laura (2009): Cohousing and shared housing. In: Abbott, Pauline S.; Carman, Nancy; Carman, Jack; Scarfo, Bob (Hrsg.): *Re-creating neighborhoods for successful aging*. Baltimore: Health Professions Press, S. 145-162.
- Baum, Andrew/Valins, Stuart (1977): *Architecture and Social Behavior: Psychological Studies of Social Density*. Hillsdale: LEA.
- Baum, Rainer C. (1975): The system of solidarities. In: *Indian Journal of Social Research* 16, 1-2, S. 306-353.
- Baumann, Michael (1998): Solidarität als soziale Norm und als Norm der Verfassung. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.): *Solidarität. Begriff und Problem*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 345-388.
- Bayertz, Kurt (1998): Begriff und Problem der Solidarität. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.): *Solidarität. Begriff und Problem*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 11-53.
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2012a): *Neues Wohnen in Genossenschaften*. BBSR-Berichte KOMPAKT 04/2012.
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2012b): *Mehrgenerationen-Wohnprojekte in der Rechtsform der eingetragenen Genossenschaft*. Forschungsprojekt des BBSR. http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_21946/BBSR/DE/FP/ReFo/Wohnungswesen/2011/MehrgenerationenWohnen/01__Start.html [Zugriff: 27.12.2012].
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2004 [1994]): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, Howard (1956): *Man in Reciprocity. Introductory Lectures on Culture, Society and Personality*. New York: Praeger.

- Becker, Ruth (2009): Frauenwohnprojekte – keine Utopie! Ein Leitfaden zur Entwicklung autonomer Frauen(wohn)räume mit einer Dokumentation realisierter Projekte in Deutschland. http://www.frauenwohnprojekte.de/fileadmin/media-pdfs/fwp_geschichte.pdf [Zugriff: 30.1.2011].
- Beecher, Jonathan (1986): Charles Fourier. The visionary and his world. Berkeley: Univ. of Calif. Press.
- Behrens, Günter (1977): Die soziale Utopie des Charles Fourier. Köln: Univ.
- Berggren, Heidi M. (2013): Cohousing as Civic Society: Cohousing Involvement and Political Participation in Massachusetts. http://nepsanet.org/wp-content/uploads/2013/05/Cohousing_as_Civic_Society.pdf [Zugriff: 29.07.2013].
- Berghäuser, Monika (2008): Wie Bayern, Berlin, Hamburg und Co. gemeinschaftliches Wohnen fördern. In: Schader-Stiftung/Stiftung trias (Hrsg.): Raus aus der Nische – rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt ‚gemeinschaftliches Wohnen‘. Darmstadt; Hattingen (Ruhr), S. 95-108.
- Berner, Frank; Rossow, Judith; Schwitzer, Klaus-Peter (2012a): Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung. Band 1. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berner, Frank; Rossow, Judith; Schwitzer, Klaus-Peter (2012b): Altersbilder in der Wirtschaft, im Gesundheitswesen und in der pflegerischen Versorgung. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung. Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bertels, Lothar (1990): Gemeinschaftsformen in der modernen Stadt. Opladen: Leske + Budrich.
- Bertram, Hans (2000): Kulturelles Kapital und familiäre Solidarität. Zur Krise der modernen Familie und deren Folgen für die Entwicklung von Solidarität in der gegenwärtigen Gesellschaft. In: Tippelskirch, Dorothee C. von/Spielmann, Jochen (Hrsg.): Solidarität zwischen den Generationen. Familie im Wandel der Gesellschaft. Stuttgart: Kohlhammer, S. 17-50.
- Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (2001): Solidarität: Themen und Probleme. In: Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hrsg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen: Leske + Budrich, S. 9-19.
- Bierhoff, Hans-Werner/Küpper, Beate (1999): Das ‚Wie‘ und ‚Warum‘ von Solidarität: Bedingungen und Ursachen der Bereitschaft zum Engagement für andere. In: Ethik und Sozialwissenschaften 10, 2, S. 181-196.
- Binder, Jens F.; Roberts, Sam G.B; Sutcliffe, Alistair G. (2012): Closeness, loneliness, support: Core ties and significant ties in personal communities. In: Social Networks 34, 2, S. 206-214.
- Binner, Ulrich; Ortmann, Karlheinz; Zimmermann, Ralf-Bruno (2011): Mehrgenerationenwohnen. Soziale Unterstützung in einem Wohnprojekt. In: Soziale Arbeit 60, 5, S. 176-182.
- Blau, Peter M. (1960): A Theory of Social Integration. In: The American Journal of Sociology 65, S. 545-556.
- Blau, Peter M. (1994): Structural Contexts of Opportunities. Chicago u.a.: Univ. of Chicago Press.
- Blieszner, Rosemary/Adams, Rebecca G. (1992): Adult Friendship. Newbury Park u.a.: Sage.

- Blitzko-Hoener, Marita/Weiser, Marja (2012): Soziale Ungleichheit und Geschlecht – Zur Situation von Frauen im Alter. In: Gabriele Kleiner (Hrsg.): *Alter(n) bewegt. Perspektiven der sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119-153.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1998): *Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Wohnen im Alter*. Bonn.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): *Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen*. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006a): *Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006b): *Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren. Bericht der Bundesregierung über den Stand des Ausbaus für ein bedarfsgerechtes Angebot an Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren*. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009): *Leben und Wohnen für alle Lebensalter. Bedarfsgerecht, barrierefrei, selbstbestimmt. Praxisbeispiele und Handlungsempfehlungen*. 2. Aufl., Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010a): *Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft*. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010b): *Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Zivilgesellschaft, soziales Kapital und freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004 – 2009*. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2011): *Wohnen für (Mehr)Generationen. Gemeinschaft stärken – Quartier beleben*. 3. Aufl. Berlin.
- BMFSFJ, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012): *Achter Familienbericht. Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik*. Berlin.
- BMVBS, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (2007): *Genossenschaftspotenziale. Modelle genossenschaftlichen Wohnens*. 2. Aufl. Berlin.
- BMVBS, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (2011): *Wohnen im Alter. Marktprozesse und wohnungspolitischer Handlungsbedarf. Forschungen, Heft 147*. Berlin.
- BMVBW, Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (2004): *Wohnungsgenossenschaften. Potenziale und Perspektiven*. <http://www.bmvbs.de/cae/servlet/contentblob/30904/publicationFile/461/wohnungsgenossenschaften-kurzfassung.pdf> [Zugriff: 5.9.2011].
- Borgatti, Stephen P.; Everett, Martin G.; Freeman, Linton C. (2002): *Ucinet for Windows: Software for Social Network Analysis*. Harvard, MA: Analytic Technologies.

- Borgatti, Stephen P.; Everett, Martin G.; Freeman, Linton C. (2002): Ucinet for Windows: Software for Social Network Analysis. User's guide. Harvard, MA: Analytic Technologies. [https://sites.google.com/site/ucinetsoftware/document](https://sites.google.com/site/ucinetsoftware/document[Zugriff: 6.12.12]) [Zugriff: 6.12.12].
- Borgatti, Stephen P.; Mehra, Ajay; Brass, Daniel J.; Labianca, Giuseppe (2009): Network Analysis in the Social Sciences. In: *Science*, 323, S. 892-895.
- Borgloh, Sarah/Westerheide, Peter (2012): The Impact of Mutual Support Based Housing Projects on the Costs of Care. In: *Housing Studies* 27, 5, S. 620-642.
- Bortz, Jürgen (1999): *Statistik für Sozialwissenschaftler*. 5. Aufl. Berlin u.a.: Springer.
- Bouma, J.T.; Voorbij, A.I.M; Poelman, W. A. (2009): The influence of changes in the physical and technical design on social interactions in a cohousing community. In: Durmisevic, Elma (Hrsg.): *Lifecycle Design of Buildings, Systems and Materials*. CIB Report 323, S. 100-104.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1998): Eine sichere Geldanlage für die Familie. Das Einfamilienhaus: Produktspezifisch und Logik des Produktionsfeldes. In: Bourdieu, Pierre (Hrsg.): *Der Einzige und sein Eigenheim*. Hamburg: VSA-Verlag, S. 26-83.
- Brech, Joachim (1989): Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik – Wünsche und Wirklichkeiten. In: Brech, Joachim (Hrsg.): *Neue Wohnformen in Europa*. Berichte des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg. Darmstadt: Verlag f. wissenschaftliche Publikationen, S. 71-93.
- Brech, Joachim (Hrsg.) (1990): *Gemeinsam leben*. Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik. Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen.
- Brech, Joachim (1999): Ein Wandel im Wohnen in der Zeit des Umbruchs. Eine Studie zu neuen Wohnformen. In: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.): *Neue Wohnformen*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, S. 81-151.
- Brenton, Maria (1999): Choice, autonomy and mutual support. Older women's collaborative living arrangements. Layerthorpe, York: YPS.
- Brenton, Maria (2001): Older people's CoHousing Communities. In: Peace, Sheila M./Holland, Caroline (Hrsg.): *Inclusive housing in an ageing society*. Innovative approaches. Bristol: The Policy Press, S. 169-188.
- Brenton, Maria (2008): The Cohousing Approach to 'Living Neighbourhoods'. Housing Learning & Improvement Network. Factsheet No. 29. London. http://networks.csip.org.uk/_library/Resources/Housing/Support_materials/Factsheets/Factsheet29.pdf [Zugriff: 17.1.2013].
- Brenton, Maria (2013): Senior cohousing communities – an alternative approach for the UK? York: Joseph Rowntree Foundation. <http://www.jrf.org.uk/sites/files/jrf/senior-cohousing-communities-full.pdf> [Zugriff: 29.07.2013].
- Brune, Monika; Werle, Markus; Hippler, Hans-Jürgen (1991): Probleme bei der Befragung älterer Menschen. Methodische Erfahrungen aus einer schriftlichen Befragung zu Tätigkeitsformen im Ruhestand. In: *ZUMA-Nachrichten* 28, S. 73-89.

- Brunner, Otto (1968): *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Burt, Ronald S. (1982): *Toward a Structural Theory of Action. Network Models of Social Structure, Perception, and Action*. New York: Academic Press.
- Burt, Ronald S. (1984): Network Items and the General Social Survey. In: *Social Networks* 6, S. 293-339.
- Burt, Ronald S. (1987): A Note on Missing Network Data in the General Social Survey. In: *Social Networks* 9, S. 63-73.
- Burt, Ronald S. (1992): *Structural Holes. The Social Structure of Competition*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Burt, Ronald S. (2001): Bandwidth and Echo: Trust, Information, and Gossip in Social Networks. In: Rauch, James E./Casella, Alessandra (Hrsg.): *Networks and markets*. New York: Russell Sage Foundation, S. 30-74.
- Byrne, Donn (1961a): The Influence of Propinquity and Opportunities for Interaction on Classroom Relationships. In: *Human Relations* 14, 1, S. 63-69.
- Byrne, Donn (1961b): Interpersonal Attraction as a Function of Affiliation Need and Attitude Similarity. In: *Human Relations* 14, 3, S. 283-289.
- Campbell, Karen E./Lee, Barrett A. (1991): Name generators in surveys of personal networks. In: *Social Networks* 13, S. 203-221.
- Çetinkaya, Mustafa; Matzke, Sabine; Lötscher, Lienhard (2008): *Neue Wohn- und Lebensformen im Alter. Ergebnisse einer Befragung von Kommunen in NRW*. Bochum.
- Choi, Jung Shin (2004): Evaluation of community planning and life of senior cohousing projects in northern European countries. In: *European Planning Studies* 12, 8, S. 1188-1216.
- Cicholas, Ulrich/Ströker, Kerstin (2009): *Vorausberechnung der Bevölkerung in den kreisfreien Städten und Kreisen Nordrhein-Westfalens 2008 bis 2030/2050. Statistische Analysen und Studien, Band 60*. Düsseldorf.
- Coleman, James (1988): Social capital in the creation of human capital. In: *American Journal of Sociology* 94, S. 95-120.
- Coleman, James S. (1991): *Grundlagen der Sozialtheorie. Handlungen und Handlungssysteme*. Bd. 1. München u.a.: R. Oldenbourg Verlag.
- Cooper Marcus, Clare (2000): Site planning, building design and a sense of community: An analysis of six cohousing schemes in Denmark, Sweden, and the Netherlands. In: *Journal of Architectural and Planning Research* 17, 2, S. 146-163.
- Costenbader, Elizabeth/Valente, Thomas W. (2003): The stability of centrality measures when networks are sampled. In: *Social Networks* 25, 4, S. 283-307.
- Cyprian, Gudrun (1978): *Sozialisation in Wohngemeinschaften. Eine empirische Untersuchung ihrer strukturellen Bedingungen*. Stuttgart: Enke.
- Dann, Heidi/Heydolph, Knut (1979): *Alltag in Wohngemeinschaften*. Bonn: Projektbereich 'Hochschul- und Studentische Sozialpolitik' der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Studenten- und Hochschulgemeinden (AGG).
- Dangschat, Jens S. (1999): Neue Wohnformen und soziale Stadtentwicklung. In: *Freihaus. Info für gemeinschaftliches und selbstbestimmtes Wohnen*. Stadtbau Hamburg 5, S. 4.

- Decker, Reinhold; Rašković, Silvia; Brunsiek, Kathrin (2010): Diskriminanzanalyse. In: Wolf, Christof; Best, Henning (Hrsg.): Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 495-523.
- Dekker, David; Krackhardt, David; Snijders, Tom A. B. (2007): Sensitivity of MRQAP Tests to Collinearity and Autocorrelation Conditions. In: *Psychometrika* 72, 4, S. 563-581.
- Deutsch, Dorette (2007): *Lebensträume kennen kein Alter. Neue Ideen für das Zusammenwohnen in der Zukunft.* Frankfurt/Main: Krüger.
- Deutscher Bundestag (2002): Schlussbericht der Enquête-Kommission ‚Demographischer Wandel – Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik‘. (Drucksache 14/8800).
- Diaz-Bone, Rainer (1997): *Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme.* Wiesbaden: Dt. UniversitätsVerlag.
- Diaz-Bone, Rainer (2006a): Eine kurze Einführung in die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse. Mitteilungen aus dem Schwerpunktbereich Methodenlehre, Heft Nr. 57. Berlin.
- Diaz-Bone, Rainer (2006b): *Statistik für Soziologen.* Konstanz: UVK.
- Diekmann, Andreas (2008): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen.* 19. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Diekmann, Andreas/Voss, Thomas (2004): Die Theorie rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. In: Diekmann, Andreas/Voss, Thomas (Hrsg.): *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme.* München: Oldenbourg, S. 13-29.
- Dierschke, Thomas; Drucks, Stephan; Grundmann, Matthias; Kunze, Iris (2006): Soziologische Gemeinschaftsforschung: Ein programmatisches Fazit. In: Grundmann, Matthias (Hrsg.): *Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen.* Berlin: Lit-Verlag, S. 189-192.
- Diewald, Martin (1991): *Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken.* Berlin: Ed. Sigma.
- Diewald, Martin (2004): Soziale Integration, soziale Netzwerke und Familie. Kurzex-pertise im Rahmen des Projektes ‚Familienforschung für die Familienpolitik‘ (unveröff.).
- Dittmann-Kohli, Freya; Bode, Christina; Westerhof, Gerben J. (2001): *Die zweite Lebenshälfte – Psychologische Perspektiven. Ergebnisse des Alters-Survey.* Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Donath, Matthias/Fortmann, Silke (1999): *Zukunft durch Gemeinschaft. Mit Gemeinschaftsprojekten in eine zukunftsfähige Gesellschaft.* <http://www.prometheusonline.de/heureka/nachhaltigkeit/monografien/donath-fortmann/index.htm> [Zugriff: 3.3.2010].
- Drexel, Andreas (1982): *Geschichtete Stichprobenverfahren. Optimierung der Schichtgrenzen und Stichprobenumfänge.* Königstein/Ts.: Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein.
- Dunkake, Imke (2012): Soziale Netzwerke von Schülern: Beispiele angewandter Netzwerkanalysen. In: Hennig, Marina/Stegbauer, Christian (Hrsg.): *Die Integration von Theorie und Methode in der Netzwerkforschung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 133-157.

- Dunphy, Dexter C. (1972): *The primary group. A handbook for analysis and field research*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Durkheim, Emile (1977): *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Durrett, Charles (2005): *Senior Cohousing. A Community Approach to Independent Living – The Handbook*. Berkeley/Calif.: Habitat Press.
- Ebenezer, Howard (1902): *Garden Cities of Tomorrow*: Swan Sonnenschein & Co., Ltd.
- Eichener, Volker (2004): *Wohnen älterer und pflegebedürftiger Menschen in NRW – Formen, Modelle, Zukunftsperspektiven*. Bochum. http://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/GB_I/I.1/EK/EKALT/13_EK3/Gutachten/Wohnen_aelterer_und_pflegebeduerftiger_Menschen.pdf [Zugriff: 5.9.2011].
- Eisner, Manuel (2000): Sozialer Wandel und neue Integrationsprobleme seit den Siebzigerjahren. In: Suter, Christian (Hrsg.): *Sozialbericht 2000*. Zürich: Seismo, S. 164-181.
- Ekeh, Peter P. (1974): *Social Exchange Theory. The Two Traditions*. London: Heinemann.
- Elster, Jon (1989): *The cement of society. A study of social order*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Emerson, Richard M. (1962): Power-Dependence Relations. In: *American Sociological Review* 27, 1, S. 31-41.
- Endrweit, Günter (2004): *Organisationssoziologie*. 2. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Engstler, Heribert/Menning, Sonja (2003): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familien-demographische Entwicklung in Deutschland*. Erw. Neuaufl. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Erlhofer, Sebastian (2008): Missing Data in der Netzwerkanalyse. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 251-260.
- Esser, Hartmut (2000a): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Esser, Hartmut (2000b): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 3: Soziales Handeln*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Esser, Hartmut (2001): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 6: Sinn und Kultur*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Ettrich, Christine/Ettrich, Klaus Udo (1995): Die Bedeutung sozialer Netzwerke und erlebter sozialer Unterstützung beim Übergang zur Elternschaft – Ergebnisse einer Längsschnittstudie. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 42, S. 29-39.
- Everett, Martin G./Borgatti, Stephen P. (2012): Categorical attribute based centrality: E-I and G-F centrality. In: *Social Networks* 34, 4, S. 562-569.
- Faust, Helmut (1977): *Geschichte der Genossenschaftsbewegung. Ursprung und Aufbruch der Genossenschaftsbewegung in England, Frankreich und Deutschland sowie ihre weitere Entwicklung im deutschen Sprachraum*. 3. Aufl. Frankfurt/Main: Knapp.

- Fedrowitz, Micha (2013): Gemeinschaftliches Wohnen in Deutschland. <http://www.gemeinschaftswohnprojekte.de> [Zugriff: 31.8.2013].
- Fedrowitz, Micha/Ludger, Gailing (2003): Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. Blaue Reihe. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 112. Institut für Raumplanung, Fakultät für Raumplanung Universität Dortmund.
- Feger, Hubert (1972): Gruppensolidarität und Konflikt. In: Graumann, Carl Friedrich (Hrsg.): Handbuch der Psychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 1595-1653.
- Feld, Scott L. (1981): The Focused Organization of Social Ties. In: The American Journal of Sociology 86, S. 1015-1035.
- Feld, Scott L. (1982): Social Structural Determinants of Similarity among Associates. In: American Sociological Review 47, 6, S. 797-801.
- Felmler, Diane/Muraco, Anna (2009): Gender and Friendship Norms Among Older Adults. In: Research on Aging 31, 3, S. 318-344.
- Festinger, Leon; Schachter, Stanley; Back, Kurt (1963 [1950]): Social Pressures in Informal Groups. A Study of Human Factors in Housing. Stanford: Stanford University Press.
- Fischer, Claude S. (1982): To dwell among friends. Personal Networks in Town and City. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Fischer, Hardi (1962): Gruppenstruktur und Gruppenleistung. Bern: Verlag Hans Huber.
- Foa, Edna B./Foa, Uriel G. (1980): Resource Theory: Interpersonal Behavior as Exchange. In: Gergen, Kenneth J.; Greenberg, Martin S.; Willis, Richard H. (Hrsg.): Social Exchange. Advances in Theory and Research. New York u.a.: Plenum Press, S. 77-94.
- Fox, John (1991): Regression diagnostics. Newbury Park, Calif.: Sage Publications.
- Fox, John (1997): Applied regression analysis, linear models, and related methods. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Franzen, Axel/Pointner, Sonja (2007): Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen. In: Franzen, Axel/Freitag, Markus (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 66-90.
- Freeman, Linton C. (1979): Centrality in Social Networks. Conceptual Clarification. In: Social Networks 1, 3, S. 215-239.
- Freeman, Linton C. (2004): The development of social network analysis. A study in the sociology of science. Vancouver, BC: Empirical Press.
- Friedman, Edward P. (1966): Spatial Proximity and Social Interaction in a Home for the Aged. In: Journal of Gerontology 21, 4, S. 566-570.
- Friedrichs, Jürgen (1998): Einleitung: ‚Im Flugsand der Individualisierung‘? In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): Die Individualisierungs-These. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-11.
- Friedrichs, Jürgen/Jagodzinski, Wolfgang (1999): Theorien sozialer Integration. In: Friedrichs, Jürgen/Jagodzinski, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Integration. Sonderheft 39 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-43.

- Fromm, Dorit (1991): Collaborative communities. Cohousing, central living, and other new forms of housing with shared facilities. London: Van Nostrand Reinhold; Chapman and Hall.
- Fromm, Dorit (2000): American cohousing: The first five years. In: Journal of architectural and planning research 17, 2, S. 94-109.
- Fromm, Dorit (2012): Seeding Community: Collaborative Housing as a Strategy for Social and Neighbourhood Repair. In: Built Environment 38, 3, S. 364-394.
- Fromm, Sabine (2010): Datenanalyse mit SPSS für Fortgeschrittene 2: Multivariate Verfahren für Querschnittsdaten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fthenakis, Wassilios E.; Kalicki, Bernhard; Peitz, Gabriele (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs, Dörte/Orth, Jutta (2003): Umzug in ein neues Leben. Wohnalternativen für die zweite Lebenshälfte. München: Kösel-Verlag.
- Garciano, Jerome (2011): Affordable Cohousing: Challenges and Opportunities for Supportive Relational Networks in Mixed-Income Housing. In: Journal of Affordable Housing & Community Development Law 20, 2, S. 169-192.
- Gephart, Hella (2013): Gruppendynamik in Baugemeinschaften. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung 44, 1, S. 37-52.
- Gehlen, Arnold (1964 [1956]): Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. 2. Aufl. Frankfurt/Main u.a.: Athenäum Verlag.
- Gerth, Ingrid (2004): Die Tübinger Beginenstiftung i.Gr. In: Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter (Hrsg.): Die Wohnform mit Zukunft. Selbstbestimmtes Wohnen in Gemeinschaft. Hannover: Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter e.V., S. 29-30.
- Gierse, Christine/Wagner, Michael (2012): Gemeinschaftliche Wohnprojekte – eine Wohnform für alle sozialen Lagen und Lebensalter? In: Zeitschrift für Sozialreform 58, 1, S. 59-82.
- Gille, Martina/Marbach, Jan H. (2004): Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, S. 86-113.
- Glass, Anne P. (2009): Aging in a Community of Mutual Support: The Emergence of an Elder Intentional Cohousing Community in the United States. In: Journal of Housing for the Elderly 23, S. 283-303.
- Glass, Anne P. (2012): Elder Co-Housing in the United States: Three Cases Studies. In: Built Environment 38, 3, S. 345-363.
- Göschel, Albrecht (2010a): Gemeinschaftliches Wohnen: (K)ein neuer Wohnungsmarkt? In: vhw FWS Forum Wohnen und Stadtentwicklung 5, S. 247-251. http://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/Download-Dokumente/St%C3%A4dtenetzwerk/Gemeinschaftliches_Wohnen_FWS_5_10_G%C3%B6schel.pdf [Zugriff: 16.8.2013].
- Göschel, Albrecht (2010b): Gemeinschaftliches Wohnen. Eine innovative Wohn- und Lebensform. http://www.fgw-ev.de/fileadmin/PDF/Beitraege_Vorstand_etc/Vortrag%20Dr%20A%20Goeschel%20-%20Wohnen%20hoch%20drei.pdf [Zugriff: 16.8.2013].

- Gouldner, Alvin W. (1959): Reciprocity and Autonomy in Functional Theory. In: Gross, Llewellyn (Hrsg.): Symposium on Sociological Theory. Evanston, New York: Row, Peterson & Co., S. 241-270.
- Gouldner, Alvin W. (1960): The Norm of Reciprocity: A preliminary Statement. In: American Sociological Review 25, 2, S. 161-78.
- Gräbe, Sylvia/Lüscher, Kurt (1984): Soziale Beziehungen junger Eltern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4, 1, S. 99-121.
- Granovetter, Mark S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: The American Journal of Sociology 78, 6, S. 1360-1380.
- Granovetter, Mark S. (1979): The Theory-Gap in Social Network Analysis. In: Holland, Paul W./Leinhardt, Samuel (Hrsg.): Perspectives on Social Network Research. New York: Academic Press, S. 501-518.
- Granovetter, Mark S. (1985): Economic Action and Social Structure. The Problem of Embeddedness. In: The American Journal of Sociology 91, 3, S. 481-510.
- Groh, Maria; Haider, Ernst; Krenn, Conny; Kuzmich, Franz; Lutz, Wolfgang; Schleicher, Tilmann; Uhl, Ottokar; Winkelhofer, Walter; Wurnig, Martin (1992): Wohnen mit Kindern. Ein Erfahrungsbericht. Wien: Picus-Verlag.
- Gukenbiehl, Hermann L. (1994): Formelle und informelle Gruppe als Grundformen sozialer Strukturbildung. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen. 2. Aufl. Heidelberg u.a.: Quelle & Meyer, S. 80-96.
- Günther, Julia (2009): Nachbarschaft und nachbarschaftliche Beziehungen. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 445-463.
- Hallinan, Maureen T. (1978): The Process of Friendship Formation. In: Social Networks 1, 2, S. 193-210.
- Hamm, Bernd (1973): Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.
- Hamm, Bernd (1998): Nachbarschaft. In: Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (Hrsg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske + Budrich, S. 172-181.
- Hamm, Bernd (2001): Nachbarschaft. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 7. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, S. 249-250.
- Hammer, Muriel (1984): Explorations into the Meaning of Social Network Interview Data. In: Social Networks 6, S. 341-371.
- Handcock, Mark S./Gile, Krista (2007): Modeling Social Networks with Sampled or Missing Data. Working Paper No. 75. Center for Statistics and the Social Sciences, University of Washington.
- Hanft, Anke (1991): Identifikation als Einstellung zur Organisation. Eine kritische Analyse aus interaktionistischer Perspektive. München: Hampp.
- Hanneman, Robert A./Riddle, Mark (2005): Introduction to social network methods. <http://faculty.ucr.edu/~hanneman/nettext/> [Zugriff: 6.12.2012].
- Harth, Annette/Scheller, Gitta (2012): Das Wohnerlebnis in Deutschland. Eine Wiederholungsstudie nach 20 Jahren. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Hartmann, Kristiana (1976): Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München: Moos.
- Hasell, Mary Joyce/Scanzoni, John H. (1997): Social Networks and Network-Friendly Housing in the U.S. In: *International Journal of Comparative Sociology* 38, 3-4, S. 289-296.
- Hasse, Jürgen (2012): Wohnen. In: Eckardt, Frank (Hrsg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 475-502.
- Haug, Sonja (1997): Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Arbeitspapier AB II Nr. 15. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES).
- Häußermann, Hartmut (1999): Neue Haushalte. Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung. Neue Lebensstile – neue Haushaltstypen. In: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.): *Neue Wohnformen*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, S. 12-21.
- Häußermann, Hartmut (2009): Zur Notwendigkeit neuer Wohnformen: Gemeinschaftliche Bedürfnisse der individualisierten Gesellschaft. In: BDA, Bund Deutscher Architekten (Hrsg.): *morgen: wohnen! Neue Wohnformen*. Berlin, S. 12-19.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1994): Gemeinde- und Stadtsoziologie. In: Kerber, Harald/Schmieder, Arnold (Hrsg.): *Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 363-387.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1996): *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim: Juventa.
- Hechter, Michael (1983): A Theory of Group Solidarity. In: Hechter, Michael (Hrsg.): *The Microfoundations of Macrosociology*. Philadelphia: Temple University Press, S. 16-57.
- Hechter, Michael (1987): *Principles of group solidarity*. Berkeley: Univ. of California Press.
- Hedges, Larry V. (2009): Statistical Considerations. In: Cooper, Harris M.; Hedges, Larry V.; Valentine, Jeffrey C. (Hrsg.): *The Handbook of Research Synthesis and Meta-Analysis*. New York: Russel Sage Foundation, S. 37-47.
- Heidler, Richard (2009): Erhebung, Visualisierung und mathematische Analyse sozialer Netzwerke – eine methodenorientierte Einführung in die sozialwissenschaftliche Netzwerkanalyse. FÖV Discussion Papers, 49. Deutsches Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung Speyer.
- Helbig, Gerda (2004): Altersgerecht wohnen, selbstbestimmt bleiben, gemeinschaftlich leben bringt Gewinn für alle Beteiligten. In: *Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter* (Hrsg.): *Die Wohnform mit Zukunft. Selbstbestimmtes Wohnen in Gemeinschaft*. Forum aktuell, 16. Hannover, S. 14-17.
- Helbig, Gerda (2007): Ein bundesweites Netzwerk für Gemeinschaftliche Wohnprojekte. <http://www.fgwa.de/fileadmin/pdf/Info%C2%B4s%20%C3%BCber%20das%20Forum/NetzwerkFGW.pdf> [Zugriff: 3.3.2010].
- Helmer-Denzel, Andrea/Schneiders, Katrin (2013): Intergenerationelle Gemeinschaften jenseits der Familie: Potenziale und Voraussetzungen. In: Bäcker, Gerhard/Heinze, Rolf G. (Hrsg.): *Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 327-337.

- Henckmann, Antje (1999): Aufbruch in ein gemeinsames Altern. Neue Wohnformen im Alter am Beispiel des Modellprojektes ‚Nachbarschaftlich leben für Frauen im Alter‘. Opladen: Leske + Budrich.
- Hennig, Marina (2006): Individuen und ihre sozialen Beziehungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hennig, Marina (2010): Soziales Kapital und seine Funktionsweise. In: Stegbauer, Christian/Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 177-189.
- Hess, Beth (1972): Friendship. In: White Riley, Matilda; Johnson, Marilyn; Foner, Anne (Hrsg.): Aging and Society. Volume three: A sociology of age stratification. New York: Russell Sage Foundation, S. 357-393.
- Hieber, Annette; Mollenkopf, Heidrun; Wahl, Hans-Werner; Oswald, Frank (2005): Gemeinschaftliches Wohnen im Alter: Von der Idee bis zum Einzug. Deutsches Zentrum für Altersforschung an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, http://www.psychologie.uni-heidelberg.de/mediendaten/ae/apa/fb20_gemwohnen.pdf [Zugriff: 26.12.2012].
- Hildebrandt, Johanna (2012): Lebenswelt im Wohnkontext. In: Kleiner, Gabriele (Hrsg.): Alter(n) bewegt. Perspektiven der sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 195-204.
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne; Pfadenhauer, Michaela (2008): Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. (2003): ‚Stellung im Beruf‘ als Ersatz für eine Berufsklassifikation zur Ermittlung von sozialem Prestige. In: ZUMA-Nachrichten 27, 53, S. 114-127.
- Hollstein, Betina (2001): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen: Leske + Budrich.
- Hollstein, Betina (2002): Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen. Opladen: Leske + Budrich.
- Hollstein, Betina (2005): Reziprozität in familialen Generationenbeziehungen. In: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 187-209.
- Hollstein, Betina/Bria, Gina (1998): Reziprozität in Eltern-Kind-Beziehungen? Theoretische Überlegungen und empirische Evidenz. In: Berliner Journal für Soziologie 8, S. 7-22.
- Hollstein, Betina/Straus, Florian (Hrsg.) (2006): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holzer, Boris (2006): Netzwerke. Bielefeld: transcript Verlag.
- Homans, George Caspar (1972 [1951]): Theorie der sozialen Gruppe. 6. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Homans, George Caspar (1974 [1961]): Social Behavior. Its Elementary Forms. Rev. Ed. New York u.a.: Harcourt Brace Jovanovich.
- Hondrich, Karl Otto/Koch-Arzberger, Claudia (1992): Solidarität in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Hones, Laura (2013): Filling a House with Meaning: The Construction of a Chicago Housing Cooperative. Honors Projects. Paper 43. Illinois Wesleyan University. http://digitalcommons.iwu.edu/socanth_honproj/43 [Zugriff: 29.07.2013].
- Höpflinger, Francois (2009): Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter: Age Report 2009. Zürich: Seismo Verlag.
- Hubert, Lawrence J./Schultz, James V. (1976): Quadratic Assignment as a General Data Analysis Strategy. In: British Journal of Mathematical and Statistical Psychology 29, S. 190-241.
- Hücking, Horst (2008): Wie entsteht ein Wohnprojekt? Erste Schritte für Gruppen. Vortrag auf dem 6. Wohnprojekttag NRW. http://www.wohnbund-beratung-nrw.de/download/ag_2_huecking_wbb.pdf [Zugriff: 4.3.2010].
- Huinink, Johannes/Wagner, Michael (1998): Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensformen. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): Die Individualisierungs-These. Opladen: Leske + Budrich, S. 85-106.
- Huisman, Mark (2009): Imputation of missing network data: Some simple procedures. In: Journal of Social Structure 10, 1, S. 1-29.
- Imbusch, Peter/Rucht, Dieter (2005): Integration und Desintegration in modernen Gesellschaften. In: Heitmeyer, Wilhelm/Imbusch, Peter (Hrsg.): Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13-71.
- Immerfall, Stefan (1997): Soziale Integration in den westeuropäischen Gesellschaften: Werte, Mitgliedschaften und Netzwerke. In: Hradil, Stefan/Immerfall, Stefan (Hrsg.): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen: Leske + Budrich, S. 139-173.
- Jackson, Robert Max (1977): Social Structure and Process in Friendship Choice. In: Fischer, Claude S. (Hrsg.): Networks and Places. Social Relations in the Urban Setting. New York: The Free Press, S. 59-78.
- Jagodzinski, Wolfgang/Klein, Markus (1998): Individualisierungskonzepte aus individualistischer Perspektive. Ein erster Versuch, in das Dickicht der Individualisierungskonzepte einzudringen. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): Die Individualisierungs-These. Opladen: Leske + Budrich, S. 13-31.
- Jakoby, Nina (2008): (Wahl-)Verwandtschaft – Zur Erklärung verwandtschaftlichen Handelns. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jann, Ben (2009): Diagnostik von Regressionsschätzungen bei kleinen Stichproben (mit einem Exkurs zu logistischer Regression). In: Kriwy, Peter/Gross, Christiane (Hrsg.): Klein aber fein! Quantitative empirische Sozialforschung mit kleinen Fallzahlen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 93-125.
- Jansen, Dorothea (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jansen, Katrin; Schneiders, Katrin; Bölting, Torsten (2008): Gemeinsam statt einsam! Gemeinschaftliche Wohnprojekte für Ältere. Best-Practice-Projekte aus Deutschland und dem europäischen Ausland. Bochum: Kuratorium Betreutes Wohnen NRW.
- Janz, Katharina (2009): Gemeinsames Wohnen im Alter. Neue Herausforderungen für die Verbraucherberatung? Hamburg: Diplomica Verlag.

- Jarvis, Helen (2011): Saving space, sharing time: integrated infrastructures of daily life in cohousing. In: *Environment and Planning* 43, 3, S. 560-577.
- Jensen, Klaus (1976): Nachbarschaftliche Konflikte und Konfliktlösungen. Ökologisch-psychologische Untersuchungen zum ‚Umgang mit Geräuschen‘. München: Kamp.
- Jones, Dean C. (1975): Spatial Proximity, Interpersonal Conflict, and Friendship Formation in the Intermediate-Care Facility. In: *The Gerontologist* 15, 2, S. 150-154.
- Junge, Kay (1998): Vertrauen und die Grundlagen der Sozialtheorie. Ein Kommentar zu James S. Coleman. In: Müller, Hans-Peter/Schmid, Michael (Hrsg.): Norm, Herrschaft und Vertrauen. Beiträge zu James S. Colemans Grundlagen der Sozialtheorie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 26-63.
- Jupp, James; Nieuwenhuysen, John Peter; Dawson, Emma (Hg.) (2007): Social cohesion in Australia. Port Melbourne: Cambridge Univ. Press.
- Kahle, Irene (2004): Alleinerziehende im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, S. 175-193.
- Kandel, Denise B. (1978): Similarity in Real-Life Adolescent Friendship Pairs. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 36, 3, S. 306-312.
- Karhoff, Brigitte/Kiehle, Wolfgang (2005): Genossenschaftliches Wohnen als ‚dritte Säule‘ der Wohnungsversorgung. In: *RaumPlanung* 122, S. 192-196.
- Kaufmann, Franz-Xaver; Engelbert, Angelika; Herlth, Alois; Meier, Brigitte; Strohmeier, Klaus Peter (1989): Netzwerkbeziehungen von Familien. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Reihe Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 17).
- KDA, Kuratorium Deutsche Altershilfe (2000): Vom Idealismus zum Realismus. Über fünfzehn Jahre gemeinschaftliches Wohnen älterer Menschen in den Niederlanden. Köln: KDA.
- KDA, Kuratorium Deutsche Altershilfe (2006): Wohnen im Alter. Strukturen und Herausforderungen für kommunales Handeln. Ergebnisse einer bundesweiten Befragung der Landkreise und kreisfreien Städte. Köln: KDA.
- Kecskes, Robert/Wolf, Christof (1996): Konfession, Religion und soziale Netzwerke. Zur Bedeutung christlicher Religiosität in personalen Beziehungen. Opladen: Leske + Budrich.
- Kehl, Konstantin/Then, Volker (2013): Community and Civil Society Returns of Multigeneration Cohousing in Germany. In: *Journal of Civil Society* 9, 1, S. 41-57.
- Klages, Helmut (1968): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt. 2. Aufl. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Knaier, Doris (2005): Nachbarschaft und gegenseitige Hilfe – soziale Aufgaben früher und heute. In: Forum Gemeinschaftliches Wohnen (Hrsg.): Miteinander – Füreinander unter einem Dach. Keimzellen für solidarisches Handeln. Forum aktuell, 17. Hannover: Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V., S. 15-20.
- Knäuper, Bärbel; Schwarz, Nobert; Park, Denise (2002): Selbstberichte im Alter. In: Motel-Klingebiel, Andreas; Kelle, Udo (Hg.): Perspektiven der empirischen Alter(n)ssoziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 75-98.

- Knoke, David/Yang, Song (2008): *Social Network Analysis*. 2. ed. Los Angeles: Sage Publications.
- Köstler, Ursula (2007): Unterstützungsnetzwerke im Alter: Die Idee Seniorengenossenschaft – Bürger helfen sich gegenseitig. In: *InitiativForum Generationenvertrag IFG* (Hrsg.): *Altern ist anders: Gelebte Träume – Facetten einer neuen Alter(n)skultur*. Münster: Lit. Verlag, S. 61-66.
- Kohli, Martin; Künemund, Harald; Motel, Andreas; Szydlík, Marc (2000): *Generationsbeziehungen*. In: Kohli, Martin; Künemund, Harald (Hg.): *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 176-211.
- Kon, Igor S. (1979): *Freundschaft. Geschichte und Sozialpsychologie der Freundschaft als soziale Institution und individuelle Beziehung*. Reinbek: Rowohlt.
- Kool, Frits/Krause, Werner (Hrsg.) (1967): *Die frühen Sozialisten*. Olten: Walter-Verlag.
- Korpela, Salla (2012): Casa Malta: A Case Study of a Contemporary Co-Housing Project in Helsinki. In: *Built Environment* 38, 3, S. 336-344.
- Kossinets, Georgi (2006): Effects of missing data in social networks. In: *Social Networks* 28, 3, S. 247-268.
- Krackhardt, David (1988): Predicting with Networks: Nonparametric Multiple Regression Analysis of Dyadic Data. In: *Social Networks* 10, S. 359-381.
- Krackhardt, David/Porter, Lyman W. (1986): The Snowball Effect: Turnover Embedded in Communication Networks. In: *Journal of Applied Psychology* 71, 1, S. 50-55.
- Krackhardt, David/Stern, Robert N. (1988): Informal Networks and Organizational Crisis: An Experimental Simulation. In: *Social Psychology Quarterly* 51, 2, S. 123-140.
- Krämer, Stefan (2005): *Wohnen und Wohnen im Alter – heute*. In: *Wüstenrot-Stiftung* (Hrsg.): *Wohnen im Alter*. Stuttgart: Karl Krämer Verlag, S. 40-67.
- Krämer, Stefan (2008): Demografischer Wandel – neue Wohnformen im Alter? In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 31, 2, S. 337-349.
- Krämer, Stefan; Kreuz, Dieter; Narten, Renate; Schweikart, Rudolf; Tews, Hans Peter (2005): *Wohnen im Alter – Entwicklungsbilanz und Perspektiven*. In: *Wüstenrot-Stiftung* (Hrsg.): *Wohnen im Alter*. Stuttgart: Karl Krämer Verlag, S. 152-167.
- Kraushaar, Wolfgang (2001): Denkmodelle der 68er-Bewegung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 22-23, S. 14-27.
- Krausz, Ernest (Hrsg.) (1983): *The sociology of the Kibbutz*. New Brunswick: Transaction Books.
- Kreienbrock, Lothar (1993): *Einführung in die Stichprobenverfahren. Lehr- und Übungsbuch der angewandten Statistik*. 2. Aufl. München: Oldenbourg.
- Kremer-Preiß, Ursula/Stolarz, Holger (2003): *Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung – eine Bestandsanalyse*. Köln: KDA, Bd. 1.
- Kricheldorf, Cornelia (2008): *Neue Wohnformen und gemeinschaftliches Wohnen im Alter*. In: Buchen, Sylvia/Maier, Maja S. (Hrsg.): *Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 237-247.

- Kron, Thomas/Horáček, Martin (2009): Individualisierung. Bielefeld: transcript.
- Kropp, Per (2008): Methodologischer Individualismus und Netzwerkforschung. Ein Diskussionsbeitrag. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 145-153.
- Krückemeyer, Thomas (1997): Gartenstadt als Reformmodell. Siedlungskonzeption zwischen Utopie und Wirklichkeit. Siegen: Börschen.
- Künemund, Harald/Hollstein, Betina (2000): Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke. In: Kohli, Martin/Künemund, Harald (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. Opladen: Leske + Budrich, S. 212-276.
- Kunze, Iris (2009): Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als experimentierende Lernfelder für sozial-ökologische Nachhaltigkeit. Münster: ecotransfer-Verlag.
- Küster, Christine (1998): Zeitverwendung und Wohnen im Alter. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.): Wohnbedürfnisse, Zeitverwendung und soziale Netzwerke älterer Menschen. Expertisenband 1 zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 51-175.
- Landecker, Werner S. (1951): Types of integration and their measurement. In: The American Journal of Sociology 56, S. 322-340.
- Lang, Frieder K. (2005): Die Gestaltung sozialer Netzwerke im Lebenslauf. In: Otto, Ulrich/Bauer, Petra (Hrsg.): Mit Netzwerken professionell zusammenarbeiten. Band 1: Soziale Netzwerke in Lebenslauf- und Lebenslagenperspektive. Tübingen: DGVT-Verlag, S. 41-63.
- Lange, Jens; Riedel, Birgit; Fuchs-Rechlin, Kirsten; Schilling, Matthias; Leu Hans Rudolf (2008): Zahlenspiegel 2007. Kindertagesbetreuung im Spiegel der Statistik. Forschungsverbund DJI/Universität Dortmund. München.
- Latané, Bibb; Liu, James H.; Nowak, Andrzej; Bonevento, Michael; Zheng, Long (1995): Distance matters: Physical Space and Social Impact. In: Personality and Social Psychology Bulletin 21, 8, S. 795-805.
- Laumann, Edward O.; Marsden, Peter V.; Prensky, David (1983): The Boundary Specification Problem in Network Analysis. In: Burt, Ronald S.; Minor, Michael J. (Hrsg.): Applied Network Analysis. A Methodological Introduction. Beverly Hills: Sage, S. 18-34.
- Lauterbach, Wolfgang (1998): Die Multilokalität später Familienphasen. Zur räumlichen Nähe und Ferne der Generationen. In: Zeitschrift für Soziologie 27, 2, S. 113-132.
- Lawton, M. Powell/Simon, Bonnie (1968): The Ecology of Social Relationships in Housing for the Elderly. In: The Gerontologist 8, 2, S. 108-115.
- Lazarsfeld, Paul F./Merton, Robert K. (1954): Friendship as Social Process: A Substantive and Methodological Analysis. In: Berger, Morroe; Abel, Theodore; Page, Charles H. (Hrsg.): Freedom and Control in Modern Society. New York: Van Nostrand, S. 18-66.
- LBS, Landesbausparkasse Bundesgeschäftsstelle (Hrsg.) (2001): Wohnprojekte für Jung und Alt. Generationen übergreifende Baugemeinschaften. LBS Zukunftswerkstatt. Berlin.

- Lehmann, Bianca (2006): Soziale Grundgebilde. In: Schäfers, Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 9. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, S. 95-97.
- Lehr, Ursula (2013): Der demografische Wandel – eine Herausforderung für Länder und Kommunen. In: Bäcker, Gerhard/Heinze, Rolf G. (Hrsg.): Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 145-155.
- Lin, Nan (2008): A Network Theory of Social Capital. In: Castiglione, Dario; van Deth, Jan W.; Wolleb, Guglielmo (Hrsg.): The Handbook of Social Capital. Oxford: University Press, S. 50-69.
- Linton, Ralph (1937): The Study of man. An introduction. New York: Appleton.
- Little, Roderick J. A./Rubin, Donald B. (1989): The Analysis of Social Science Data with Missing Values. In: Sociological Methods and Research 18, 2, S. 292-326.
- Litwak, Eugene/Szelenyi, Ivan (1969): Primary group structures and their functions: Kin, neighbors, and friends. In: American Sociological Review 34, S. 465-481.
- Lockwood, David (1963): Social Integration and System Integration. In: Zollschan, George K./Hirsch, Walter (Hg.): Explorations in social change. London: Routledge & Kegan Paul, S. 244-257.
- Luhmann, Niklas (1964): Funktion und Folgen formaler Organisation. Berlin: Dunccker und Humblot.
- Luhmann, Niklas (1973): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. 2. Aufl. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Luhmann, Niklas (1975a): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. In: Luhmann, Niklas (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-20.
- Luhmann, Niklas (1975b): Einfache Sozialsysteme. In: Luhmann, Niklas (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 21-38.
- Maas, Dora J. M./Hox, Joop (2005): Sufficient Sample Sizes for Multilevel Modeling. In: Methodology 3, S. 86-92.
- MAGS, Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (2006): Neue Wohnprojekte für ältere Menschen. Gemeinschaftliches Wohnen in Nordrhein-Westfalen – Beispiele und Wege zur Umsetzung. 7. Aufl. Düsseldorf.
- Maier, Maja S. (2008): Familien, Freundschaften, Netzwerke. Zur Zukunft persönlicher Unterstützungsbeziehungen. In: Buchen, Sylvia/Maier, Maja S. (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 219-235.
- Marckmann, Bella; Gram-Hanssen, Kirsten; Christensen, Toke Haunstrup (2012): Sustainable Living and Co-Housing: Evidence from a Case Study of Eco-Villages. In: Built Environment 38, 3, S. 413-429.
- Margolis, Diane/Entin, David (2011): Report on Survey of Cohousing Communities 2011. http://www.cohousing.org/docs/2011/survey_of_cohousing_communities_2011.pdf [Zugriff: 19.4.2012].
- Marsden, Peter V. (1990): Network Data and Measurement. In: Annual Review of Sociology 16, S. 435-463.

- Marsden, Peter V./Campbell, Karen E. (1984): Measuring Tie Strength. In: *Social Forces* 63, 2, S. 482-501.
- Martin, John Levi (1999): A General Permutation-Based QAP Analysis Approach for Dyadic Data from Multiple Groups. In: *Connections* 22, 2, S. 50-60.
- Mathews, K. Michael; White, Michael C.; Long, Rebecca G.; Soper, Barlow; Von Bergen, C. W. (1998): Association of indicators and predictors of tie strength. In: *Psychological Reports* 83, 3f, S. 1459-1469.
- Mauss, Marcel (1990 [1968]): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Mayer, Horst O. (2006): *Interview und schriftliche Befragung. Entwicklung, Durchführung und Auswertung*. 3. Aufl. München: Oldenbourg.
- MBV, Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (2006): *Wohnen im Alter. Neue Wohnmodelle in Nordrhein-Westfalen*. 3. Aufl. Düsseldorf.
- MBV, Ministerium für Bauen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (2008): *Neues Wohnen mit Nachbarschaft. Wohnprojekte von Baugruppen, Genossenschaften und Investoren*. Düsseldorf.
- MBWSV, Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (2013): *Förderung von Wohnraum*. <http://www.mbwsv.nrw.de/wohnen/wohnraumfoerderung/index.php> [Zugriff: 11.5.2013].
- McCallister, Lynne/Fischer, Claude S. (1978): A Procedure for Surveying Personal Networks. In: *Sociological Methods & Research* 7, 2, S. 131-148.
- McCamant, Kathryn/Durrett, Charles (2011): *Creating cohousing. Building sustainable communities*. Gabriola Island: New Society Publishers.
- McPherson, Miller; Smith-Lovin, Lynn; Cook, James M. (2001): Birds of a Feather: Homophily in Social Networks. In: *Annual Review of Sociology* 27, S. 415-444.
- Meltzer, Graham (2005): *Sustainable Community. Learning from the Cohousing Model*. Victoria, BC: Trafford.
- Melzer, Wolfgang/Neubauer, Georg (Hrsg.) (1988): *Der Kibbutz als Utopie*. Weinheim u.a.: Beltz Verlag.
- Menning, Sonja (2006): *Gesundheitszustand und gesundheitsrelevantes Verhalten Älterer. GeroStat Report Altersdaten. Heft 2*. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Menning, Sonja/Hoffmann, Elke (2009): *Die Babyboomer – ein demografisches Porträt. GeroStat Report Altersdaten. Heft 2*. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.
- Messeri, Peter A., Silverstein, Merrill; Litwak, Eugene (1993): Choice of optimal social supports among the elderly: A meta-analysis of competing theoretical perspectives. In: *Journal of Health and Social Behavior* 34, S. 122-137.
- Mester, Klaus-Hendrik (2007): *Die Auswirkungen des demografischen Wandels auf das seniorengerechte Wohnen in Nordrhein-Westfalen*. Göttingen: V & R Unipress.

- Mieterverein München (2003): Mieter im eigenen Haus? Wie funktioniert genossenschaftliches Wohnen? http://www.amaryllis-bonn.de/fileadmin/user_upload/OEffentliche_Dateien/Wie_funktioniert_genossenschaftliches_Wohnen.pdf [Zugriff: 16.10.2012].
- Millonig, Elisabeth; Deubner, Helmut; Brugger, Elmar; Kreyer, Ingo; Matosic, Toni (2010): Studie am Beispiel des Projektes ‚Lebensraum‘ zur Erhebung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzens der Wohnform ‚Cohousing‘ für das Land Niederösterreich. http://www.atelierdeubner.at/images/publikationen/forschung/CoHousingStudie_2010_05_20.pdf [Zugriff: 16.8.2013].
- Mitchell, J. Clyde (1969): The Concept and Use of Social Networks. In: Mitchell, J. Clyde (Hrsg.): Social Networks in Urban Situations. Analyses of Personal Relationships in Central African Towns. Manchester: Manchester University Press, S. 1-50.
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard (Hrsg.) (1980): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 2. Aufl. München: Beck.
- Mohler, Peter Ph./Porst, Rolf (1996): Pretest und Weiterentwicklung von Fragebogen – Einführung in das Thema. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Pretest und Weiterentwicklung von Fragebogen. Stuttgart: Metzler-Poeschel, S. 7-15.
- Montada, Leo (2001): Solidarität mit der Dritten Welt. In: Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hrsg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen: Leske + Budrich, S. 65-92.
- Moreno, Jacob L. (1954): Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft. Köln: Westdeutscher Verlag.
- Mühlich, Eberhard; Zinn, Hermann; Kröning, Wolfgang; Mühlich-Klinger, Ilona (1978): Zusammenhang von gebauter Umwelt und sozialem Verhalten im Wohn- und Wohnumweltbereich. Bonn: Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau.
- Münch, Richard (1997): Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 66-109.
- Naegele, Gerhard (2011): Demografischer Wandel: Mega-Herausforderungen für die Sozialpolitik. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 2, S. 88-97.
- Nahemow, Lucille/Lawton, M. Powell (1975): Similarity and Propinquity in Friendship Formation. In: Journal of Personality and Social Psychology 32, 2, S. 205-213.
- Narten, Renate (2005): Gemeinschaftliches Wohnen im Alter. In: Wüstenrot-Stiftung (Hrsg.): Wohnen im Alter. Stuttgart: Karl Krämer Verlag, S. 80-91.
- Neckel, Sigward (1993): Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. Frankfurt/Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Neidhardt, Friedhelm (1979): Das innere System sozialer Gruppen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, 4, S. 639-660.
- Neidhardt, Friedhelm (1983): Themen und Thesen zur Gruppensoziologie. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 12-34.

- Neidhardt, Friedhelm (1994): Innere Prozesse und Außenweltbedingungen sozialer Gruppen. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen. 2. Aufl. Heidelberg u.a.: Quelle & Meyer, S. 135-156.
- Newcomb, Theodore M. (1961): The Acquaintance Process. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Newman, Daniel A. (2009): Missing Data Techniques and Low Response Rates: The Role of Systematic Nonresponse Parameters. In: Lance, Charles E./Vandenberg, Robert J. (Hrsg.): Statistical and Methodological Myths and Urban Legends. Doctrine, Verity and Fable in the Organizational and Social Sciences. New York, NY: Routledge, S. 7-36.
- Notz, Gisela (2006): Theoretische Zugänge und empirische Beispiele zu kommunitären Lebens- und Arbeitsformen. In: Grundmann, Matthias (Hrsg.): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: Lit-Verlag, S. 119-134.
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1994): Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Novy, Klaus (1983): Genossenschafts-Bewegung. Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform. Berlin: Transit-Buchverlag.
- Novy, Klaus (1989): Neue Haushaltsformen, neue Lebensstile und die Suche nach den neuen sozialen Bauherren. In: Brech, Joachim (Hrsg.): Neue Wohnformen in Europa. Berichte des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg. Darmstadt: Verlag f. wissenschaftliche Publikationen, S. 41-70.
- Novy, Klaus; Hombach, Bodo; Karthaus, Frank (Hg.) (1985): Anders leben. Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur. Beispiele aus Nordrhein-Westfalen. Berlin: Dietz.
- Novy-Huy, Rolf (2008): Der mühsame Weg bis zur Realisierung. In: Schader-Stiftung/Stiftung trias (Hrsg.): Raus aus der Nische – rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt ‚gemeinschaftliches Wohnen‘. Darmstadt; Hattingen (Ruhr), S. 31-36.
- Olson, Mancur (1965): The Logic of Collective Action. Public Goods and the Theory of Groups. Cambridge: Harvard University Press.
- Opp, Karl-Dieter (1983): Die Entstehung sozialer Normen. Ein Integrationsversuch soziologischer, sozialpsychologischer und ökonomischer Erklärungen. Tübingen: Mohr.
- Osterland, Astrid (2000): Nicht allein und nicht ins Heim. Alternative: Alten-WG. Paderborn: Junfermann.
- Oswald, Hans (1966): Die überschätzte Stadt. Ein Beitrag der Gemeindesoziologie zum Städtebau. Olten: Walter-Verlag.
- Pahl, Ray (2000): On friendship. Cambridge: Polity Press.
- Palm Lindén, Karin (1992): Community and Privacy in the Swedish Collective House. Lund University of Lund. <http://www.kollektivhus.nu/pdf/PalmLinden-92.pdf> [Zugriff: 18.1.2013].
- Pappi, Franz Urban (1998): Soziale Netzwerke. In: Schäfers, Bernhard/Zapf, Wolfgang (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich, S. 584-596.

- Parker, Sandra/De Vries, Brian (1993): Patterns of Friendship for Women and Men in Same and Cross-Sex Relationships. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 10, 4, S. 617-626.
- Parsons, Talcott (1949): *The Structure of social action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers*. 2. Aufl. Glencoe: The Free Press.
- Parsons, Talcott (1951): *The social system*. Glencoe: The Free Press.
- Parsons, Talcott; Bales, Robert F.; Shils, Edward (1981 [1953]): Phase Movement in Relation to Motivation, Symbol Formation, and Role Structure. In: Parsons, Talcott; Bales, Robert F.; Shils, Edward (Hrsg.): *Working Papers in the Theory of Action*. Westport: Greenwood Press, S. 163-269.
- Parsons, Talcott/Shils, Edward (1952): Values, Motives, and Systems of Action. In: Parsons, Talcott/Shils, Edward (Hrsg.): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge/Massachusetts: Harvard University Press, S. 47-243.
- Paul, Christine (2012): *Der Wert der Gemeinschaft. Gemeinschaftliche Wohnprojekte in Europa*. In: Anhalt, Elmar/Schultheis, Klaudia (Hrsg.): *Werteorientierung und Wertevermittlung in Europa. Interdisziplinäre Perspektiven und Standpunkte junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler*. Berlin, Münster: Lit.Verlag, S. 181-196.
- Paul, Christine (2013): *In Gemeinschaft leben. Eine Analyse von Ideal und Realität intergenerationaler Wohnprojekte unter der Perspektive von Lernprozessen*. Diss. Köln. kups.ub.uni-koeln.de/5549/1/Dissertation_ChristinePaul_MGO.pdf [Zugriff 20.04.2014]
- Perleth, Birgit (1988): Das erste Kind. Erst-Elternschaft: Wie verändern sich soziale Beziehungen und welche Bedeutung haben sie? In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* 11, S. 265-267.
- Pelzman, Daniel/Fehr, Beverley (1986): Theories of Friendship: The Analysis of Interpersonal Attraction. In: Derlega, Valerian J./Winstead, Barbara A. (Hrsg.): *Friendship and Social Interaction*. New York u.a.: Springer-Verlag, S. 9-40.
- Petermann, Sören (2002): *Persönliche Netzwerke in Stadt und Land. Siedlungsstruktur und soziale Unterstützungsnetzwerke im Raum Halle/Saale*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Petermann, Sören (2005): Persönliche Netzwerke: Spezialisierte Unterstützungsbeziehungen oder hilft jeder jedem? In: Otto, Ulrich/Bauer, Petra (Hrsg.): *Mit Netzwerken professionell zusammenarbeiten*. Bd. 1: *Soziale Netzwerke in Lebenslauf- und Lebenslagenperspektive*. Tübingen: dgvt, S. 181-206.
- Peters, Anna (2013): Mehrgenerationen-Wohnen immer beliebter. Deutsche Welle, 25.7.2013. <http://www.dw.de/mehrgenerationen-wohnen-immer-beliebter/a-16942404> [Zugriff: 3.8.2013].
- Peters, Bernhard (1993): *Die Integration moderner Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Petersen, Ulrike (1993): Wie lässt sich ein Netz knüpfen? Fragen und Antworten zum Gruppenprozess gemeinschaftlicher Wohnformen. In: *Forum für Gemeinschaftliches Wohnen im Alter* (Hrsg.): *Neue Chancen für Gemeinschaftswohnprojekte von Jung und Alt: Erfahrungen und praktische Tips schon bestehender Projektgruppen*. Köln, S. 8-27.

- Petróczi, Andrea; Nepusz, Tamás; Bazsó, Fülöp (2007): Measuring tie-strength in virtual social networks. In: *Connections* 27, 2, S. 39-52.
- Peuckert, Rüdiger (2004): Familienformen im sozialen Wandel. 5. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Peuckert, Rüdiger (2006): Soziale Kontrolle. In: Schäfers, Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. 9. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, S. 145-147.
- Pfenning, Astrid/Pfenning, Uwe (1987): Egozentrierte Netzwerke: Verschiedene Instrumente – verschiedene Ergebnisse? In: *ZUMA-Nachrichten* 21, S. 64-77.
- Pfenning, Uwe (1995): Soziale Netzwerke in der Forschungspraxis. Zur theoretischen Perspektive, Vergleichbarkeit und Standardisierung von Erhebungsverfahren sozialer Netzwerke; Zur Validität und Reliabilität von egozentrierten Netz- und Namensgeneratoren. Darmstadt: DDD Druck und Verlag.
- Porst, Rolf (1998): Im Vorfeld der Befragung: Planung, Fragebogenentwicklung, Pretesting. Mannheim. (ZUMA-Arbeitsbericht 98/02).
- Porst, Rolf (2008): Fragebogen. Ein Arbeitsbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Putnam, Robert D. (1993): *Making democracy work. Civic traditions in modern Italy*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Preciado, Paulina; Snijders, Tom A.B; Burk, William J.; Stattin, Håkan; Kerr, Margaret (2012): Does proximity matter? Distance dependence of adolescent friendships. In: *Social Networks* 34, 1, S. 18-31.
- Preisendörfer, Peter (1995): Vertrauen als soziologische Kategorie. Möglichkeiten und Grenzen einer entscheidungstheoretischen Fundierung des Vertrauenskonzepts. In: *Zeitschrift für Soziologie* 24, 4, S. 263-272.
- Preisendörfer, Peter (2005): *Organisationssoziologie. Grundlagen, Theorien und Problemstellungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Prell, Christina (2012): *Social network analysis. History, theory and methodology*. Los Angeles: Sage.
- Priest, Robert F./Sawyer, Jack (1967): Proximity and Peership: Bases of Balance in Interpersonal Attraction. In: *The American Journal of Sociology* 72, 6, S. 633-649.
- Prüfer, Peter/Rexroth, Margrit (2000): *Zwei-Phasen-Pretesting*. Mannheim. (ZUMA-Arbeitsbericht, 2000/08).
- Rammstedt, Beatrice (2010): Reliabilität, Validität, Objektivität. In: Wolf, Christof/Best, Henning (Hrsg.): *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 239-258.
- Ramsauer, Peter (2012): Internationales Jahr der Genossenschaften. <http://www.bm-vbs.de/SharedDocs/DE/Artikel/SW/internationales-jahr-der-genossenschaften-2012-ministergrusswort.html?linkToOverview=js> [Zugriff: 14.12.2012].
- Rapsch, Alexandra (2004): *Soziologie der Freundschaft. Historische und gesellschaftliche Bedeutung von Homer bis heute*. Stuttgart: ibidem.
- Raub, Werner (1999): Vertrauen in dauerhaften Zweierbeziehungen: Soziale Integration durch aufgeklärtes Eigeninteresse. In: Friedrichs, Jürgen/Jagodzinski, Wolfgang (Hrsg.): *Soziale Integration*. Opladen: Westdeutscher Verlag. (Sonderheft 39, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*), S. 239-268.

- Raub, Werner/Voss, Thomas (1986): Die Sozialstruktur der Kooperation rationaler Egoisten. Zur ‚utilitaristischen‘ Erklärung sozialer Ordnung. In: Zeitschrift für Soziologie 15, 5, S. 309-323.
- Rettenbach, Helene (2008): Gemeinschaftliches Wohnen – eine Einführung. In: Schader-Stiftung/Stiftung trias (Hrsg.): Raus aus der Nische – rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt ‚gemeinschaftliches Wohnen‘. Darmstadt; Hatttingen (Ruhr), S. 13-17.
- Reuband, Karl-Heinz (2006): Postalische Befragung alter Menschen: Kooperationsverhalten, Beantwortungsstrategien und Qualität der Antworten. In: ZA-Information, 59, S. 100-127.
- Robins, Garry; Pattison, Philippa; Woolcock, Jodie (2004): Missing data in networks: exponential random graph (p*) models for networks with non-respondents. In: Social Networks 26, S. 257-283.
- Roseland, Mark (2012): Toward sustainable communities: Solutions for Citizens and their Governments. 4. Aufl. Gabriola Island, B.C : New Society Publishers.
- Rubin, Lillian B. (1985): Just Friends. The Role of Friendship in our Lives. New York: Harper & Row.
- Rui, Zhang/Yanhang, Lv (2011): A New Living Concept Based on Low-Impact Strategy – The Sustainability of Cohousing Community. In: Advanced Materials Research 224, S. 220-223.
- Rusbult, Caryl E. (1980): Satisfaction and Commitment in Friendships. In: Representative Research in Social Psychology 11, S. 96-105.
- Sargent, Lyman Tower (1994): The Three Faces of Utopianism Revisited. In: Utopian Studies 5, 1, S. 1-37.
- Schader Stiftung (2006): Gemeinschaftliches Wohnen. http://www.schader-stiftung.de/wohn_wandel/1000.php [Zugriff: 5.3.2010].
- Schader-Stiftung/Stiftung trias (Hrsg.) (2008): Raus aus der Nische – rein in den Markt! Ein Plädoyer für das Produkt ‚gemeinschaftliches Wohnen‘. Darmstadt; Hatttingen (Ruhr).
- Schäfers, Bernhard (1994a): Entwicklung der Gruppensoziologie und Eigenständigkeit der Gruppe als Sozialgebilde. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen. 2. Aufl. Heidelberg u.a.: Quelle & Meyer, S. 19-39.
- Schäfers, Bernhard (1994b): Die Kernfamilie als kleine Gruppe. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen. 2. Aufl. Heidelberg u.a.: Quelle & Meyer, S. 177-193.
- Schäfers, Bernhard/Lehmann, Bianca (2006): Gruppe. In: Schäfers, Bernhard/Kopp, Johannes (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 9. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, S. 97-101.
- Schenk, Michael (1983): Das Konzept des sozialen Netzwerkes. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 88-104.
- Schenk, Michael (1995): Soziale Netzwerke und Massenmedien. Untersuchungen zum Einfluß der Pfenning persönlichen Kommunikation. Tübingen: Mohr.
- Scherf, Henning (2007): Grau ist bunt. Was im Alter möglich ist. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau: Herder.

- Schmid, Michael (2004): Die Theorie der rationalen Wahl. Bemerkungen zu einem Forschungsprogramm. In: Schmid, Michael (Hrsg.): Rationales Handeln und soziale Prozesse. Beiträge zur soziologischen Theoriebildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 146-170.
- Schneider, Hans-Dieter (1985): Kleingruppenforschung. 2. Aufl. Stuttgart: Teubner.
- Schneider, Norbert F.; Krüger, Dorothea; Lasch, Vera; Limmer, Ruth; Matthias-Bleck, Heike (2001): Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, Ulrike; Siebel, Walter; Voesgen, Hermann; Mayer, Hans-Norbert (1989): Wandel des Wohnverhaltens. Abschlussbericht. AG Stadtforschung, Carl von Ossietzky Universität. Oldenburg. <http://www.irbnet.de/daten/rswb/92009500-561.pdf> [Zugriff: 15.6.2012].
- Schneiders, Katrin (2011): Zurück zur Großfamilie? Chancen und Grenzen gemeinschaftlicher Wohnformen aus soziologischer Perspektive. In: Sozialer Fortschritt 60, 11, S. 264-271.
- Schnell, Rainer (1994): Graphisch gestützte Datenanalyse. München: Oldenbourg.
- Schnell, Rainer (1997): Nonresponse in Bevölkerungsumfragen. Ausmaß, Entwicklung und Ursachen. Opladen: Leske + Budrich.
- Schnell, Rainer; Hill, Paul B.; Esser, Elke (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. 8. Aufl. München: Oldenbourg.
- Schnur, Olaf (2012): Nachbarschaft und Quartier. In: Eckardt, Frank (Hrsg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 449-474.
- Schöffler, Mona (2006): Wohnformen im Alter. Lahr: Kaufmann.
- Schollmeier, Axel (1990): Gartenstädte in Deutschland. Ihre Geschichte, städtebauliche Entwicklung und Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Münster: Lit-Verlag.
- Schroer, Markus (2001): Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schüle, Johann August (1978): Einleitung: Historische und soziale Aspekte ‚alternativer‘ Primärgruppen. In: Schüle, Johann August (Hrsg.): Kommunen und Wohngemeinschaften. Der Familie entkommen? Eine Textsammlung. Gießen: Focus-Verlag, S. 9-28.
- Schüle, Johann August (1983): Konstitution und Dynamik ‚offener‘ Primärgruppen. Zur Situation von Wohngemeinschaften. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 391-419.
- Schüle, Johann August (1990): Gemeinschaftliches Wohnen in der Industriekultur. In: Nicht isoliert und doch für sich. Von der Gemeinschaft in Wohnprojekten bis zu neuen Formen im Umgang mit Nachbarn. Bildungs- und Exerzitienhaus Lainz. Wien (Publikationen des Instituts für Ehe und Familie, Nr. 6), S. 27-36.
- Schulte, Elke (2009): Mehrgenerationenwohnen. Eine Antwort auf die Herausforderungen des demographischen und sozialen Wandels? Hamburg: Diplomica Verlag.

- Schulz-Nieswandt, Frank; Köstler, Ursula; Langenhorst, Francis; Marks, Heike (2012): *Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schwartz, Shalom H. (1992): *Universals in the Content and Structure of Values: Theoretical Advances and Empirical Tests in 20 Countries*. In: Zanna, Mark P. (Hrsg.): *Advances in Experimental Social Psychology*. San Diego, CA: Academic Press, S. 1-65.
- Schwonke, Martin (1994): *Die Gruppe als Paradigma der Vergesellschaftung*. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): *Einführung in die Gruppensoziologie. Geschichte, Theorien, Analysen*. 2. Aufl. Heidelberg u.a.: Quelle & Meyer, S. 37-53.
- Scott, John (2000): *Social network analysis. A handbook*. 2. ed. London: Sage Publications.
- Scott-Hansen, Chris/Scott-Hansen, Kelly (2005): *The cohousing handbook. Building a place for community*. Rev. ed. Philadelphia/Great Britain: New Society.
- Shoemaker, Pamela J.; Eichholz, Martin; Skewes, Elizabeth A. (2002): *Item Nonresponse: Distinguishing between don't know and refuse*. In: *International Journal of Public Opinion Research* 14, 2, S. 193-201.
- Siebel, Walter (1989): *Wandlungen im Wohnverhalten*. In: Brech, Joachim (Hrsg.): *Neue Wohnformen in Europa. Berichte des vierten internationalen Wohnbundeskongresses in Hamburg*. Darmstadt: Verlag f. wissenschaftliche Publikationen, S. 13-40.
- Sieder, Reinhard (1987): *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1958a [1908]): *Das Geheimnis und die geheime Gesellschaft*. In: Simmel, Georg (Hrsg.): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 4. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, S. 257-304.
- Simmel, Georg (1958b [1908]): *Die Kreuzung sozialer Kreise*. In: Simmel, Georg (Hrsg.): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 4. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, S. 305-344.
- Simmel, Georg (1958c): *Die Selbsterhaltung der sozialen Gruppe*. In: Simmel, Georg (Hrsg.): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 4. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, S. 375-459.
- Simmel, Georg (1958d [1908]): *Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft*. In: Simmel, Georg (Hrsg.): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 4. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot, S. 460-526.
- Simon, Herbert A. (1957): *Models of Man. Social and Rational. Mathematical Essays on Rational Human Behavior in a Social Setting*. New York: John Wiley & Sons.
- Simonson, Julia (2004): *Individualisierung und soziale Integration. Zur Entwicklung der Sozialstruktur und ihrer Integrationsleistungen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Smith, Adam (1986 [1853]): *The Theory of Moral Sentiments*. Düsseldorf u.a.: Wirtschaft und Finanzen.
- Smith, William L. (1999): *Families and Communes: An Examination of Nontraditional Lifestyles*. Thousand Oaks, Calif. u.a.: Sage.
- Snijders, Tom A. B./Bosker, Roel J. (1999): *Multilevel analysis. An introduction to basic and advanced modeling*. London: Sage.

- SONG, Netzwerk: Soziales Neu gestalten (Hrsg.) (2008): Zukunft Quartier - Lebensräume zum Älterwerden. Band 1: Eine Potenzialanalyse ausgewählter Wohnprojekte. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- SONG, Netzwerk: Soziales Neu gestalten (Hrsg.) (2009a): Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älterwerden. Band 2: Eine neue Architektur des Sozialen – Sechs Fallstudien zum Welfare Mix. Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung.
- SONG, Netzwerk: Soziales Neu gestalten (Hrsg.) (2009b): Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älterwerden. Band 3: Soziale Wirkung und ‚Social Return‘ – Eine sozio-ökonomische Mehrwertanalyse gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Gütersloh: Verlag Bertelsmann-Stiftung.
- Spiegel, Erika (1986): Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- u. Standortverhältnisse. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Stat. BA, Statistisches Bundesamt (2004): Demographische Standards. Wiesbaden.
- Stat. BA, Statistisches Bundesamt (2011): Demografischer Wandel in Deutschland. Bevölkerungs- und Haushaltsentwicklung im Bund und in den Ländern. Heft 1. Wiesbaden.
- Stegbauer, Christian (2002): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stegbauer, Christian (2008): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Einige Anmerkungen zu einem neuen Paradigma. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11-19.
- Stender, Brigitte (2005): Die Hausgemeinschaft in gesunden und kranken Tagen. In: Forum Gemeinschaftliches Wohnen (Hrsg.): Miteinander – Füreinander unter einem Dach. Keimzellen für solidarisches Handeln. Hannover: Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V. (Forum aktuell, 17), S. 29-31.
- Stiehler, Steve (2009): Freundschaften unter Erwachsenen. In: Lenz, Karl/Nestmann, Frank (Hrsg.): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim: Juventa-Verlag, S. 383-401.
- Stiess, Immanuel (2013): Synergien von Umwelt- und Sozialpolitik – Soziale Innovationen an der Schnittstelle von Umweltschutz, Lebensqualität und sozialer Teilhabe. In: Rückert-John, Jana (Hrsg.): Soziale Innovation und Nachhaltigkeit: Perspektiven sozialen Wandels. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 33-49.
- Stiftung trias (2012): Rechtsformen für Wohnprojekte. Hattingen.
- Stork, Diana/Richards, William D. (1992): Nonrespondents in Communication Network Studies. In: Group & Organization Management 17, 2, S. 193-209.
- Strohmeier, Klaus Peter/Schultz, Annett (2005): Familienforschung für die Familienpolitik. Wandel der Familie und sozialer Wandel als politische Herausforderungen. Bochum.
- Strohmeier, Rahel/Knöpfel, Carlo (2005): Was heißt soziale Integration? Öffentliche Sozialhilfe zwischen Anspruch und Realität. Luzern: Caritas-Verlag.
- Suck, Stephanie/Tinzmann, Beate (2005): Intergenerative Projekte in NRW. Bestandsaufnahme, Bewertung, Vernetzungs- und Qualifizierungsbedarf. Dortmund.
- Szydlik, Marc (2000): Lebenslange Solidarität. Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske + Budrich.

- Szypulski, Anja (2008): Gemeinsam bauen – gemeinsam wohnen. Wohneigentumsbildung durch Selbsthilfe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tegethoff, Hans Georg (1999): Soziale Gruppen und Individualisierung: Ansätze und Grundlagen einer revidierten Gruppenforschung. Neuwied u.a.: Luchterhand.
- Tesch-Römer, Clemens (2010): Soziale Beziehungen alter Menschen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Teune, Henry (1984): Integration. In: Sartori, Giovanni (Hrsg.): Social Science Concepts. A Systematic Analysis. Beverly Hills: Sage Publications, S. 235-264.
- Thibaut, John W./Kelley, Harold H. (1959): The Social Psychology of Groups. New York: John Wiley & Sons.
- Thieme, Frank (2008): Alter(n) in der alternden Gesellschaft. Eine soziologische Einführung in die Wissenschaft vom Alter(n). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Thomas, Gerlinde (2012): Individuelle Wohnformen. In: Gabriele Kleiner (Hrsg.): Alter(n) bewegt. Perspektiven der sozialen Arbeit auf Lebenslagen und Lebenswelten. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205-227.
- Thome, Helmut (1998): Soziologie und Solidarität: Theoretische Perspektiven für die empirische Forschung. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.): Solidarität. Begriff und Problem. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 217-262.
- Thompson, Christopher/Weiß, Bernd (2012): An Introduction to Basic Meta-analysis (unveröff.).
- Tjaden-Jöhren, Doris (2004): Aller Anfang ist schwer – Alternative Wohnformen. In: Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter (Hrsg.): Die Wohnform mit Zukunft. Selbstbestimmtes Wohnen in Gemeinschaft. Hannover: Forum für gemeinschaftliches Wohnen im Alter e.V. (Forum aktuell, 16), S. 7-10.
- Tönnies, Ferdinand (1969 [1887]): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Trappmann, Mark; Hummell, Hans J.; Sodeur, Wolfgang (2005): Strukturanalyse sozialer Netzwerke. Konzepte, Modelle, Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tsai, Ming-Chang (2006): Sociable resources and close relationships: Intimate relatives and friends in Taiwan. In: Journal of Social and Personal Relationships 23, 1, S. 151-169.
- Tuckman, Bruce W. (1965): Developmental sequence in small groups. In: Psychological Bulletin 63, 6, S. 384-399.
- Tyrell, Hartmann (1983): Zwischen Interaktion und Organisation I: Gruppe als Systemtyp. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 75-87.
- Tyvimaa, Tanja (2011): Social and physical environments in senior communities: the Finnish experience. In: International Journal of Housing Markets and Analysis 4, 3, S. 197-209.
- Ueltzhöffer, Jörg (1999): Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft. Stuttgart: Sozialministerium Baden-Württemberg.
- Unger, Helga (2005): Die Beginen. Eine Geschichte von Aufbruch und Unterdrückung der Frauen. Freiburg im Breisgau u.a.: Herder Verlag.

- Verbrugge, Lois M. (1977): The Structure of Adult Friendship Choices. In: *Social Forces* 56, 2, S. 576-597.
- Verbrugge, Lois M. (1979): Multiplexity in Adult Friendship. *Social Forces* 57, S. 1286-1309.
- Verbrugge, Lois M. (1983): A Research Note on Adult Friendship Contact: A Dyadic Perspective. In: *Social Forces* 62, S. 78-83.
- Vestbro, Dick Urban (2000): From collective housing to cohousing – A summary of research. In: *Journal of architectural and planning research* 17, 2, S. 164-177.
- Vestbro, Dick Urban/Horelli, Liisa (2012): Design for Gender Equality: The History of Co-Housing Ideas and Realities. In: *Built Environment* 38, 3, S. 315-335.
- Vierkandt, Alfred (1972): Solidarität. In: Bernsdorf, Wilhelm (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag (Bd. 3), S. 704-706.
- Voegen, Hermann (1989a): Stunden der Nähe – Tage der Distanz. Zum Verhältnis von Distanz und Nähe in Wohngruppen. In: Brech, Joachim (Hrsg.): *Neue Wohnformen in Europa. Berichte des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg*. Darmstadt: Verlag f. wissenschaftliche Publikationen, S. 94-107.
- Voegen, Hermann (1989b): Stunden der Nähe – Tage der Distanz. In: Schneider, Ulrike; Siebel, Walter; Voegen, Hermann; Mayer, Hans-Norbert: *Wandel des Wohnverhaltens*. Oldenburg, S. 231-412. <http://www.irbnet.de/daten/rswb-92009500561.pdf> [Zugriff: 25.2.2010].
- Voges, Wolfgang (2008): *Soziologie des höheren Lebensalters*. Augsburg: Maro Verlag.
- Völker, Beate; Flap, Henk; Mollenhorst, Gerald (2009): Changing Places: The Influence of Meeting Places on Recruiting Friends. In: Hsung, Ray-May; Lin, Nan; Breiger, Ronald L. (Hrsg.): *Contexts of social capital. Social Networks in Markets, Communities, and Families*. New York u.a.: Routledge, S. 28-48.
- Voss, Thomas (1985): *Rationale Akteure und soziale Institutionen. Beitrag zu einer endogenen Theorie des sozialen Tauschs*. München: R. Oldenbourg.
- Wagner, Michael (2002): Familie und soziales Netzwerk. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse*. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 227-251.
- Wagner, Michael (2008): Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen. In: Schneider, Norbert F. (Hrsg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde*. Opladen: Budrich, S. 99-120.
- Wagner, Michael; Schütze, Yvonne; Lang, Frieder R. (1996): Soziale Beziehungen alter Menschen. In: Mayer, Karl Ulrich; Baltes, Paul B. (Hrsg.): *Die Berliner Altersstudie. Das höhere Alter in interdisziplinärer Perspektive*. Berlin: Akademie Verlag, S. 301-319.
- Wagner, Michael/Wolf, Christof (2001): Altern, Familie und soziales Netzwerk. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 4, 4, S. 529-554.
- Wagner, Simone (2009): Datenerhebung bei Spezialpopulationen am Beispiel der Teilnehmer lokaler Austauschnetzwerke. In: Kriwy, Peter/Gross, Christiane (Hrsg.): *Klein aber fein! Quantitative empirische Sozialforschung mit kleinen Fallzahlen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 127-147.

- Walter, Wolfgang (1993): Unterstützungsnetzwerke und Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat. In: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz (Hrsg.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag, S. 331-354.
- Wang, Ben-Chaung; Chou, Fang-Yi; Lee, Yung-Jaan (2012): Ecological footprint of Taiwan: A discussion of its implications for urban and rural sustainable development. In: Computers, Environment and Urban Systems 36,4, S. 342-349.
- Wasserman, Stanley/Faust, Katherine (1994): Social Network Analysis: Methods and Applications. Cambridge: University Press.
- WBfF, Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2012): Generationenbeziehungen. Herausforderungen und Potenziale: Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Sozialökonomik. Tübingen: Mohr.
- Wehrli-Johns, Martina/Opitz, Claudia (1998): Fromme Frauen oder Ketzerinnen. Leben und Verfolgung der Beginen im Mittelalter. Freiburg u.a.: Herder Verlag.
- Weiß, Bernd (2008): Meta-Analyse als Verfahren der Forschungssynthese in der Soziologie. Dargestellt anhand zweier Fallbeispiele zum Schulabsentismus. Diss. Köln: Universität zu Köln.
- Weiß, Bernd/Wagner, Michael (2008): Potentiale und Probleme von Meta-Analysen in der Soziologie. In: Sozialer Fortschritt 57, 10-11, S. 250-256.
- Wellman, Barry (1979): The Community Question: The Intimate Networks of East Yorkers. In: The American Journal of Sociology 84, 5, S. 1201-1231.
- Wellman, Barry (1988): Structural analysis: from method and metaphor to theory and substance. In: Wellman, Barry/Berkowitz, Stephen D. (Hrsg.): Social structures: a network approach. Cambridge: Cambridge University Press, S. 19-61.
- Weltzien, Dörte (2004): Neue Konzeptionen für das Wohnen im Alter. Handlungsspielräume und Wirkungsgefüge. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verlag.
- Wenger, G. Clare/Jerome, Dorothy (1999): Change and stability in confidant relationships: Findings from the Bangor Longitudinal Study of Ageing. In: Journal of Aging Studies 13, 3, S. 269-294.
- Wentowski, Gloria J. (1981): Reciprocity and the Coping Strategies of Older People: Cultural Dimensions of Network Building. In: The Gerontologist 21, 6, S. 600-609.
- Wildmann, Lothar (2010): Einführung in die Volkswirtschaftslehre, Mikroökonomie und Wettbewerbspolitik. Module der Volkswirtschaftslehre Band I. 2. Aufl. München: Oldenbourg.
- Williams, Jo (2005a): Designing Neighbourhoods for Social Interaction: The Case of Cohousing. In: Journal of Urban Design 10, 2, S. 195-227.
- Williams, Jo (2005b): Sun, Surf and Sustainable Housing – Cohousing, the Californian Experience. In: International Planning Studies 10, 2, S. 145-177.
- Williams, Jo (2008): Predicting an American future for cohousing. In: Futures 40, S. 268-286.
- Willke, Helmut (1978): Elemente einer Systemtheorie der Gruppe: Umweltbezug und Prozeßsteuerung. In: Soziale Welt 29, S. 343-357.

- Willke, Helmut (1983): Gesellschaftliche Wirkungen der Kommunebewegung. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 156-171.
- Windzio, Michael/Winkler, Niels (o.J.): Soziale Netzwerke und Lernklima im Schulalltag – Ethnische, kulturelle und sozial-räumliche Faktoren der Integration. Datenschutzkonzept einer Längsschnittstudie in der vierten, fünften und sechsten Jahrgangsstufe. Universität Bremen. <http://www.mus.uni-bremen.de/fileadmin/documents/schulbefragung/datenschutz.pdf> [Zugriff: 3.8.2013].
- Wiswede, Günter (2001): Solidarität: Versuch einer Synopse. In: Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hrsg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen: Leske + Budrich, S. 323-350.
- Wittek, Rafael/Flache, Andreas (2001): Solidarität am Arbeitsplatz. In: Bierhoff, Hans-Werner/Fetchenhauer, Detlef (Hrsg.): Solidarität. Konflikt, Umwelt und Dritte Welt. Opladen: Leske + Budrich, S. 149-182.
- Wittek, Rafael/Flache, Andreas (2002): Rational Choice und Organisationstheorie. In: Allmendinger, Jutta/Hinz, Thomas (Hrsg.): Organisationssoziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 55-87.
- Wolf, Christof (1995): Religiöse Sozialisation, konfessionelle Milieus und Generation. In: Zeitschrift für Soziologie 24, 5, S. 345-357.
- Wolf, Christof (1996): Gleich und gleich gesellt sich. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften. Hamburg: Kovac.
- Wolf, Christof (2006): Egozentrierte Netzwerke. Erhebungsverfahren und Datenqualität. In: Diekmann, Andreas (Hrsg.): Methoden der Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 244-273.
- Woodward, Alison E. (1987): Public Housing Communes: A Swedish Response to Postmaterial Demands. In: van Vliet, Willem; Choldin, Harvey; Michelson, William; Popenoe, David (Hrsg.): Housing and neighborhoods. Theoretical and empirical contributions. Westport: Greenwood Press, S. 215-238.
- Woodward, Alison E. (1989): Communal Housing in Sweden: A Remedy for the Stress of Everyday Life? In: Franck, Karen A./Ahrentzen, Sherry (Hrsg.): New Households, new Housing. New York: Van Nostrand Reinhold, S. 71-94.
- Zerche, Jürgen; Schmale, Ingrid; Blome-Drees, Johannes (1998): Einführung in die Genossenschaftslehre. Genossenschaftstheorie und Genossenschaftsmanagement. München: Oldenbourg.
- Zimmermann, Gunter E. (2001): Organisation. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 7. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, S. 261-264.